<36636510100016

<36636510100016

Bayer. Staatsbibliothek

Cbc. 3430. - 1

Moralische

Versuche,

oder

Briefe,

vom verstorbenen

Herrn Nicole.

I. Band.

Aus dem Französischen übersetzt.

Mit Erlaubniß der Obern.

Bamberg und Wirzburg,
im Verlag bey Tobias Göbhardt, Universitäts
Buchhändler, 1784.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachricht.

Man wird dieser Sammlung keine Vorrede vorsetzen. Dergleichen Schriften werden nur gar zu sehr gemißbraucht. Ofimals dienen sie nur, Bücher, die man unterdrücken sollte, anzukündigen; oder doch wenigstens die, welche von gleichem Schlage sind, gar zu sehr herauszustreichen. Man kann mit Wahrheit sagen, daß in Ansehung des Werks, welches man hier heraus giebt, von diesem allem nichts zu besorgen ist. Wenige verdienen es eben so wohl, als dieses, herauszukommen; wenige treten mit mehrerer Würde ans Licht; und wenige öffnen denen, die ihre Beredsamkeit gern zeigen möchten, ein schöneres Feld. Man ist aber versichert, daß der bloße Name des Verfassers dieser Briefe bey dem Publikum die Stelle der herrlichsten Lobsprüche vertreten wird. Ein jeder kennt sein großes Genie, seine erhabenen und gründlichen Gedanken, seine starken Vernunftschlüße, seine feine Beurtheilungskraft; mit einem Worte seine

Einsicht, seine Kenntnisse und seine Liebe zur Wahrheit; und alles dieses sind lauter günstige Vorurtheile für diese Briefe.

Ueberdieses weis man, daß die Briefe großer Männer unter ihren Schriften die erste Stelle einnehmen. Hier sieht man, daß sie sich weit leichter, weit mehr nach der Wahrheit, und weit natürlicher ausdrücken. In ihren übrigen Schriften nehmen sie eine gewisse Miene an, sie beobachten eine gewisse Ordnung, und oftmals zwingen sie sich sogar, und geben sich eine ganz andere Gestalt. Sie hören mehr den Verstand, als das Herz, an. Sie folgen mehr der Kunst, als der Natur: *Plus poetice, quam humane.* Da es hingegen in den vertrauten Briefen nicht mehr ein Schriftsteller ist, welcher schreibt, sondern ein Mensch; die Natur redet, das Herz erklärt sich. Es zeigt sich in demselben oftmals so, wie es wirklich beschaffen ist. Hier findet man seine lebhaftesten Einfälle, seine schönsten Gedanken und seine ädelsten Neigungen. Hier werden diese große Männer weit liebenswürdiger, weil sie sich besser bekannt machen; sie machen sich besser bekannt, weil sie sich besser einsehen lassen; und sie lassen sich besser einsehen, weil, indem sie ihre Gedanken über verschiedene Sachen ganz natürlich ausdrücken und abschildern, man Gelegenheit hat, sie oftmals in diesen Abschilderungen wieder zu finden. Man empfindet bey sich selbst,

daß

daß das, was man lieſt, wahr iſt. Man findet eine Aret von Troſte in dieſer gleichen und gemeinſchaftlichen Art zu denken, und man wird gewahr, daß man geneigt iſt, denjenigen zu lieben, der uns dieſe Ueberei ſtimmung des Geſchmacks be annt macht, und uns dieſes Vergnügen verſchafft.

Ich zweifle nicht, daß fromme und gottesfürchtige Perſonen, wenn ſie dieſe Briefe leſen, dieſes oftmals auf eine glückliche Art erfahren werden. Man wird eine reine, richtige und evangeliſche Sittenlehre, und Entſcheidungen in Anſehung der mehreſten Pflichten des Chriſtenthums in allen und jeden Ständen, auf welche man ſich verlaſſen kann, finden; und alles dieſes wird auf Grundſätzen der Religion beruhen, die ſo unſtreitig und ſo deutlich vorgetragen ſind, und auch von einem jeden ſo leicht gefaßt und eingeſehen werden können, daß, ſo ſehr man auch wider die Caſuiſten eingenommen iſt, man doch, wenn man dieſen hat kennen lernen, nicht wohl umhin können wird, zu wünſchen, ihn genauer kennen zu lernen, und mehr mit ihm umgehen.

Verzeichniß

der in diesem ersten Bande enthaltenen Briefe.

Brief. Seite

I. An Mademoiselle *** Was für eine große Gnade es ist, von Gott das Verlangen, der Welt zu entsagen, empfangen zu haben. 1

II. An ebendieselbe. Von dem, worauf man sehen muß, wenn man einen Stand oder eine Lebensart erwählen will. 6

III. An ebendieselbe. Untersuchung dieser Regel: Die jungen Leute müssen sich in nichts auszeichnen. 15

IV. Wie man zween Beichtväter haben kann, und wie es gefährlich seyn würde deren zween zu haben. 22

V. An eine Nonne. Wenn man gleich noch so tugendhaft ist; so hat man doch allzeit beständig fortdauernde Ursachen, sich zu demüthigen, und über sich zu wachen. 30

VI. An den Herrn Abt von Chatillon. Von den verschiedenen Gesinnungen gottesfürchtiger Personen. Regeln, um die, welche gerecht oder fromm sind, von denen, die es nicht sind, zu unterscheiden. 33

VII. An die Frau von *** Von den verschiedenen Eigenschaften der vorgefaßten Meynungen. 40

Verzeichniß.

VIII. An eine Abtissinn. Die vorgefaßten Meynungen, welche Freunde wider uns hegen, sollen unsere Neigung zu ihnen nicht vermindern, und diese Meynungen können uns nützlich seyn. 47

IX. An ebendieselbe. Wir sollen auf die Urtheile, die wir von andern fällen, mehr Acht haben, als auf die, welche man von uns fällt. 53

X. Verschiedene Mittel, die Kenntnisse, die man nöthig hat, zu erlangen; in wie fern uns andere dabey behülflich seyn können. 57

XI. Von Antipathien, wie sehr sie im Ehestande zu befürchten sind. 62

XII. Es ist allzeit gut, die Vortheile eines ehelosen Lebens betrachten zu lassen, wenn man es nur den Kirchendienern überläßt, zu entscheiden, ob man heurathen soll, oder nicht. 69

XIII. Man muß an sich einzusehen suchen, was Phantasie oder Einbildung, und was Vernunft ist. 77

XIV. An eine Nonne. Es ist gemeiniglich eine Versuchung, seine Zuflucht zu entfernten Mitteln zu nehmen, und die nahen nicht zu brauchen. 86

XV. An eine Nonne. Man kann sich auf die Freundschaft der Menschen nicht sonderlich verlassen. 97

XVI.

der Briefe.

XVI. An dieselbe. Von den Briefchen und Sprüchen, die von gewissen Personen auf den Rücken der Bilder geschrieben werden. 105

XVII. An dieselbe. Von der Nothwendigkeit, den Nonnen gute Bücher zu verschaffen. Eine Nonne muß einen Beichtvater entbehren können, wenn ihr Gott keinen giebt. 113

XVIII. An dieselbe. Man muß alle gute Gewohnheiten sorgfältig beybehalten. 122

XIX. An dieselbe. Man soll auf alles, was uns daran erinnert, daß unser Leben vergeht, gar sehr Acht haben. 127

XX. An dieselbe. Drey Gemüthsverfassungen oder Zustände, in welchen man an den Tod denken soll. 133

XXI. An dieselbe. Man kann allzeit von denselben Wahrheiten Nutzen haben, wenn man sie mehr einsieht. 144

XXII. An die Mutter N. *** Daß das sterbende Leben ein vortreffliches Leben ist. 149

XXIII. An die Mutter N. *** Mißtrauen, welches man in die zärtlichen Freundschaften setzen soll. 151

XXIV. An die Frau von Saint-Loup. Daß ein Leben ohne Umgang, mit andern, und bey welchem man sich in nichts mengt, sehr schwer ist, sich aber sehr gut für diejenigen schickt, die in die Welt sind verwickelt gewesen. 156

Verzeichniß

XXV. An dieselbe. Er zeigt durch sein Beyspiel, wie nützlich es ist, sich an die Beraubungen der Gemächlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zu gewöhnen. 160

XXVI. An dieselbe. Von den Postulanten, oder Personen, die Nonnen werden wollen. 167

XXVII. An eine Novize. Daß sie ihre Fehler nicht muthlos machen, sondern ermuntern sollen, mit einem immer neuen Eifer auf dem einmal betretenen Wege fortzugehen. 172

XXVIII. An dieselbe. Von ihrem Ordensgelübde. 176

XXIX. An eine Aufseherinn der Novizen. Wie vortrefflich und belohnenswürdig die Liebe ist, die man gegen diejenigen ausübt, welche man zum Klosterleben bildet. 181

XXX. Ueber eine Postulantinn. Man muß vielmehr nach den Handlungen, als nach den Worten, von ihr urtheilen. Von der Lebhaftigkeit des Geistes. 137

XXXI. An Mademoiselle *** Alle Menschen handeln nach ihrer Gemüthsart oder Laune, und begehen Fehler. Die Heiligen unterscheiden sich von ihnen dadurch, daß sie sie einsehen und sich zu Nutze machen. Von verborgenen Sünden. 190

XXXII. An dieselbe. Das christliche Leben besteht im Leiden, oder zugleich mit den Leidenden Mitleiden zu haben. 193

XXXIII. An dieselbe. Gelehrte junge Frauenzimmer. Art und Weise die lateinische Sprache zu lernen. 194

XXXIV. An dieselbe. Von der Glückseligkeit derer, die sich ganz von der Welt losgerissen haben. 197

XXXV. An dieselbe. Daß es für uns gut und heilsam ist, schätzbare Personen anzutreffen, zu welchen wir keine Neigung haben. 201

XXXVI. An dieselbe. Daß das Unvermögen eine große Gabe ist. 205

XXXVII. An dieselbe. Wie man sich gegen eitle und neugierige Personen verhalten soll. 208

XXXVIII. An dieselbe. Von den Freunden. Daß man sich nach ihren verschiedenen Charaktern richten, und in Ansehung dessen, was von ihrem guten Willen abhängt, nichts von ihnen verlangen soll. 210

XXXIX. An dieselbe. Von der Geschicklichkeit der Eigenliebe, unsere Fehler vor uns zu verhölen; und von den Bußen, die sie auflegt. 212

XL. Daß man nicht alle fremde Nonnen mit Recht aus den Klöstern ausschließen kann. 216

XLI. Es gehört eine nahe und genaue Aufsicht dazu, wenn man diejenigen, die zur Nachläßigkeit geneigt sind, bey der Beobachtung ihrer Pflicht und Schuldigkeit erhalten will. 220

XLII. An den Herrn von Sacy. Daß man bisweilen die ungerechten Urtheile, die

die man über uns fällt, mit Recht vermeiden kann. 225

XLIII. Daß es für die Kirche und auch für die Schriftsteller selbst gut seyn würde, wenn die guten Bücher, die man in unserer Sprache herausgegeben hat, in der lateinischen wären abgefaßt worden. Von der Geschichte des heiligen Ludwigs. Von dem Charakter der itzigen Beredtsamkeit. 229

XLIV. Ueber eine Antwort der Mademoiselle Voller, welche die Leute begleitete, die Schritte Jesu Christi zu ehren. 234

XLV. Man muß die ausserordentlichen und wunderbaren Dinge, so viel man kann, bestättigen, und zeigen, daß sie wahr sind. 242

XLVI. **An eine Vorsteherinn eines Klosters.** Von dem, was man denen schuldig ist, welche die Wahrheit und Gerechtigkeit verfolgen. 255

XLVII. **An eine Vorsteherinn des Instituts von der Visitation.** Von der Absicht und dem Geiste dieses Instituts. 263

XLVIII. **An eine Vorsteherinn eines Klosters.** Wie man sich die Lehren, die man andern giebt, zu Nutze machen kann. 272

XLIX. **An dieselbe.** Vom Gebethe der Nonnen von der Visitation. 282

L. **An eine Nonne.** Wie man sich gegen diejenigen verhalten soll, mit welchen schwer auszukommen ist. 285

LI. Man soll, besonders Frauenzimmern, nur mit vieler Behutsamkeit sagen, wie sie sich verhalten sollen, wenn man nicht vermöge seines Amts dazu verpflichtet ist. 294

LII. Von der Pflicht der Mönche und der Nonnen, ihren Superioren ihr Inneres bekannt zu machen, und von dem Nutzen, den sie davon haben. 297

LIII. An die Superiorinn zu Annecy. Von der Hochachtung, die man gegen gottergebene Personen hegen, und von dem Nutzen, den man von den Verbindungen, in welchen man mit ihnen steht, zu haben suchen soll. 314

LIV. An den Herrn von Sacy. Daß die Freundschaften, die auf der christlichen Liebe beruhen, sehr hoch zu schätzen, und denen, die sie gegen den Nächsten ausüben, sehr nützlich sind. 318

LV. Daß an den Menschen nichts groß, wirklich und schätzbar ist, als die Furcht und Liebe Gottes. 321

LVI. An die Frau de la Houssaye, Wie sich die Dankbarkeit zu dem Begriffe schickt, den uns die Religion von den Liebeswerken macht, die denen, die sie ausüben, nützlicher sind, als denen, gegen welche sie ausgeübt werden. Daß eine christliche Mutter das Werkzeug der Heiligung ihrer Familie ist. 330

LVII. Ueber den Tod seiner Schwester. 335

LVIII. An die Frau Abtissinn von Sauvoir. Ueber den Tod ihrer Mutter. Er redet mit ihr von dem Geiste des Opfers, der die Christen bewegen soll, Gott ihre liebsten Sachen aufzuopfern. 337

Ende des Verzeichnisses der Briefe.

Moralische Versuche,

oder

Briefe,

vom verstorbenen

Herrn Nicole.

I. Brief.

Was für eine große Gnade es ist, von Gott das Verlangen, der Welt zu entsagen, empfangen zu haben.

An Mademoiselle ***

Ich kann sagen, Mademoiselle, daß das Verlangen, welches ich habe, sie kennen zu lernen, und sie von meiner Hochachtung zu versichern, eben so alt ist, als dasjenige, welches das lesen gewisser Bücher in ihnen erreget hat, den Verfasser derselben kennen zu lernen; und ich glaube so gar hinzusetzen zu können, daß es gewissermaßen noch gegründeter, als das ihrige, ist.

Denn es ist unter dem, was ein Schriftsteller schreibt, wenn er sich in eine gewisse Gegend erhebt, die sein gewöhnlicher Aufenthalt nicht ist, und dem, was er wirklich ist, ein so großer Unterschied, daß man von dem einen auf das andere nicht schliessen kann; aber die Hochachtung, die ich gegen sie hege, hat weit tüchtigere Gründe. Ausser den Zeugnissen, die mir Mademoiselle N. bey verschiedenen Gelegenheiten von ihrer Gottesfurcht gegeben hat, ist dasjenige, was einem jeden vor Augen liegt, weil sie sich nicht in die Welt begeben wollen, ob sie gleich alles dazu anzutreiben scheint, so beträchtlich, daß sie es genehm halten sollen, wenn man in ihnen die besondere Gnade ehrt, die ihnen Gott in diesem Stücke erzeigt. Die Welt ist in der That etwas so geringes, daß derjenige, welcher sie verläßt, wirklich nicht verläßt. Es ist aber auch die Schwachheit des Menschen so groß, daß es, in Ansehung seiner, nichts geringes ist, dieses nichts zu verlassen. Und Gott, dessen Güte unsere Handlungen vielmehr nach unserer Schwachheit, als nach ihrer eigenen Größe, abmißt, verbindet doch seine größten Belohnungen mit denselben. Welche Vergleichung findet wohl, Mademoiselle, zwischen dem Genusse der Welt, und der freywilligen Beraubung derselben, statt? Wenn man beydes nach der Vernunft und dem Glauben betrachtet; so ist der Genuß der Welt unschamhaft, vergänglich, und mit unzähligem Eckel und Abscheue verbunden. Er entweicht und verschwindet zu eben der Zeit,

da man sich seiner zu bemächtigen und ihn fest zu halten denkt. Aber die Entsagung der Welt ist ein wahres und wirkliches Gut, das in Ewigkeit dauern wird, und welches schon in diesem Leben der Seele einen Frieden verschaft, der unendlich weit mehr werth ist, als alle Ergötzlichkeiten. Der Genuß der Welt ist eine Wirkung der Niedrigkeit des Menschen, und ein Beweis von seinem Elende; aber die Entsagung der Welt ist eine Zurückkehrung der Seele zu ihrem wahren Glücke, und ihre wirkliche Größe. Es ist also klar, Mademoiselle, daß die Welt weiter zu nichts gut ist, als sie zu verlassen, und sie Gott aufzuopfern; und daß die wahre Wissenschaft des Menschen darinnen besteht, ihre Nichtigkeit einzusehen, und sein wahres Glück darinnen, sie zu verachten. Sie würden also nicht so dankbar seyn, als sie es seyn sollten, wenn sie nicht den Willen in Erwägung zögen, den ihnen Gott dazu als ein unschätzbares Gut giebt, welches alles, was ihnen die Welt geben kann, unendlich weit übersteigt. Es ist zwar dieses Gut noch nicht vollkommen, weil dieses Opfer nur erst angefangen ist, und man es in der ganzen Folge des Lebens vollenden muß. Denn es begreift nicht nur das Verzichthun auf den Ehestand, und die Erwählung eines von dem Luxus und den Ergötzlichkeiten entfernten Lebens, in sich; sondern auch die Ertödtung aller Leidenschaften, und die Abschaffung alles eiteln, so wohl innerlichen, als äusserlichen Vergnügens, und über-

haupt aller Gegenstände der Begierde, sie mögen leibliche oder geistliche seyn. Es ist auch das Werk des ganzen Lebens, und nicht etwan nur eines einzigen Tages, wie die erste Verzichthuung, die sie schon geleistet haben, welche indessen so wohl ihnen, als auch andern, zu einem Unterpfande dienen soll, daß derjenige, der sie diesen ersten Schritt hat thun lassen, sie auch die übrigen werde thun lassen. Sie sehen wohl, Mademoiselle, daß, wenn ich sie auf diese Art betrachte, ich von ihnen nicht anders, als sehr gut, urtheilen kann, weil es unmöglich ist, diejenigen Personen nicht hochzuschätzen, welche die Güter, die man hochschätzt, besitzen. Ich wünsche ihnen die Erfüllung und das Wachsthum darinnen. Und wenn ich auf irgend eine Art etwas dazu beytragen könnte; so können sie versichert seyn, daß ich es mit vieler Bereitwilligkeit thun würde. Es ist aber, Mademoiselle, so wohl ihr eigener Nutzen und Vortheil, als auch der meinige, der mich abhält, ihnen den Rath zu ertheilen, um welchen sie mich, wie sie zu erkennen geben, bitten wollen. Die Ursache, warum ich sie nicht ganz abweise, ist diese, weil ich oftmals gesehen habe, daß dasjenige, das gewisse Personen verlegen macht, auf Dinge hinaus läuft, die von so wenigen Betrachte und so deutlich sind, daß es weit besser ist, ihre Zweifel anzuhören, um ihr Gemüth zu beruhigen, und sie in den Stand zu setzen, ihre Belehrung in dem gewöhn-

lichen Verhalten zu finden, als sie in einer Verlegenheit zu lassen, die ihnen unnützer Weise viel Mühe macht; und mich dünkt, ich habe alle Ursache zu glauben, daß die ihrigen von der Art seyn werden. Wenn es aber Sachen von größerer Wichtigkeit wären, die von Einsichten abhiengen, die ich nicht habe, und auch nicht haben soll; so würde ich sie bitten, Mademoiselle, zu erwägen, daß ihnen niemand mit Nutzen dienen kann, wenn er nicht in Ansehung ihrer, ein Werkzeug Gottes ist, und daß man es nur seyn kann, wenn man die Regeln der christlichen Klugheit beobachtet, indem man in seinem Stande bleibt, und nichts unternimmt, das seine Einsicht und seinen Stand übersteigt. Alles, was ich für sie thun kann, läuft auf dasjenige hinaus, was Mademoiselle A. weit besser würde thun können, als ich, das heißt, ihnen meine Meynung über gewisse Dinge zu sagen, die mir angemessen sind, und ihnen diejenigen anzuzeigen, in Ansehung derer sie andere Leute, als mich, um Rath fragen sollen. Aber auch hierinnen würde es nöthig seyn, große Vorsichtigkeit zu brauchen. Denn obgleich in diesem Verfahren an sich alles gut ist, und es nicht heißt, in Ansehung ihrer den Gewissensrath zu machen, wenn ich es so mache, weil unter ihren Freundinnen keine zu finden ist, die nicht eben dieses thun könnte; so ist es doch leicht, dieser Sache eine lächerliche Wendung zu geben, die in Ansehung meiner verdrießliche Folgen haben könn-

re. Suchen sie also, wenn es ihnen gefällig ist, diese Unterhandlung heimlich zu halten, in Ansehung derer es gut seyn würde, so wenig, als möglich zu schreiben, und ich lasse mich nur deswegen darauf ein, weil ich glaube, ich werde ihnen in kurzer Zeit zeigen können, daß es nicht nöthig ist, ihnen viel zu schreiben.

II. Brief.

Von dem, worauf man sehen muß, wenn man einen Stand oder eine Lebensart erwählen will.

An ebendieselbe.

Wenn, Mademoiselle, weiter nichts erfordert würde, als sie von meiner Bereitwilligkeit, ihnen zu dienen, zu versichern; so würden sie von allem, was ihnen Sorge und Kummer machen kann, gar bald bewegt seyn. Ihr höfliches Schreiben würde die gleichgiltigsten Personen dazu bewegen können; und ich kann ihnen noch überdieses sagen, daß sich es in Ansehung ihrer nicht bin. Seit mehr, als zehen oder eilf Jahren, da ich Mademoiselle N. mit Hochachtung von ihnen habe reden hören, habe ich ihr in allen Stücken beygepflichtet, und sie so gar ermahnt, ihnen alle Liebesdienste zu erzeigen, die sie ihnen nur erzeigen könnte. Aber

we,

weder die Bereitwilligkeit ihnen zu dienen, noch die Hochachtung können mich bewegen, zu thun, was sie von mir verlangen. Es gehört viel Verstand und Einsicht dazu, wenn man von den Punkten reden will, die sie mir vorlegen; und ausser denen, die von der Gnade und Wissenschaft abhängen, giebt es auch noch welche, die von weit besonderern Kenntnissen ihres Zustandes abhängen, als ich davon haben kann. Ich sage ohne viele Umstände bloß, was ich weis; ich besorge aber gar sehr, weiter zu gehen, als meine Einsicht und Wissenschaft reicht, nicht nur, weil ich befürchte, mir selbst zu schaden; sondern auch, weil ich befürchte, durch unüberlegte Rathschläge Personen zu schaden, welchen ich gern dienen möchte. Indessen werde ich deswegen gegen sie doch nicht ein gänzliches Stillschweigen beobachten. Denn indem ich dasjenige übergehe, wozu Einsichten erfordert werden, die ich nicht habe; so kann ich mich an gewisse Dinge halten, die deutlich und gewiß sind. Und es kann sich so gar zutragen, daß diese deutlichen und gewissen Dinge hinlänglich sind, ihnen eine Einsicht in die Sachen zu verschaffen, die für mich nicht klar und deutlich sind, weil sie die besondere Kenntniß und Wissenschaft, die sie von sich selbst haben, damit verbinden werden.

Ich finde verschiedenes von der Art in dem Briefe, mit welchem sie mich beehrt haben. Die Ungewißheit, in welcher sie sich, in Ansehung der

Lebensart und des Standes, den sie erwählen werden, befinden, ist ohne Zweifel etwas sehr beschwerliches. Die Seele liebt von Natur die Gewißheit, und haßt die Unentschlossenheit und Dunkelheit. Man muß indessen gestehen, daß, wenn dieser Zustand keine vollkommene Gnade ist, er doch ein sehr beträchtlicher Anfang derselben ist. Die mehresten Frauenzimmer von ihrem Stande empfinden diese Ungewißheit nicht, weil ihre Leidenschaften, oder der unumschränkte Wille ihrer Aeltern, die von verschiedenen menschlichen Vortheilen geleitet werden, ihnen nicht verstatten, über die Wahl ihres Standes nachzudenken. Sie befinden sich in demselben, ehe sie noch Zeit gehabt haben, darüber nachzudenken, und mehrentheils sind sie auf dem Wege, von welchem ihre Ewigkeit abhängt, ohne im geringsten untersucht zu haben, ob er ihren Kräften angemessen war; so daß, wenn sie anfangen die Augen aufzuthun, sie in mancherley Unglück verwickelt sind, dem nicht abzuhelfen ist. Gott hat ihnen die Gnade erzeigt, Mademoiselle, sie von dieser Uebereilung zu bewahren, die gemeiniglich so wichtige und so schädlich Folgen nach sich zieht. Er hat sie von den Leidenschafeen befreyt, welche andere darein verwickeln. Und da er ihnen also Gelegenheit giebt, die Wichtigkeit dieser Wahl reiflich zu erwägen; so soll sie dieser Anfang der Gnade hoffen lassen, er werde ihnen auch die Gnade erzeigen, eine gute Wahl zu treffen.

Diese gute Wahl hängt vornehmlich von der Art und Weise ab, wie sie die Untersuchung anstellen werden, von welcher man überhaupt sagen kann, daß sie zu derselben alle Arten von Einsichten nöthig haben. Sie sollen sich selbst erkennen; sie sollen sich die Schwierigkeiten, die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Stände, in welche sie treten können, bekannt machen; und endlich sollen sie wissen, was es heißt, eine Christinn seyn, und in dem Stande, in welchen sie sich begeben, christlich zu leben.

Ich sage, sie sollen sich selbst erkennen; denn wie würden sie sonst urtheilen können, ob die Schwierigkeiten der Stände ihren Kräften und Neigungen angemessen wären, oder nicht? Diese Person stürzt sich in einem Stande ins Verderben, die sich in einem andern errettet würde, weil dieser Stand ihren Gesinnungen zuwider ist; und dieses Zuwiderseyn läßt sich nicht nach der Widersetzlichkeit beurtheilen, die sie gegen denselben, wenn sie sich darein begiebt, bey sich verspürt oder nicht verspürt. Denn da man die Stände, in welche man treten kann, nur obenhin kennt, und sich selbst noch weniger kennt; so trägt es sich oftmals zu, daß, weil man nicht tiefer, als in diese Oberfläche, eingedrungen ist, man ganz und gar nicht im Stande ist, die wesentlichen Pflichten des Standes, in welchen man tritt, auszuüben, und Versuchungen, die von demselben unzertrennlich sind, zu widerstehen.

Wenig Personen kennen sich so sehr, als es nöthig ist, diese Wahl zu treffen; wenn sie sich nicht an Gott wenden, um ihn um seine Erleuchtung zu bitten, und sich besser zu untersuchen, als es gemeiniglich geschieht. Man hält nicht lange dauernde Neigungen, die eine kleine Gewohnheit ohne Mühe zerstört, für beständige und dauerhafte Neigungen, und denkt nicht an andere Neigungen, die man oftmals zu gewissen Zeiten weniger verspürt, weil unser gegenwärtiger Zustand die Sachen, die sie würden erregen können, entfernt, welche aber, wenn sie sind erregt worden, Erschütterungen hervorbringen, die ungleich größer sind. Man muß auch die Schwierigkeiten der verschiedenen Parteyen, die man ergreifen kann, kennen lernen, um zu sehen, ob wir im Stande sind, sie zu überwinden; und das ist keine Sache, zu welcher nur eine kleine Untersuchung erfordert wird. Es giebt Stände, die durch einen falschen Schein schmeicheln, und welche dem Verstande anfangs nur das zeigen, was sie reizendes an sich haben, deren Schwierigkeiten aber, ob sie gleich verborgener sind, überaus groß sind; und es giebt auch andere, die etwas abschreckendes an sich haben, und welche anfangs Eckel und Widerwillen erregen, deren Schwierigkeiten aber sich in der Folge vermindern, gleichwie der Eckel umd Widerwille verschwinden. Aber die nöthigste und vielleicht am wenigsten gemeine Kenntniß, ist die Kenntniß der Pflichten des christlichen Lebens, und

der

der Verbindlichkeiten, die sie in allen Ständen in sich faßt. Ich sage, sie ist die nöthigste. Denn man sieht bey dieser Untersuchung nicht darauf, ob eine Lebensart den Sinnen angenehmer und ergötzender, als eine andere ist; sondern man sieht darauf, ob es leichter oder schwerer ist, in derselben ein christliches Leben zu führen, und selig zu werden. Man muß also zu dem Ende wissen, was das christliche Leben ist, das zur Seligkeit führt, und zu welchem man in einem jeden Stande verbunden seyn wird.

Ich sage auch, sie ist diejenige Kenntniß, die vielleicht am wenigsten gemein ist, weil es große Hindernisse giebt, welche machen, daß man diese Kenntniß nicht erlangt. Es ist wahr, daß, weil das christliche Leben ein solches Leben ist, das mit dem Evangelium übereinkömmt, es scheint, man dürfe es nur lesen, um sich einen rechten Begriff davon zu machen. Aber das geht nicht so. Wenn dieses Evangelium das einzige wäre, und wenn man nur dieses zu Rathe zöge; so würde man vielleicht ohne viele Mühe zu dieser Kenntniß gelangen; aber zum Unglücke fragt man ein anderes um Rath, das deren verschiedene in sich begreift, und man fragt es fast allzeit um Rath. Dieses andere Evangelium hat gemeiniglich mehr Macht über den Verstand, als das wahre, und es rottet alle Eindrücke desselben ohne Mühe aus.

Das ist, Mademoiselle, das Evangelium der Gewohnheit: welches durch alle unsere Sinne in

unsern Verstand eindringt, und in demselben durch die Reden und das Sehen der Menschen beständig erneuert wird. Dieses Evangelium erklärt das erste und schränkt es ein, und man hält also das Bild eines Lebens, das mit diesem zweyten Evangelium übereinkömmt, für das Bild eines christlichen Lebens. Da es nun in der Welt unzählige Menschen giebt, die in derselben nicht für unordentliche Leute gehalten werden, welche zur Beichte gehen, die Vergebung der Sünden erhalten, das Abendmahl oft genießen, und doch nicht unterlassen, einem Theile ihrer Leidenschaften zu folgen; so macht man sich nach dem, was man sie thun sieht, eine gewisse Sittenlehre, die man für das Bild des christlichen Lebens hält. Andern fehlt oftmals sehr viel, daß sich die Sache also verhielte. Es giebt viel Lebensarten, welche die Welt nicht verdammt, und die für christlich gehalten werden, es aber gar nicht sind; so daß diejenigen, die keinen andern Begriff, als diesen, davon haben, in sehr großer Gefahr sind, sich zu betriegen, weil es sich sehr oft zuträgt, daß, ob es gleich sehr leicht ist, in einem gewissen Stande auf eine dem Evangelium der Gewohnheit gemäße Art, und nach dem Beyspiele derer, die in der Welt rechtschaffene Leute zu seyn scheinen, zu leben, es doch sehr schwer ist, in derselben, nach den Regeln des rechten und wahren Evangeliums, christlich zu leben.

Alles

Alles dieses ist, Mademoiselle, ein wenig allgemein; was ich aber nun sagen werde, ist practischer. Sie sind nämlich gar nicht gedrungen, alle Schwierigkeiten der verschiedenen Stände, die sie erwählen können, zu wissen, weil sie nicht gedrungen sind, diese Wahl zu treffen. Sie können sich also Zeit nehmen, sich in Absicht auf diese verschiedenen Stände kennen zu lernen, und oftmals erlangt man diese Kenntniß nur nach und nach; man kann aber nicht zu zeitig wissen, was das heißt, eine Christinn seyn, und was ein christliches Leben ist, gleichwie man nicht zu zeitig anfangen kann, dieses Leben zu führen. Die Ungewißheit, in welcher sie sich befinden, kann lange dauern; und indem sie dauert, wird Gott ihnen dadurch zu erkennen geben, daß er nicht haben will, daß sie sich so gleich entschließen; und so ist mit diesem Stande selbst ein gewisses Licht verbunden, welches ihnen zu erkennen giebt, in dem Stande, in welchem sie sind, noch so lange zu bleibet, bis ihnen Gott mehrere Einsicht giebt, ihn zu verlassen. Man muß aber auch so gar in diesem Stande der Ungewißheit christlich leben; und dieses christliche Leben ist so gar die vornehmste Gemüthsverfassung, die Gnade zu erlangen, den Weg zu wählen, der sich für sie schickt, und welcher sie zur Seligkeit führen wird. Wenn man die Gnade erlangen will, bey der Erwählung eines entfernten Standes sich nach dem Willen Gottes zu richten; so muß man anfangen, ihn in seinem

gegenwärtigen Zustande zu vollbringen, und das, was an demselben mangelhaft seyn kann, zu verbessern. Ich habe Ursache zu glauben, daß sie es thun, Mademoiselle; es ist aber gut, diesen Gedanken bey ihnen zu erneuern, weil man nicht zu viel daran denken kann. Wenn sie so gar wünschen, oder dafür halten, man könne ihnen einen Dienst leisten; so soll es vornehmlich auf diese Art geschehen. Das Leben besteht aus Jahren, die Jahre aus Monaten, und die Monate aus Tagen. Wer also einen jeden Tag wohl zuzubringen weis, der weis auch die Monate und Jahre auf eine christliche Art zuzubringen. Man ist in seinen Pflichten treu, oder nicht treu; man kennt sie, oder kennt sie nicht; man streitet, oder streitet nicht; man strebt nach dem rechten Zwecke des christlichen Lebens, oder man trachtet nach nichts; das Leben ist entweder voll, oder leer; ohne gute Werke, oder voll guter Werke; ordentlich und einförig, oder ohne Einförmigkeit; mit Absicht, oder ohne Absicht; bußfertig, oder ohne Buße; ernsthaft und arbeitsam, oder unnütze und voller Belustigung. Von allem diesen weis ich nichts, und mag es auch so gar nicht wissen. Ich weis aber, daß es das beste, und so gar das einzige Mittel ist, aus der Ungewißheit, in welcher sie sich befinden, zu kommen, wenn sie ihren gegenwärtigen Zustand wohl einrichten. Ich hätte ihnen noch sehr viel andere Dinge auf ihren Brief zu sagen, und unter andern auch wegen der Regel, sich in dem Stan-

de und dem Alter, in welchem sie sich befinden, nicht auszuzeichnen, welches sehr zweydeutig ist, und gut und böse seyn kann, nach dem man es braucht und anwendet. Ich werde es zum Innhalte eines andern Briefs machen können. Damit aber dieser nicht gar zu lang werden möge; so will ich nur noch hinzusetzen, daß ich mir alle Mühe geben werden, ihnen die Bekanntschaft zu verschaffen, die ihnen sehr nützlich seyn kann, weil ich niemanden kenne, der mehr Tugend, und besonders mehr Güte, als sie, besäße.

III. Brief.

Untersuchung dieser Regel: die jungen Leute müssen sich in nichts auszeichnen.

An ebendieselbe.

Ich habe geglaubt, Mademoiselle, ich müsse die Antwort, welche ich ihnen auf den Brief, womit sie mich beehrt haben, zu geben hatte, in zween Briefe abtheilen, damit sie so wohl nicht vielmehr eine weitläuftige Schrift, als ein Brief, werden möge, als auch, weil das, was ich in diesem abzuhandeln habe, von dem, was ich in jenem abgehandelt, gar sehr unterschieden ist. Denn ich habe mir vorgenommen, sie mit der Regel zu unterhalten, von der sie meine Meynung

nung zu wissen verlangen, und welche, wie sie sagen, diese ist, sie halten dafür, man solle sich in nichts auszeichnen, besonders wenn man jung, und von dem, was man thun solle, nicht versichert wäre; wozu sie noch setzen, es wäre dieses eins von den Stücken ihres Lebens, das sie am meisten beruhigte.

Es ist überhaupt gewiß, daß es nicht nur erlaubt, sondern auch lobenswürdig ist, sich nicht auszuzeichnen. Denn alles Auszeichnen zieht die Aufmerksamkeit der Menschen nach sich; ihre Aufmerksamkeit giebt zu Reden Anlaß; und diese Reden mögen vortheilhaft oder nachtheilig seyn, so schmeicheln oder reizen sie die Eitelkeit, und veranlassen also eine Versuchung, die sie verleiten kann, verschiedene Fehler zu begehen. Es geht also der Trieb der christlichen Tugend dahin, sich unter dem Haufen zu verbergen, und sich die Blicke und und Anmerkungen der Menschen auf keine Weise zuzuziehen.

Ob nun aber gleich diese Regel überhaupt wahr ist; so giebt es doch in dem christlichen Leben keine, die schwerer anzuwenden wäre. Und die Ursache davon ist diese, weil es noch eine andere weit wichtigere giebt, deren Beobachtung aber doch mit dieser sehr schwer zu vereinigen ist. Diese andere Regel ist folgende; es ist niemals erlaubt, aus Furcht sich auszuzeichnen, etwas böses zu thun, oder etwas zu unterlassen, wozu man aus Pflicht und Schuldigkeit verbunden ist; weil

es heißen würde, sich Jesu Christi und seines Wortes schämen, indem man das Urtheil der Menschen Gottes Urtheile vorzöge. Es würde heißen Gefahr laufen, verdammt zu werden, womit er denen droht, die ihn vor den Menschen verläugnet haben. Nun ist, Mademoiselle, die Welt so verderbt, so voll böser Grundsätze und Gebräuche, und von den Pflichten des Christenthums so schlecht unterrichtet, daß man sich die Rechnung machen muß, man werde in derselben seine Pflichten nicht beobachten können, ohne sich in vielen Dingen von andern zu unterscheiden, und ohne leichtsinnigen Personen oftmals Gelegenheit zu geben, uns eines so sonderbaren Betragens zu beschuldigen, und sich in Ansehung unser aller übrigen Namen zu bedienen, mit welchen die Welt die wahre Gottseligkeit in ein böses Geschrey zu bringen sinnreich genug ist. Gesetzt, eine Person, wie sie, führt sich so sittsam und bescheiden auf, als sie sich aufführen soll; sie giebt sich alle Mühe, ihr Leben nicht auf eine unnütze Weise zuzubringen, und es nicht mit Zeitvertreiben und unnützen Besuchen zu verderben; sie glaubt, sie sey verbunden, zu gewissen Stunden ein gutes Buch zu lesen, zu arbeiten, zu bethen, die begangenen Fehler durch die Buße wieder gut zu machen, und kein zerstreutes Leben zu führen, ich versichere, sie wird es nicht vermeiden können, daß man nicht von ihr sage, sie führe ein so sonderbares Leben, und zeichne sich von andern aus. Indessen ist in

diesem allen nichts zu finden, das sie aus Furcht vor den Reden der Menschen unterlassen soll. Ich sage noch mehr: Es ist nichts zu finden, das an einen gewissen Stand gebunden wäre, und welches von der Wahl abhienge, die man in Ansehung desselben treffen kann. Sie mögen sich nun also entweder in den Ehestand begeben, oder in dem Stande, in welchem sie sich befinden, bleiben; sie mögen sich entweder mit oder ohne Verbindung in ein Kloster begeben; so sollen sie doch denken, daß sie, einmal wie das andere, zu einer genauen Sittsamkeit, und zu einem ordentlichen Leben, das nicht von dem Eigensinne und der Phantasie abhängt; zu einem arbeitsamen Leben, das ihren Kräften angemessen ist; zu einem bußfertigen und andächtigen Leben verbunden, und in demselben auf gleiche Art verpflichtet seyn werden, alles zu vermeiden, was diesem Leben entgegensteht. Wenn ihnen dieses sonderbar vorkmmt; so würde man ein andermal davon reden können. Vorjetzo ist es genug, ihnen zu sagen, man mag in einem Stande seyn, in welchem man will; so ist man verbunden, nach dem Geiste Gottes, und nicht nach den Begierden zu leben; man ist nicht nur verbunden, Gott zu lieben, sondern sich auch beständig zu bemühen, in seiner Liebe zu wachsen; da man in allen Ständen von verschiedenen Versuchungen angefallen wird, so soll man ihnen in einem jeden Stande durch ein Leben, das man mit bethen zubringt, wider-

derstehen; und da man darinnen allzeit Fehler begeht, so soll man sie auch durch ein gekreuzigtes und bußfertiges Leben wieder gut machen. Nun kann man aber alles dieses nicht thun, Mademoiselle, ohne sich bey unzähligen Gelegenheiten von andern zu unterscheiden und auszuzeichnen; weil es sehr wenig Personen giebt, die es thun, und weil die, so es nicht thun, sich leicht verleiten lassen, die, welche es thun, in ein böses Geschrey zu bringen, und ihre Gottesfurcht lächerlich zu machen. Man muß also, Mademoiselle, die Furcht, sich auszuzeichnen, als eine sehr große Versuchung im Leben ansehen; weil man, aus Furcht, genöthigt zu seyn, sich bemerken zu lassen, sich zu bereden sucht, alles, was uns auszeichnen würde, wäre zur Gottseligkeit nicht nöthig.

Das ist eine von den Ursachen, Mademoiselle, welche sie kann den Schluß machen lassen, das wichtigste, so sie jetzo zu thun haben, sey dieses, ein wahrhaftig christliches Leben treulich auszuüben, und sich von den Pflichten, zu welchen es sie verbindet, wohl zu unterrichten. Dieses wird sie einsehen lassen, wenn es erlaubt ist, sich nicht auszuzeichnen, und wenn man dazu verbunden ist. Vielleicht haben sie diese Erinnerung nicht nöthig, und vielleicht thun sie weit mehr, als man mit Recht von ihnen fordern kann. Sie werden aber diese Freyheit einer Person zu gute halten, die sie nicht kennt, und welche sie zum reden nöthigen; und sie werden sehen, daß alles dieses

ses sie unvermerkt zu der Wahl führen wird, die ihnen Mühe macht, und welche sie, ohne diese Einsicht, nicht klüglich werden treffen können. Ich halte so gar dafür, ich müsse sie eine Anmerkung machen lassen, auf welche bey der Untersuchung, die sie in der Folge anstellen werden, Rücksicht zu nehmen ist. Sie besteht darinnen, Mademoiselle, wenn alle Dinge gleich wären; so sollten sie die Stände vorziehen, die der Versuchung der Reden und Urtheile der Menschen weniger ausgesetzt sind, welche eine der größten Versuchungen ist. Denn aus diesen Reden und Urtheilen der Menschen entsteht ein gewisser Strohm, der einen jeden hinreißt, und welchem wenige widerstehen können. Indessen ist es nur mehr als zu wahr, daß eine Person, die nicht in den Ehestand tritt, ihm weit weniger ausgesetzt ist, als diejenigen, die darein treten. Wenn sich ein junges Frauenzimmer in Ansehung dieses Punktes erklärt hat; so ist die Welt, in Ansehung des übrigen, gegen sie gar sehr nachsehend. Es hat niemand etwas darwider einzuwenden, wenn sie sehr sittsam und bescheiden, und in ihrem Umgange zurückhaltend ist; wenn sie den Ergötzlichkeiten entsagt, und ihr Vermögen zu guten Werken anwendet. Man würde sich vielmehr ärgern, wenn sie es nicht thäte. Wenn aber eine Person, die im Ehestande lebte, alles dieses thun wollte; so würde sie unzähligen Widersprüchen und Spöttereyen ausgesetzt seyn. Sie muß sich alle Augenblicke von andern unterscheiden

den, und, um christlich zu leben, ein ganz besonderes Leben führen. Ich sage nicht, Mademoiselle, daß sie sich um dieser einzigen Ursache willen entschließen sollen, das verlange ich ganz und gar nicht: es kann auf einer andern Seite sehr viel Ursachen geben, welche dieser die Wage halten. Ich sage aber, sie soll mit in Betrachtung kommen. Denn, kurz, man mag in einen Stand treten, in welchen man will; so muß man die Beschwerlichkeiten und Versuchungen desselben vorhersehen, und ein gegründetes Vertrauen haben, daß man ihnen widerstehen werde. Nun ist aber diejenige, die ich ihnen anzeige, keine der geringsten in dem ehelichen Leben. Ein jeder Stand des Lebens setzt uns in einen gewissen Orden, und in einen gewissen Zirkel von Personen, dir ihre Grundsätze und Gewohnheiten haben. Die Grundsätze und Gewohnheiten der jungen Frauen, in deren Orden sie sich, wenn sie sich verehelichen, begeben, sind bekannt. Nun ist es aber, wenn man christlich leben will, gewiß nicht gut, wenn man sich ihnen in allen Stücken gleich stellt, und sie werden sich genöthigt sehen, oftmals ein ganz besonderes Leben zu führen. Es ist also dieses eine Versuchung, die sie werden zu überwinden haben, und sie können aus der Gefahr derselben urtheilen, wie wenige ihr widerstehen.

IV. Brief.

Wie man zween Beichtväter haben kann, und wie es gefährlich seyn würde, deren zween zu haben.

Ich werde ihnen, Mademoiselle, für dießmal nur auf zween oder drey Punkte antworten, von welchen der erste weiter zu nichts dienen wird, als daß sie sich darüber lustig machen. Es ist mir nämlich vorgekommen, als ob sie eine gar zu gute, und auch eine gar zu üble Meynung von mir hegten. Ob nun aber gleich die Demuth erfordern würde, daß man die Meynung, die für uns gar zu vortheilhaft wäre, so viel man könnte, vernichtete, und nur die, welche die Herabwürdigung zum Gegenstande hat, fortdauern ließe; so will ich ihnen doch von der ersten nichts sagen, weil ich voraussetze, daß sie sich bald von selbst legen wird, ohne daß ich mir deswegen Mühe gebe; und ich will mich nur wider die zweyte, die mich herabwürdigt, zu vertheidigen suchen. Was sie am Ende ihres Briefes sagen, daß sie so lange Briefe an mich schrieben, und daß sie befürchteten, ich möchte es bedauern ꝛc. ist von der Art; denn es heißt gewiß mir unrecht thun, wenn man mich wegen einer Ungeduld, die so gar wenig vernünftig ist, im Verdachte hat. Nichts ist zu lang,

Mademoiselle, nicht nur, wenn man, wie sie, sonst nichts sagt, als was vernünftig ist; sondern auch, wenn es gleich an sich nicht gar zu vernünftig wäre. Wenn es nur der Person, die es schreibt, eine Erleichterung verschafft; so müßte man wenig Liebe haben, wenn man es als etwas, das einem beschwerlich fiele, ansehen wollte. Und sie können versichert seyn, daß mir ein solcher Gedanke niemals in den Sinn kommen wird, und daß, wenn ich ihnen sagte, es wäre nicht nöthig, daß sie mir etwas schrieben, ich es nicht um meinet- sondern um ihrentwillen thun würde.

Was sie mir sagen, daß sie jemanden zu haben wünschten, den sie um Rath fragen, und bey welchem sie so gar bisweilen beichten könnten verdient viel Ueberlegung. Ich weis, Mademoiselle, daß sie deswegen gar nicht verlangen, ihr Vertrauen zu theilen, und dem einen Beichtvater gewisse Sachen zu sagen, und dem andern andere, so daß weder der eine, noch der andere, sie ganz kennt. Das würde es machen heißen, wie ein Kranker, der einem Arzte einen Theil von seinen übeln Zufällen sagte, und einem andern einen andern Theil, und welcher dadurch machen würde, daß weder der eine, noch der andere, von seinem Zustande urtheilen könnte; ich will sie wegen eines solchen Verhaltens nicht im Verdachte haben. Sie suchen eine Vermehrung der Einsicht, und keine Theilung derselben. Sie würden weder dem einen, noch dem andern, eine Sünde, oder einen

Fehler, verhölen, und sie würden auch kein Bedenken tragen, die Vergebung derselben zweymal zu empfangen. Denn es ist gar sehr erlaubt, die Vergebung der Sünden zweymal zu empfangen, und eine und dieselbe Sünde verschiedenemal zu beichten. Da es sich aber bisweilen zuträgt, daß man zu seinem Beichtvater, in Ansehung der Verhaltungsregeln, nicht allemal ein vollkommenes Zutrauen hat; so würde man bisweilen geneigt seyn, zu wünschen, daß man sich seiner beschwerlichen Zweifel durch den Unterricht eines andern entledigen könnte. Hierüber will ich ihnen nun sagen, Mademoiselle, daß es die Meynung der Kirche gar nicht ist, den Seelen in diesem Stücke einen Zwang aufzulegen, und daß sie deswegen allen Nonnen erlaubt hat, alle drey Monate einen ausserordentlichen Beichtvater zu haben; und sie giebt in diesem Stücke den weltlichen Frauenzimmern noch mehrere Freyheit, wenn diese Freyheit nur keine Leichtsinnigkeit zum Grunde hat, sondern ein wahres Verlangen, sich zu unterrichten, und zu beruhigen. Der heilige Franz von Sales giebt in einem Briefe an eine vornehme Frau, die in dieser Sache um Rath gefragt hatte, ausdrücklich denselben Rath.

Ich werde also dieses Verlangen nicht mißbilligen; es kömmt nur darauf an, daß man dabey seinen Zweck erreicht, und zu dem Ende die nöthigen Mittel ergreift, und da weis ich den niemanden, der ihnen in diesem Stücke mehr dienen

könn-

konnte, als die Frau M. *** Es ist dieses sogar eine von den Ursachen, um derentwillen ich sie ihr empfohlen, weil ich vorhergesehen habe, daß sie dieses würden wünschen können. Sie werden also sehr wohl thun, wenn sie ihr dieses Verlangen bey dem dritten oder vierten Besuche zu erkennen geben, und ich halte dafür, sie können nicht besser thun, als wenn sie sie bitten, dieses von dem Herrn R. *** zu erlangen, und ihn entweder selbst, oder durch andere, dazu zu bewegen. Weil ich aber die Denkungsart, oder vielmehr das Verfahren dieser Herren kenne; so halte ich dafür, ich müsse ihnen hiervon einige Nachricht geben.

Die gewöhnlichen Beichtväter der Pfarrkirchen, zu welchen ein jeder gehen kann, nehmen alle Frauenzimmer an, die zu ihnen kommen, und welche nur von einer Zeit zur andern zur Beichte gehen, weil sie gewissermaßen kein Recht haben, sie abzuweisen. Mit dem Herrn R. *** verhält es sich nicht so. Er ist ein Mann, der nicht alle diejenigen, die bey ihm beichten wollen, Beichte hört, weil er an kein gewisses Amt gebunden ist. Er dient nur denen, die Gott zu ihm schickt, und an welchen er einige besondere Merkmaale des Berufs wahrnimmt; er will den Seelen, wenn er ihnen dient, recht und mit Nutzen dienen. Nun ist es aber gewiß, daß man ihnen nicht recht dient, wenn man sie nur obenhin kennt. Ich halte also dafür, daß, wenn sie in ihrem Vorhaben glücklich

seyn wollen, sie die Frau N. *** bitten sollen, sie dem Herrn N. *** bekannt zu machen, und mit ihm reden, wie man redet, wenn man eine allgemeine Beichte ablegt. Denn ob dieses gleich auf der dem Beichtstuhle geschieht; so bilden sie sich doch nur nicht ein, Mademoiselle, daß er nicht verbunden wäre, dasselbe Stillschweigen zu beobachten. Anstatt des Stillschweigens, welches von dem Gesetze der Kirche abhängt, giebt es auch noch ein Stillschweigen des natürlichen Rechts, welches ihn fast eben so sehr bindet.

Da ihm dieses Bekanntmachen Gelegenheit giebt, sie kennen zu lernen; so wird es ihm auch Gelegenheit geben, ihnen zu dienen. Seine Belehrungen werden deswegen weit richtiger und angemessener seyn. Er wird ihnen sagen, ob sie nöthig haben, es nochmals zu wiederholen, oder nicht; und dieses wird ihn vielleicht zu einer besondern Führung verbinden. Es würde aber dieses ihnen noch weit nützlicher seyn, als ihm; denn es würde ihnen, in Ansehung des Zustandes ihrer Seele, und in Ansehung dessen, was sie in ihrem ganzen Leben thun sollen, mehr Licht und Einsicht verschaffen.

Es ist gewiß, Mademoiselle, daß man selig zu werden suchen muß, es koste auch, was es wolle; und hierauf soll ihre Gottesfurcht und Frömmigkeit beruhen. Man wird nicht selig, wenn man nicht mit Gott wohl steht, und nicht ein wahrer Christ ist. Der Zweck des ganzen Lebens,

welches wir auf der Welt führen, ist, uns von diesem so wichtigen Punkte zu versichern. Wir werden zwar in dieser Welt niemals vollkommen davon versichert werden; wir sollen uns aber allzeit in den Zustand zu versetzen suchen, daß wir ein gegründetes Vertrauen haben können, und dieses gegründetes Vertrauen ist nicht leicht von der vermessenen Verwegenheit zu unterscheiden, die es uns ohne Grund würde glauben lassen. Die Schrift sagt uns, es würden welche gefunden, die da glaubten, sie lebten, ob sie gleich arm und elend wären. Nun kann uns aber nichts mehr behülflich seyn, dieses gegründete Vertrauen zu haben, als wenn man sein Gewissen einem so einsichtsvollen Priester, als dieser ist, recht bekannt macht. Man lebt nur auf eine zweifache Art, Mademoiselle, entweder, weil man die Unschuld seiner Taufe erhalten, oder weil man sie wieder erlangt hat. Nun kann man sich aber bey der einen, wie bey der andern, betriegen. Viele glauben, sie hätten sie nicht verlohren, die sie doch wirklich verlohren haben, gleichwie viele glauben, sie hätten sie wieder erlangt, die sie doch nicht wieder erlangt haben, weil nichts so gemein, als die falschen Bußen, ist. Bilden sie sich ja nicht ein, Mademoiselle, daß dasjenige, was ich ihnen sage, ein Verhältniß mit demjenigen habe, was sie mir in ihren Briefen, von ihren Gesinnungen gesagt haben. Ich rede überhaupt davon, und habe dabey nicht die geringste Rücksicht auf sie. Alles, was daraus soll geschlos-

sen

sen werden, besteht darinnen: Wenn man von einem Gewissensrathe oder Beichtvater in besondern Punkten recht will geführt werden; so muß man alle Wunden und alle Winkel seines Herzens bekannt gemacht haben. Die Schwierigkeit, welche damit verbunden ist, will nichts sagen. Die Natur leidet eine kurze Zeit, und hernach wird ihr dabey nichts mehr schwer. Das ist es, was ich ihnen wegen des andern Punkts zu sagen hatte.

Der dritte wird auch noch eine Rechtfertigung in Ansehung meiner seyn. Sie, Mademoiselle, halten mich für strenger, als ich es wirklich bin, und allem Ansehen nach würden wir in Ansehung dessen, was die Kleidung anbetrifft, keinen Streit mit einander haben, weil sie dabey eine genaue Sittsamkeit beobachten, in Ansehung derer man nicht nachgiebt, weil man den Anfang damit machen muß. Im übrigen aberwartet ein Mann, der einige Einsicht hat, auf die Seelen, und dringt nicht gar zu sehr in sie. Er hofft, Gott werde nach und nach den bösen Grund zernichten, der dasjenige hervorbringt, was in dem äusserlichen noch eitel und unnütz ist, und hält sie an, heute etwas, und morgen wieder etwas, davon abzuschaffen; und eben so macht er es auch in Ansehung vieler anderer Unvollkommenheiten. Wenn er ihnen die Wahrheit bekannt macht; so thut er es nicht in der Absicht, sie anzuhalten, alles auf einmal zu thun; sondern es geschieht, um ihnen zu zeigen, wornach sie trachten sollen, und was sie verbindet, sich zu demü-

thi-

thigen und zu seufzen, wenn sie es nicht thun. Er thut es, um sie anzutreiben, ein aufrichtiges Verlangen darnach zu haben, und in diesem Verlangen immer weiter zu gehen, oder das wesentliche so gleich abzuschaffen; und man dulder vieles davon, wenn man sieht, daß es jemanden ein Ernst ist, sich zu bessern, und daß er sich deswegen Mühe giebt. Mit einem Worte, Mademoiselle, wenn ich sehr tugendhaft wäre; so würde ich auch sehr nachsehend seyn müssen. Und wenn ich nicht tugendhaft wäre; so würde mich eine übertriebene Strenge sehr schlecht kleiden. Man muß sich aber hüten, daß man nicht viele Dinge für eine übertriebene Strenge hält, zu welchen wir als Christen und Sünder verbunden sind, als das bußfertige und ernsthafte Leben; welches nicht alle und jede Besuche, und auch nicht alles und jedes Vergnügen ausschließt, sondern sie nur gar sehr einschränkt und mäßigt.

V. Brief.

V. Brief.

Wenn man gleich noch so tugendhaft ist; so hat man doch allzeit beständig fortdauernde Ursachen, sich zu demüthigen, und über sich zu wachen.

An eine Nonne.

Alle fragen, die man, meine geliebteste Schwester, an diejenigen thut, die uns nicht recht genau kennen, sind an sich selbst zweydeutig, und können also nur allgemeine Reden nach sich ziehen, die wenig helfen; und das kömmt daher, weil Gesinnungen, die mit denselben Worten ausgedrückt werden, mit einer großen oder mittelmäßigen Tugend verbunden, oder Wirkungen und Folgen einer großen Nachläßigkeit seyn können. Die vollkommensten Personen sehen ihre Fehler nicht allemal lebhaft ein, und werden von ihrer Größe nicht allzeit empfindlich gerührt. Eben so wenig verspüren sie allzeit die zärtlichen Vergnügen der Dankbarkeit, und unterscheiden die Wirkungen des Abendmahls nicht allemal an sich. Eben diese Wirkungen werden auch bey unvollkommenen, und noch mehr bey nachlässigen Personen wahrgenommen. Der Unterschied unter dem Leben und den übrigen Handlungen giebt Anlaß zu urtheilen ob diese Gemüthsverfassungen nur Mittel sind, womit Gott

vor

vor den Seelen, die er lieb hat, seine eigenen Gaben verbirgt, oder Finsternisse, die ihre Unvollkommenheiten nach sich ziehen; nur die, welche die Seelen besonders leiten und führen, können sie unterscheiden, und auch sie können es nicht mit einer großen Gewißheit thun. Das beste dabey ist, daß es, in Ansehung unser, eben so gar nöthig nicht ist, zu wissen, warum wir der Empfindungen beraubt sind. Denn die Vollkommenen, die Unvollkommenen und die Nachläßigen sollen sich alle demüthigen; sie sollen alle über sich selbst wachen; sie sollen sich insgesammt wegen dessen, was sie an sich böses wahrnehmen, treulich bessern. Und wenn sie dieses thun; so nehmen die Vollkommenen in der Tugend zu, die Unvollkommenen bessern sich, die Nachläßigen bekehren sich, und ändern ihr Leben. Unsere Bemühungen sollen also nicht dahin gehen, diese Gemüthsverfassungen zu ändern und zu bessern, in Ansehung derer wir weiter nichts thun können, als daß wir uns Wahrheiten bekannt machen, die ihnen entgegen stehen, und welche uns von sich selbst auf andere Gedanken bringen können; sondern wir sollen das, was an uns tadelhaft ist, zu verbessern suchen. Das ist das einzige Mittel, das man dabey brauchen kann.

Die Frage, die sie an mich thun, warum man sich allzeit demüthigen müsse, würde sehr leicht zu beantworten seyn, wenn weiter nichts erfordert würde, als zu beweisen, daß man allzeit Ursache habe, sich zu demüthigen. Denn man hat

allzeit wirklich Ursache dazu, so wohl bey den guten, als bey den bösen Handlungen. Bey den guten, weil sie nicht unsere Handlungen sind, und wir sie oft durch den Antheil, den wir daran nehmen, beflecken, und auch fast allzeit den Eindruck der Gnade ein wenig aufhalten und vermindern; und bey den bösen, weil sie uns unser Elend und unsere Nichtigkeit zu erkennen geben. Höchstens demüthigen sie unsern Verstand, aber nicht unser Herz; und unser Verstand mag sie sogar oftmals nicht einsehen. Es ist kein anderes Mittel, sich in der That allzeit zu demüthigen, als die Gnade der Demuth durch das Gebeth von Gott zu erlangen, welche von der Gnade seiner Liebe nicht unterschieden ist. Da er aber nicht will, daß wir in diesem Leben seine Gnade immer empfinden sollen, weil diese Empfindung durch unsere Fehler oftmals unterbrochen wird; so kann auch die Empfindung der Demuth in diesem Leben nicht immer fortdauern, sondern sie wird beständig durch Handlungen der Eigenliebe und der eigenen Hochachtung unterbrochen werden. Die, so die wenigstens Fehler begehen, sind die vollkommensten, und die Unvollkommenen, die öfter welche begehen, können davon Anlaß nehmen, sich zu demüthigen. Denn da die Demuth oftmals die Materie des Stolzes ist; so kann der Stolz oftmals eine sehr große Veranlassung zur Demuth seyn, weil nichts zu finden ist, das der Seele ihre Nichtigkeit, ihre Leichtsinnigkeit und endlich ihr Verderben besser,

als er, zu erkennen gäbe. Da diese allgemeinen Regeln, meine geliebteste Schwester, von so geringem Nutzen sind; so sehe ich nicht, daß sie Ursache haben, nochmals zu verlangen, daß ich ihnen davon schreiben soll; besonders da sie eine Quelle bey sich haben, die ihnen Wasser geben kann, das sich besser zu ihrem Temperamente, das ist, zu ihren besondern Gemüthsverfassungen schickt.

VI. Brief.

Von den verschiedenen Gesinnungen gottesfürchtiger Personen. Regeln, um die, welche gerecht oder fromm sind, von denen, die es nicht sind, zu unterscheiden.

An den Herrn Abt von Chatillon.

Es ist einer von den Fehlern der Menschen, mein Herr, daß sie die Menschen so, wie sie sind, nicht lieben können, und daß man die Liebe, die man zu ihnen trägt, auf eine falsche Hoffnung gründet, an ihnen das zu finden, was man doch an den Menschen nicht findet, nämlich eine Befreyung von allen Fehlern. Daher kömmt es, daß man durch die geringste Fehler, die man an ihnen wahrnimmt, abgeschreckt wird, und den Schluß macht, sie hätten nichts liebenswürdiges an sich, weil sie nicht ganz liebenswürdig sind.

Es ist schon lange, mein Herr, daß ich diesen Fehler an mir wahrnehmen, und ihn abzulegen suche. Ich mache mir keine Hoffnung mehr, Menschen ohne Fehler zu finden, und verspreche mir nicht mehr, daß sie mir vollkommene Gerechtigkeit werden wiederfahren lassen, wenn sie von meinem Verhalten urtheilen. Ich hoffe nicht mehr, es durch meine Vorstellungen bey ihnen dahin zu bringen, daß sie ihre Meynung ändern, und ich werde es endlich gewohnt, mit dem, was sie mir geben, zufrieden zu seyn.

Ich sehe, mein Herr, daß sich die Gemüther so wenig ändern, wenn sie von ungefähr eine gewisse Lage angenommen haben, daß ich mir von ihnen weiter keine Hoffnung mache. Ich werde mich mit gewissen Leuten niemals überwerfen, und wir werden uns recht gut mit einander vertragen, und bey nahe würde ich ihnen mit derselben Gewißheit das Gegentheil von einigen andern sagen, deren Verdienste und Frömmigkeit ich zu ehren nicht unterlasse. Ein jeder wird ungefähr denselben Gang gehen, und bey seinem Kopfe bleiben. Denn man muß nicht glauben, mein Herr, daß die Frömmigkeit die Menschen allemal biegsamer und nachgebender macht. Es trägt sich bisweilen gerade das Gegentheil zu, wenn ihr Verstand von ihrer Einbildung einigermaßen beherrscht wird. Da sie glauben, sie wären nicht eigennützig; so sind sie auch nicht mißtrauisch. Ihre Frömmigkeit macht fühlbarer, und bringt es dahin, daß ihre Eindrücke

weit lebhafter und tiefer sind. Und wenn es sich zuträgt, daß sie dieselben auf eine Einbildung, die sie schlecht untersucht gebauet haben; so ist die Frömmigkeit gleichsam ein Siegel, das sie fest und dauerhaft macht. Das ist hermetisch versiegelt, oder zugemacht. Man muß das Glas entweder zerschlagen, oder es lassen, wie es ist. Diese letzte Partey muß man ergreifen. Denn wenn man es zerschlüge; so würde es ein gar zu großer Schade seyn, weil es schön und zu andern Sachen gut ist.

Die vorgefaßten Meynungen der Weltmenschen sind nicht so tief eingewurzelt. Wenn sie anfangen, so schlagen sie zu, es gerathe, wie es wolle. Sie schreyen und lästern die Leute unbarmherziger Weise, ohne zu wissen, warum, oder wegen der geringsten Eindrücke. Da sie aber die Sachen nicht sehr zu Herzen nehmen; so kommen sie auch weit leichter wieder auf andere Gedanken.

Mit frommen Personen verhält es sich nicht also; ihre Einbildung bekömmt tiefere Wunden. Und da sie es für einen Beweis halten, daß sie sich der Wahrheit gar sehr annehmen; so schätzen sie ebendiese Wunden sehr hoch. Sie freuen sich, daß sie nicht davon geheilt werden; und das ist das hermetische Siegel, von welchem ich geredet habe.

Sie werden sagen, wie ist aber dieser Sache abzuhelfen? Ich weis kein anderes Mittel, mein Herr, als die Sachen so anzusehen, wie sie sind,

und billig davon zu urtheilen. Eine vorgefaßte Meynung wegen eines gewissen Punkts vernichtet nicht alle gute Eigenschaften, welche die Menschen haben können, und benimmt ihnen auch nicht alle übrige Gaben, die sie von Gott bekommen haben. Man muß sie also nicht weiter ausdehnen, als sie sich wirklich erstreckt. Man muß fortfahren, an ihnen dasjenige zu sehen und hochzuschätzen, was gut und schätzbar ist. Und da auch so gar diese vorgefaßte Meynung etwas gutes an sich hat, und an ihr nicht alles böse ist; so muß man dieses wohl von einander unterscheiden. Und wenn man aus dem, was an ihrem Urtheile mangelhaft ist, nichts macht; so muß man aus dem, was an ihren Eifer gut ist, etwas machen.

Welcher Irrthum, werden sie sagen! sehen sie nicht, daß man ebendasselbe von ihnen sagt? Sie sind eingenommen. Sie drücken das hermetische Siegel darauf, welches jene unbiegsam und unveränderlich macht. Nicht nur diese besondere Sache, mein Herr, sondern auch viele andere machen das Leben überaus beschwerlich und verdrießlich. Ein jeder will anderer ihr Urtheil für Einbildung, und das seinige für Licht und Wahrheit ausgeben. Die andern sind hartnäckig und widerspenstig. Diese werden das von mir sagen; sie werden es mit einem gewissen Scheine sagen, und ich sage es mir oftmals selbst. Warum will ich glauben, daß ich mehr Recht, als sie, habe? Besitze ich mehr Einsicht,

sicht, mehr Gottesfurcht und mehr Verstand? Ich glaube es nicht.

Das ist, wie ich ihnen schon gesagt habe, mein Herr, eine von den größten Verlegenheiten, in welchen man sich in diesem Leben befinden kann, wenn man sich nur einigermaßen will Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Selbst das Urtheil, das wir von andern fällen, soll uns antreiben, in das unserige ein Mißtrauen zu setzen. Sie glauben, ich irre mich; und ich glaube von ganzem Herzen, daß sie sich irren. Wem soll man glauben? Ich habe mich oft in dergleichen Verlegenheiten befunden; und das einzige, was ich daraus gelernt habe, besteht in folgenden.

Derjenige, welcher sich mit Recht bereden kann, er sähe in einer gewissen Sache alles, was andere sähen, und andere sähen das nicht, was er sähe, hat mehr Ursache, sich zu glauben, als ein anderer.

Wer sich in gewissen Umständen gewiß irrt, ist weit mehr im Verdachte, daß er sich im Grunde oder Ganzen irre, als derjenige, der sich in jenen nicht irrt.

Wer, bey aller seiner Gewißheit, die Sache, von welcher die Rede ist, verschiedenemal untersucht, handelt in diesem Stücke weit vernünftiger, als derjenige, der nach dem ersten Anblicke sein Urtheil nicht ändert.

Wer, seiner Eindrücke ungeachtet, bereit ist, alles, was man ihm sagen kann, anzuhören,

sieht einer Person, die von ihrer Einbildung eingenommen ist, nicht so ähnlich, als diejenigen, welche, nachdem sie ihr Urtheil einmal abgefaßt haben, nichts mehr untersuchen.

Wenn man also an sich dieses, bey andern aber das Gegentheil gewahr wird; so kann man einigermaßen versichert seyn, daß man sich nicht irrt. Wenn man aber an andern etwas ähnliches gewahr wird; so würde ich weiter nichts sagen können, als daß man sich nach dem richten müsse, was der Apostel sagt: *Unusquisque in suo sensu abundet*: Ein jeder handle nach dem, wovon er vollkommen bey sich überzeugt ist. Röm. 14, 5. Man solle es aber mit Furcht und Mißtrauen thun, weil man nicht zu deutlich sähe, oder weil man gar sehr Ursache hätte, seiner Einsicht nicht zu trauen.

Man würde glauben können, dieses wäre ein gutes Mittel, diese verschiedenen Einbildungen zu vereinigen, wenn man sie untersuchte; aber dieses Mittel hilft nicht viel, weil ein jeder seine vorgefaßte Meynung will geltend machen. Man bringt sie so gar oftmals auch so gar alsdenn wieder vor, wenn man gezwungen ist, einzusehen, daß sie nicht bestehen kann.

Die kleinen Kinder in unsern Dörfern, mein Herr, (*Si parva licet componere magnis*), haben eine sehr artige Gewohnheit, wenn sie nach Ostern in Procession gehen. Derjenige, welcher das Glöckchen trägt, geht nebst einigen von

sei-

seinen Cameraden eine Viertelmeile vor dem gro-
ßen Haufen der Procession her; und wenn er ein anderes Glöckchen antrifft, so entsteht ein Streit. Man schlägt das eine Glöckchen mit der größten Gewalt an das andere, und der Streit endigt sich nicht eher, als bis eins von den Glöckchen entzwey ist. Alsdenn hört aller Streit auf; denn ein jeder weis, wer den Sieg davon getragen hat.

Es wäre zu wünschen, mein Herr, daß bey dem Streite der Einbildungen ein gleiches geschähe, und daß diejenige, welche gleichsam zerbrochen und vernichtet würde, es auf eine so augenscheinliche und so unläugbare Art wäre, daß man nicht daran zweifeln könnte. Die Sache verhält sich aber ganz anders. So sehr diese Einbildung auch immer vernichtet sind, so stellen sie sich doch gar leicht wieder her, und sind bereit, den Streit wiederum ganz vom neuen anzufangen; und so wird er niemals geendigt.

Sehen sie, mein Herr, was ich von diesen verschiedenen Meynungen denke. Ich bilde mir ein, ich belehre einige Personen durch dieses und jenes eines bessern, wenn ich Gelegenheit dazu habe. Wenn sie aber wieder auf ihre Einbildungen kommen; so lasse ich sie gehen, und bekümmere mich nicht mehr darum. Ich sehe auf das, was an diesen Personen gut ist, ohne mir einfallen zu lassen, sie zu überreden; und ich kann, wie mich dünkt, sagen, daß diese Sache in meinen Absichten nichts

ändert, und daß ich alles hochschätze, was an den Personen schätzbar ist, ohne auf die Meynungen, die sie von mir hegen können, Rücksicht zu nehmen.

VII. Brief

Von den verschiedenen Eigenschaften der vorgefaßten Meynungen.

An die Frau von ***

Ich habe es bis jetzo aufgeschoben, Madame, mich förmlich bey ihnen dafür zu bedanken, daß sie mich auf eine so verbindliche Art versichern, den Antrag, der ihnen ist gethan worden, gern und willig über sich zu nehmen. Ich kann sie aber versichern, daß es nicht aus Mangel der Dankbarkeit geschehen ist, und daß ich von der Art und Weise, wie sie davon an mich zu schreiben mir die Ehre angethan haben, empfindlich bin gerührt worden. Ihre Höflichkeit konnte nicht besser angebracht werden, als zu einer Zeit, da man mir von allen Seiten hart begegnet. Wann mir die christliche Religion verbeut, die wenige Achtung, die viele Leute in allen diesen Sachen gegen mich haben blicken lassen, übel zu nehmen; so wird es mir wenigstens erlaubt seyn, von der Vergleichung, die ich zwischen jener ihrem Verhalten und dem ihrigen anstel-

stelle, Bewegungsgründe zu einer ganz besondern Dankbarkeit gegen sie herzunehmen.

Ich sehe wohl, daß sie eben so, wie die andern, eingenommen sind, und daß der lange Brief, den ich mir an sie zu schreiben die Ehre gegeben habe, und welcher von dem Herrn N... gar sehr ist gebilligt worden, keinen sonderlichen Eindruck in sie gemacht hat. Es fehlt aber so viel, daß dieses die Hochachtung, die ich gegen sie hege, und meine Dankbarkeit für das, was sie für mich thun wollen, vermindert, daß es sie vielmehr vermehrt.

Ich kann es, Madame, niemanden als einen großen Fehler anrechnen, wenn er ein wenig eingenommen ist, und von gewissen Sachen nicht ganz nach der Billigkeit urtheilt. Vorgefaßte Meynungen hegen, klebt gleichsam der menschlichen Natur an, und man soll es vielmehr als ein allgemeines Elend, denn als einen besondern Fehler, ansehen. Man urtheilet nach dem, was man sieht, und bildet sich ein, alles zu sehen. Und diejenigen, die von Natur lebhaft und geschwind sind, können sich nicht leicht bereden, daß es in den Sachen, von welchen sie urtheilen, gewisse verborgene Dinge giebt, die sie nicht sehen, obgleich das Urtheil, welches man von ihnen fällen muß, oftmals davon abhängt. Ihr gutes Herz gereicht ihnen so gar bisweilen zu einem Fallstricke, weil sie, ohne Leidenschaft urtheilen, und ohne vorgefaßte Meynungen urtheilen für einerley halten. Indessen ist dieses gar sehr unterschieden. Denn es giebt

eben so wohl vorgefaßte Meynungen des Verstandes als des Herzens, und man setzt sich oftmals gewisse falsche Dinge, die man nicht untersucht, in den Kopf, und diese verleiten uns hernach zu Urtheilen, die wider die Wahrheit sind.

Man muß also die Menschen nicht nach den bloßen vorgefaßten Meynungen des Verstandes beurtheilen, weil ihnen ein jeder unterworfen ist; sondern nach der Art und Weise, wie man dabey handelt. Man kann es fast nicht vermeiden, eingenommen zu werden; man kann aber, wenn man eingenommen ist, gar sehr verschieden handeln. Einige haben unleidliche, wilde und stürmische vorgefaßte Meynungen, ohne Regel und Maaß, welche machen, daß sie in einem Augenblicke alle Pflichten der Höflichkeit und Freundschaft gegen die, welche das Unglück haben, der Gegenstand derselben zu seyn, vergessen. Hingegen giebt es auch andere, deren vorgefaßte Meynungen höflich und verpflichtend sind, und welche, weil sie so, wie sie sind, in ihrem Kopfe bleiben, sie gegen ihre Freunde mit eben der Güte handeln lassen, die sie sonst für sie zu haben gewohnt waren; weil sie den Grundsatz der Billigkeit vor Augen haben, der in dem bürgerlichen und christlichen Leben von sehr großer Wichtigkeit ist, nämlich: Wenn man wegen der verschiedenen Meynungen, welche Verhaltenspunkte betreffen, mit seinen Freunden bricht; so wird unter den Christen keine Einracht und Freundschaft mehr seyn, die einiger-

germaßen dauern und bestehen könne. Ein jeder wird verlangen, daß sich die andern nach seinen Meynungen richten sollen, und die Streitigkeiten und Spaltungen werden kein Ende nehmen.

So viel fehlt, Madame, daß man die vorgefaßten Meynungen, welche nur von dieser letzten Art sind, in der Freundschaft als einen Fehler ansehen soll, daß ich vielmehr dafür halte, man könne mit niemanden, er sey, wer er wolle, eine sichere Freundschaft errichten, wenn man nicht versichert ist, daß die vorgefaßten Meynungen, die er hegen kann, von dieser Art sind; und daß man hingegen, wenn man sich davon versichert hat, mit aller Sicherheit eine Freundschaft errichten kann. Denn es ist klar, daß nichts gefährlicher ist, als mit denen verbunden zu seyn, die wegen der Einbildungen und Dienste, die ihnen in den Kopf steigen, so gleich gegen ihre Feinde losbrechen, und ein Recht zu haben glauben, sie allenthalben zu verschreyen; und daß hingegen von denen nichts zu befürchten ist, die ganz anders verfahren. Ich gestehe ihnen, daß die Erfahrung, die ich davon gemacht habe, mich diese Probe als nöthig ansehen läßt, und daß ich mich in Zukunft schwerlich jemanden vertrauen werde, wenn ich ihn nicht eingenommen gesehen habe, und nicht weis, wie weit er seine vorgefaßten Meynungen treibt.

Ich würde ihnen so gar sagen, (wenn sie nur meine Vergleichung nicht gar zu sehr nach dem

Buchstaben nähmen, und sich nicht etwan einfallen ließen, daraus den Schluß zu machen, ich gäbe ihnen Trunkenheit Schuld,) ich wünschte, daß man in Ansehung der vorgefaßten Meynungen thäte, was, wie man sagt, die jungen Frauenzimmer in Bretagne in Ansehung des Fehlers thun, der in diesem Lande herrscht, und welcher darinnen besteht, daß man sich betrinkt. Denn da sie voraussetzen, es werde keine Mannsperson gefunden, die frey davon wäre; so heurathen sie auch, wie man sagt, keinen, den sie nicht betrunken gesehen haben, um dadurch zu erfahren, ob er guten oder schlechten Wein habe. Ich wünschte also, sage ich, daß man, in Ansehung der Freunde, dieselbe Vorsichtigkeit beobachten, und niemals zu jemanden ein großes Zutrauen haben möchte, ohne ihn eingenommen gesehen, und daraus gelernt zu haben, wie er sich bey seinen vorgefaßten Meynungen beträgt, und wie weit er sie treibt. Sie sehen hieraus, Madame, daß diejenige, die ich ihnen zuschreibe, nur dient, mich Schlüsse machen zu lassen, die ihnen günstig sind, und mich noch mehr Hochachtung gegen ihre Freundschaft hegen zu lassen, nachdem ich aus dieser Probe gesehen habe, daß sie nicht von den bald vorübergehenden Wolken abhängt, von denen bey der Dunkelheit, in welcher sich die menschlichen Sachen befinden, niemand frey ist.

Erlauben sie mir, daß ich noch zu dem Lobe dieser bescheidenen vorgefaßten Meynungen hinzu-

se-

setzen darf, daß, ob sie gleich allzeit von einigen Finsternissen des Verstandes herrühren, sie doch oftmals Kennzeichen der Tugend und Gelegenheiten zu derselben sind. Denn es geschieht unendlich weit seltener, daß man sich bey seinen vorgefaßten Meynungen wider seine Freunde mäßigt, als daß man sich seiner Freunde eifrig annimmt. Die Ehre kann an den Diensten, die wir ihnen erweisen, gar zu vielen Antheil haben, wenn uns unser Verstand und unser Herz gleich stark dazu antreiben. Es giebt aber etwas noch reineres, das von einer festern und dauerhaftern Freundschaft zeugt, wenn man eben so gütig mit ihnen umgeht, ob man gleich in Ansehung ihrer eingenommen ist. Die überaus große Mäßigung des heiligen Josephs bey dem empfindlichsten Verdachte, den ein Mann haben kann, würde nicht bekannt geworden seyn, wenn ihn Gott nicht eine Zeit lang in der Unwissenheit dessen, waß er in der heiligen Jungfrau gewirkt hatte, gelassen hätte; und man kann sagen, daß seine vorgefaßte Meynung wegen dieses Punkts seine Tugend gar sehr erhöht hat.

Gleichwie es göttliche Gesetze giebt, welche die Beweise der Freundschaft, die man seinen Freunden erzeigen soll, bestimmen, wenn man mit ihnen vollkommen einerley Meynung ist; also giebt es auch welche, die das Verhalten bestimmen, welches man gegen sie bey der unvermeidlichen Verschiedenheiten der Meynungen, die im Leben von

ver-

verschiedener Art, wie man dieselben Sachen ansieht, und bey den verschiedenen Graden der Erkenntniß und Wissenschaft, die man hat, beobachten soll. Und diese sind, Madame, am schwersten wahrzunehmen, und erfordern mehr Tugend, als die andern.

Durch die Beobachtung dieser Regeln verhindert man es, daß die Uneinigkeiten aus dem Verstande nicht in das Herz kommen; daß man sie so sehr, als man nur kann, einschränkt und vermindert; daß man das, was erschüttert zu seyn scheint, zu befestigen sucht; daß man nicht zu erkennen giebt, man beharre dergestalt auf seinen Meynungen, daß man alle Hoffnung benimmt, man werde sich in Ansehung derselben niemals ändern können; daß man mit der Verschiedenheit der Meynungen, welche schon an und für sich selbst verdrießlich genug ist, keine Härte verbindet; daß man sie nicht über die Gränzen ausdehnt, in welche sie eingeschlossen ist; daß man nicht zu erkennen giebt, man habe einen Verstand und ein Herz, die alten verleumderischen Reden offen stünden, die sich bey dergleichen Gelegenheiten nur immer gar zu sehr ausbreiten. Und endlich ist dieses dasjenige, welches macht, daß wir mit ihnen in den Sachen, welche von dieser Verschiedenheit abhängen, eben so gütig umgehen, als ob wir in allem einerley Einsichten hätten, und zwar aus einer wirklichen Empfindung unserer eigenen Schwachheit, und weil wir insgesammt mit Recht befürch-

ten sollen, wir könnten uns in dem, was wir auf das deutlichste einzusehen glauben, irren.

Das ist der Begriff, Madame, den ich mir von ihnen mache; und sie sollen daraus urtheilen, daß er bey mir nichts anders gewirket hat, als daß ich die Anerbiethung, die sie mir haben thun wollen, mit desto mehreren Danke angenommen habe, und daß ich das Herz, von welchen sie herkömmt, höher schätze. Sie haben deswegen nicht Ursache, zu befürchten, daß ich mir jemals viel Mühe geben werde, sie von dieser Denkungsart zu befreyen. Meine Briefe werden ihnen nichts mehr davon sagen, und es wird viel seyn, wenn ich ihnen mündlich etwas davon sage, wenn ich einmal die Ehre habe, sie zu sehen und zu sprechen.

VIII Brief.

Die vorgefaßten Meynungen, welche Freunde wider uns hegen, sollen unsere Neigung zu ihnen nicht vermindern, und diese Meynungen können uns nützlich seyn.

An eine Abtissinn.

Ich habe mir, meine ehrwürdige Mutter, seit zweyen Jahre die Ehre nicht gegeben, an sie zu schreiben, weil ich es, nach allen den Hindernissen, die ich gehabt habe, für unnütz hielt, es zu thun,

ohne

ohne ihnen zugleich von vielen Sachen Licht zu geben; und ich sah nicht, wie ich es auf eine nützliche Art thun konnte, so viel gab es zu sagen. Ich würde auch noch in derselben Verlegenheit seyn, wenn mir nicht eingefallen wäre, ich könnte diese vorhergesehenen oder eingebildeten Gedanken übergehen, und es Gott überlassen, ihnen, nach seinem Gefallen, abzuhelfen, und ich könnte, wenn ich an sie schriebe, mich auf gewisse Pflichten einschränken, die nicht davon abhängen. Die Pflicht, denen seine Liebe und Gewogenheit, gegen die man welche hegt, zu erkennen zu geben, ist eigentlich von der Art. Denn wenn sie so beschaffen ist, wie sie seyn soll; so ist sie gar nicht an alle die Urtheile gebunden, welche, wie man sich vorstellen kann, andere von uns fällen. Diejenigen, welche ihren Werth kennen, sehen sie als ein kostbares Gut an, das in ihren Augen viel zu wichtig ist, als daß sie es von einer Sache sollten abhängen lassen, die so wenig Grund hat, als die Vorstellungen, die man sich von ihnen machen kann. Man soll zwar die Hochachtung und Liebe, welche unsere Freunde gegen uns hegen, zu erhalten suchen; aber mehr um ihres, als um unsers Nutzens willen. Und wenn uns Gott die Mittel dazu entzieht; so soll uns diese Entziehung, in Ansehung unser, nicht viel Kummer und Sorge machen. Ich soll also überzeugt seyn, meine ehrwürdige Mutter, daß mein wahres Gut und Wohl nicht in den Gesinnungen besteht, die man gegen

mich

mich hegen kann; sondern in den Gesinnungen, die ich gegen andere hege, das heißt; es besteht darinnen, daß ich sie ehre, und daß ich in ihnen und in ihrem Hause alle diejenigen, so Gott in dasselbe geführt hat, ehre, und bey vorfallenden Gelegenheiten so handle, wie es diese Gesinnung und Neigung erfoderet. Das ist das Gut, das ich nur durch mein Verschulden verlieren kann, welches ich mir aber auf alle nur mögliche Art zu erhalten suchen will. Ich bin überdieses gar sehr überzeugt, meine ehrwürdige Mutter, daß nichts weniger vernünftig ist, als sich dieses Gutes deswegen zu berauben, weil man auf eine nicht gar zu günstige Art von uns möchte geurtheilt haben. Denn wenn diese Urtheile wahr und gegründet wären, was würde wohl ungerechter seyn, als aufzuhören, diejenigen, die es verdienen, zu lieben, weil sie recht von uns geurtheilet hätten? Und wenn sie auch nicht wahr wären; so würde man doch sehr unrecht thun, wenn man daher Anlaß nähme, auf ihre Freundschaft Verzicht zu thun. Denn es ist gleich lächerlich, niemanden lieben und hochschätzen zu wollen, als unter der Bedingung, daß er sich wider niemanden, er sey wer er wolle, einnehmen liesse, oder es sich gefallen lassen zu wollen, daß sich unsere Freunde gegen andere einnehmen liessen, wenn sie sich nur nicht gegen uns einnehmen liessen.

Sie sehen also, meine ehrwürdige Mutter, daß welche Vorstellung ich mir auch immer da-

von mache, daß man an dem Orte, wo sie sich befinden, das, was vorgegangen ist, nicht wohl aufgenommen hat, ich deswegen doch nicht glaube, ich wäre nicht verbunden, eine von den Freundschaftspflichten zu beobachten, und daß ich vielmehr dafür halte, ich wäre verpflichtet, eben die Gesinnungen beyzubehalten, die ich gegen sie und alle diejenigen, die mit ihnen verbunden sind, gehegt habe. Wenn diese letztern fortfahren, mir nicht gewogen zu seyn, und es zu mißbilligen, daß ich nicht gethan, was sie von mir verlangt haben; so ist kein ander Mittel, als zu handeln, wie man glaubt, daß man handeln müsse, und es sich gefallen zu lassen, daß andere urtheilen, wie sie glauben, daß sie urtheilen müßten. Ich weis, meine ehrwürdige Mutter, daß es weit leichter ist, sich diese Gesinnungen und Neigungen vorzustellen, als sie wirklich zu haben. Ich kann ihnen aber sagen, daß ich versichert bin, ich sey in Ansehung ihrer und in Ansehung dieser Personen dergestalt derselbe, daß, wenn ja einiger Unterschied ist, er darinnen besteht, daß ich jetzo weit mehr Ursache habe, mich von der Aufrichtigkeit meiner Neigung und Liebe zu versichern als ich sonst hatte. Es schleichen sich in die Freundschaften so viel geheime Rücksichten ein, daß ich mich fast nicht getraue, zu sagen, ich liebte jemanden, weil ich befürchte, es möchte alles, was ich für ihn empfinde, darauf hinaus laufen, daß ich mich

selbst

selbst liebte; indem nichts gewöhnlicher ist, als an andern nur die günstigen Gesinnungen, die sie in Ansehung unser hegen, zu lieben, wenn man sich einbildet, man liebe das, was Gott in sie gelegt hat. Man hat aber etwas mehr Ursache, sich von der Wahrheit seiner Neigung und Liebe zu versichern, wenn sie fortdauert, ob man gleich dieses nicht mehr wahrnimmt, und wenn man nicht aufhört, diejenigen zu lieben, bey welchen man diese Urtheile, welche die Eigenliebe nähren, nicht mehr verspürt.

In diesem Zustande habe ich mich seit zweyen Jahren in Ansehung dieser Personen befunden. Meine Einbildungskraft hat mir von Seiten ihrer weiter nichts als innerliche oder äusserliche Vorwürfe vorgestellt, die ich nicht für billig halte, und dennoch habe ich nicht wahrgenommen, daß ich, weder von der Hochachtung, noch von der Liebe, die ich allzeit zu ihnen getragen, etwas verlohren habe. Ich weis, daß hierbey noch etwas betriegliches seyn kann; es ist aber gewiß nicht so viel dabey, als bey den so vergnügten Freundschaften, die durch so viele äusserliche Zeugnisse der Liebe und Zuneigung, und durch die geheime Betrachtung so vieler innerlichen Bewegungen, die sie auf eine angenehme Art nähren, unterhalten werden.

Wenn nun alles, was ich ihnen hier in Ansehung aller dieser Personen sage, sehr wahr ist;

so bin ich überzeugt, sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, und glauben, es sey besonders in Ansehung ihrer wahr, und ich hätte nicht nöthig gehabt, so viel Gründe und Ursachen anzuführen, um ihnen zu zeigen, daß ich sie eben so sehr ehre, als ich es jemals gethan habe. Da ich also gewiß glaube, mein Zustand sey ihnen nicht ganz gleichgültig; so halte ich dafür, ich müsse ihnen einige Neuigkeiten von mir berichten. Ich befinde mich itzo seit zweyen Jahren in der vierzehnten Station. Sie ist nicht so beschwerlich als die übrigen gewesen sind; ich werde sie aber auch bald wieder verlassen müssen. Nichts ist mir mehr zuwider, als diese öftern Veränderungen; es ist aber doch auch alles bey der Erfahrung selbst weit erträglicher, als bey den Vorstellungen, die man sich vom weiten davon macht. Ich kann sagen, daß ich diese ganze Zeit über nicht traurig und betrübt gewesen bin, als nur an den Tagen selbst, an welchen diese Veränderungen vorgegangen sind, und auch dieses hat nicht lange gewährt. Uebrigens bin ich weit ruhiger gewesen, als ich es jemals in meinem Leben gewesen bin. Ich sehe in der Zukunft sonst nichts, als eben solche Schwierigkeiten; ich betrachte sie aber, ohne vor ihnen zu erschrecken, und ich hoffe, sie werden mir, unter dem Beystande ihres Gebeths, worum ich sie inständig ersuche, in der Nähe nicht beschwerlicher vorkommen, als in der Ferne, und sie werden entweder in diesem Leben, oder mit dem Ende des

Le-

Lebens selbst, einen guten Ausgang haben. Ich bin mit aller Ehrerbiethung, meine ehrwürdige Mutter,

Dero ꝛc.

IX. Brief.

Wir sollen auf die Urtheile, die wir von andern fällen, mehr Acht haben, als auf die, welche man von uns fällt.

An Ebendieselbe.

Unser Streit, meine ehrwürdige Mutter, den wir wegen des Handbriefchens mit einander hatten, das zu dem langen Briefe, den ich deswegen an sie geschrieben habe, Gelegenheit gab, ist also glücklich geendigt. Denn da sie mich versichern, sie hätten nichts geschrieben, das dem gleich oder nahe käme; so glaube ich es so gewiß, daß mir in Ansehung dieses Punkts nicht der geringste Zweifel übrig bleibt. Ich wollte wünschen, meine ehrwürdige Mutter, daß aller Verdacht und alle Vorurtheile so leicht auszurotten wären, als dieser. Man würde unter den Kindern der Kirche gar bald eine vollkommene Einigkeit wahrnehmen, weil alle Streitigkeiten ganz beygelegt wären, um derentwillen ihre Gemüther noch getheilt sind, und

welche in ihren Herzen die Liebe vermindern. Diese glückliche Wirkung wird aber dadurch gehindert, weil ein jeder an den Einbildungen und Meynungen, von welchen er eingenommen ist, hängen bleibt. Man setzt lieber voraus, daß sie wahr sind, als daß man untersucht, ob sie es sind; und man beklagt sich lieber über die Urtheile, die andere von uns fällen, als daß man sich gewiß zu versichern sucht, ob diejenigen, die man von andern fällt, recht und billig sind. Man verurtheilt also einander innerlich und äußerlich, und es ist unter dem Verfahren der einen und der andern kein Unterschied. Man hält z. B. die Meynungen gewisser Personen für etwas neues; und diese Personen halten dem Ansehen nach dafür, dieses Urtheil sey gar nicht billig, und diejenigen, die es fällen, könnten es nicht mit gutem Gewissen thun, weil sie überzeugt sind, sie hätten niemals Meynungen gehegt, die mit der Tradition der Kirche nicht übereinstimmten, und sie hätten allezeit eine besondere Abneigung gegen alle Neuerung gehabt. Dieses scheint dem Aeusserlichen nach gleich zu seyn. Man beurtheilt also einander auf gleiche Art; und obgleich vor Gott nur eine Wahrheit ist, so schreibt sich doch ein jeder den Besitz derselben vor den Menschen zu. In dieser Verwirrung läßt Gott die Sachen in diesem Leben bleiben, bey welcher ein jeder Recht zu haben glaubt, und diejenigen, die nicht seiner Meynung sind, verurtheilt. Nur der Tag der Ewig-

keit

keit wird diese Finsternisse ganz vertreiben, wenn er die Wahrheit und Gerechtigkeit so deutlich ans Licht bringt, daß diejenigen, welche sie bestritten haben, dadurch überzeugt werden. Da es aber die, welche sie erst alsdenn einsehen werden, nichts helfen wird; so muß sich ein jeder schon in diesem Leben von seinen Finsternissen zu befreyen suchen. Und es kann sehr viel dazu beytragen, wenn man sich recht zu überzeugen sucht, die Urtheile, die wir von andern fällen, wären für uns weit wichtiger, als diejenigen, welche andere von uns fällen. Denn ihre Urtheile können uns nicht schaden, sie mögen so ungerecht seyn, als sie nur wollen; aber Christus sagt uns, wir würden nach denen gerichtet werden, die wir von andern gefällt hätten. Es wird nicht gesagt, wir würden nach eines andern seinen Worten losgesprochen oder verdammt werden; sondern es heißt, wir würden nach unsern eigenen Worten losgesprochen oder verdammt werden. *Ex verbis tuis justificaberis, et ex verbis tuis condemnaberis.* Matth. 12, 37. Und diese Worte sind nicht nur die, so man äusserlich ausspricht oder schreibt; sondern auch diejenigen, die man in seinem Herzen hervorbringt, das heißt, unsere freywilligen Gedanken. Es sollte also unser vornehmstes Geschäfte seyn, sie insgesammt vor Gott zu untersuchen, und keine zu hegen, die wir nicht vor dem Richterstuhle der Wahrheit behaupten könnten, vor welchem wir genaue Rechenschaft davon werden geben müs-

sen. Wir sollten uns selbst fragen, ob wir von dem, was wir von andern denken oder sagen, recht überzeugt wären; ob wir nicht blindlings vorgefaßten Meynungen folgten; ob an diesen Urtheilen keine Uebereilung oder Leidenschaft Theil hätte; ob wir alle zu ihrer Abfassung nöthigen Einsichten hätten; und bey dem allem haben wir uns doch noch vor dem Grunde unsers Herzens zu fürchten, der uns allzeit unbekannt ist, und welcher Wolken erzeugen kann, die da machen, daß wir die Sachen ganz anders ansehen, als sie wirklich beschaffen sind. Ich wünsche, daß mich Gott in Ansehung aller Gesinnungen und Meynungen, die ich von andern hege, in diese Gemüthsverfassung setzen möge, und ich ersuche sie, ihn für mich darum zu bitten; und ich würde sie nicht lieben, wie ich sie lieben soll, wenn ich nicht denselben Wunsch und dasselbe Gebeth für sie abschickte. Ich bin ꝛc.

X. Brief.

X. Brief.

Verschiedene Mittel, die Kenntnisse, die man nöthig hat, zu erlangen; in wie fern uns andere dabey behülflich seyn können.

Ich kann ihnen, Madame, nicht besser zu erkennen geben, wie weit ich entfernt bin, ihnen Sachen abzuschlagen, in Ansehung derer ich überzeugt seyn würde, daß ich ihnen dienen, und auf irgend eine Art nützlich seyn könnte, als wenn ich den Antrag annehme, den sie mir in Ansehung ihrer Freundinn thun, ihr einigermaßen die Mittel bekannt zu machen, die sie in der Gottesfurcht würden befestigen, oder wachsen lassen können. Denn, wenn ich Ausflüchte suchen wollte, um mich davon zu befreyen; so würde ich deren ohne Zweifel sehr viele finden. Indessen hat mich das Verlangen, ihnen zu willfahren, zu dem Entschlusse gebracht, nicht ihr Unterricht zu ertheilen; sondern ihr die Mittel, gründlichen Unterricht zu erlangen, anzuzeigen; und hierbey werde ich es bewenden lassen. Es ist gewiß, daß es uns oftmals an Kenntnissen mangelt; aber die Kenntnisse fliehen uns nicht zuerst; sondern wir sind die ersten, die sie nicht suchen und haben wollen. Wenn sie sich uns darbiethen, lassen wir sie vorbeygehen. Wenn wir sie in erbaulichen Büchern lesen,

haben wir nicht Acht darauf. Und wenn wir nicht umhin können, die Wahrheiten zu sehen; so erwählen wir nur diejenigen, die sich für uns schicken. Es würde also bey nahe genug seyn, statt alles Unterrichts zu jemanden zu sagen: Wählet in einem erbaulichen Buche, das ihr leset, den Unterricht und die Lehren, die sich für euch schicken, und suchet sie hernach auszuüben. Ich will indessen weiter gehen, und wenn es auch nur geschähe, ihnen die Hochachtung, die ich gegen sie hege, zu erkennen zu geben; erlauben sie mir aber nur, daß ich es auf eine Art thue, welche ich, meiner Einsicht nach, für die einzige halte, wie ich dieser Person nützlich seyn kann. Man muß zuvörderst voraussetzen, daß derjenige, an welchen man sich wendet, er sey, wer er wolle, uns den Anfang der Kenntnisse und Einsichten, wie auch des guten Willens, nicht geben kann; Gott flößt ihn dem Verstande und dem Herzen, entweder selbst, oder hernach durch das äusserliche Wort ein, welches uns auf die gewöhnliche Art und Weise verkündigt wird. Wenn Gott diesen Anfang der Erkenntniß und des guten Willens in dem Herzen gebildet hat; so besteht hernach das große und einzige Mittel, ihn wachsen zu lassen, darinnen, daß man ihn nach der Absicht Gottes gebraucht, und in die Ausübung bringt; und durch diese Ausübung und Treue erlangt man eigentlich von Gott die Vermehrung dieser Erkenntniß und dieses guten Willens. Alles, was diejeni-

nigen, an welche man sich wendet, thun können, bestehr darinnen, daß sie uns gewisse Folgen dieser Erkenntniß zeigen, und uns etwas weiter führen, indem sie immer auf den Grund des guten Willens bauen, den Gott in das Herz gelegt hat, und ihn nur auf mehrere besondere Handlungen ausdehnen. Da man also niemanden wirklich helfen kann, als vermittelst desjenigen, was Gott in sein Herz gelegt hat; so gestehe ich ihnen, daß ich das Verfahren eines gewissen tugendhaften und einsichtsvollen Geistlichen gar sehr billige, welcher, anstatt den Personen, die sich an ihn wendeten, Lebensregeln vorzuschreiben, sie anhielt, sich selbst welche vorzuschreiben, und sie zu beobachten. Der Nutzen, den er von diesem Verfahren hatte, bestund darinnen, daß er daraus sah, wie weit sich die Kenntnisse dieser Personen erstreckten, die er nur unterstützen dürfte; und daß er dabey nicht Gefahr lief, zum voraus etwas unnützes zu thun, indem er sie zu Sachen anhielt, zu welchen sie keine Lust und Neigung würden gehabt haben. Dieses kann anfangs der Person, welcher man diesen Rath giebt, beschwerlich vorkommen; es ist aber im Grunde nichts damit verbunden, das nicht ein jeder thun könnte, wenn man es nur recht anfängt. Um sie dieses einsehen zu lassen, darf ich ihnen nur etwas ausführlicher zeigen, wie man es anfangen muß.

Es ist niemand zu finden, der, wenn er den Zustand seiner Seele betrachtet, nach der angefangenen oder fortgesetzten Kenntniß, nicht zum ersten sagen könne, er werde diese oder jene Krankheiten an sich gewahr; zum andern kann er sagen, er hielte sich also für verbunden, Gott um diese und jene Gemüthsverfassungen zu bitten, und sich zu entschließen, alles, was er nur kann, zu thun, um sich in dieselben zu versetzen. Und er kann zum dritten bey sich überlegen, welche Mittel er wohl brauchen könne, um zu diesem Zwecke zu gelangen. Und da diese Mittel vornehmlich in der Einrichtung oder Ordnung des Lebens und in den Verrichtungen bestehen, die er sich für einen jeden Tag vorschreiben wird, weil die wahre Gottseligkeit darinnen besteht, daß man recht lebt, und weil recht leben nichts anders heißt, als die Tage, aus welchen unser Leben besteht, recht zuzubringen; so soll er sich alle Tage eine gewisse Ordnung des Lebens und der Verrichtungen vorschreiben, und sie so genau, als er nur kann, beobachten.

Um sich dieses zu erleichtern, stelle er sich einmal vor, es habe ihn jemand, der ihm gleich, das heißt, mit ebendenselben Krankheiten behaftet wäre, um Rath gefragt, und er schreibe ihm alles vor, was ihm einfiele; er schreibe so gar seine Gedanken auf diese Art auf, und er wäre der Aufseher und Führer dieses Menschen, der von ihm nicht unterschieden wäre. Hierinnen wird nichts zu finden seyn, daß nicht vernünftig wäre. Denn wir

sind

sind in der That doppelte Personen, das heißt, es sind in einer jeden Person zwo Personen; die eine giebt der Vernunft Gehör, und die andere ist ein Ball der Leidenschaften. Alle Unordnung besteht hingegen darinnen, daß die Leidenschaft oftmals Gelegenheit giebt, die Vernunft zu verfälschen und zu verderben. Es ist eine Art von Spielwerke, was ich sage; es verschafft aber doch dem Verstande eine Art von Erleichterung.

Wenn er fragt, wozu alles dieses diene; so darf man ihm nur antworten, er solle es nur thun und beobachten, so werde er den Nutzen davon schon verspüren. Denn er ist gewiß, wie die mehresten Menschen, einigermaßen der Meynung, die Gottesfurcht werde wie ein Recept eines Arztes gelernt, und wenn man es gelernt habe, so dürfe man es nur brauchen. Die Sache verhält sich aber nicht so. Die Gottesfurcht besteht in der Ausübung dessen, was man weis; und hierzu ist es gut, sich zu überzeugen, daß man es weis. Er wird es thun, wenn er dem nachkömmt, was ihm gerathen wird. Er wird noch verschiedenes hinzusetzen können. Er wird dadurch seinem Beichtvater zu erkennen geben, wie weit sich seine Einsichten erstrecken. Das ist es alles, was ich für ihre Freundinn thun kann, daß ich ihr diesen Rath gebe, der sie veranlassen wird, ernstlich an sie zu denken. Ihr Beichtvater wird sie weiter führen, indem er entweder ihre Kenntnisse billigt, oder ihr andere beybringt.

XI. Brief.

XI. Brief.

Von Antipathien. Wie sehr sie im Ehestande zu fürchten sind.

Man würde, Madame, einigermaßen die Gabe der Weissagung haben müssen, wenn man genau auf die Frage antworten wollte, die sie wegen des Verhaltens des jungen Frauenzimmers, die ihre Freundinn ist, an mich thun, welche, weil sie gleichsam genöthigt ist, bey einer Tante zu leben, geheime Antipathien verspürt, die ihr mancherley Verdruß verursachen, und sie so gar bisweilen auf die Gedanken bringen, sich zu verehlichen, um sich von diesem Zustande zu befreyen. Die Ursache davon ist, weil die Antipathien, in Ansehung ihrer Ursachen, ihrer Wirkungen und ihrer Folgen, verschieden seyn können, und es also schwer ist, sie unter eine Regel zu bringen. Es giebt welche, wovon die Personen, die sie verspüren, selbst Ursache sind. Ihre wenige Gefälligkeit erregt Widersprüche, und die Widersprüche bringen in ihnen eine gewisse Empörung hervor, die sie Antipathie nennen. Es giebt andere, zu welchen man durch sein Verhalten gerade zu nichts beyträgt; aber die ungeduldige Art, wie man sie erträgt, unterhält sie. Man wird darüber unruhig, daß man nicht ruhig ist. Und weil man seine Pflicht nicht genau beobachtet, und

auf

auf die Widersprüche, die man für unbillig hält, einige trockene Antwort giebt; so unterhält man auf der einen Seite bey den Personen, mit welchen man umgeht und lebt, ein freundliches Betragen, und auf der andern wird man gewissermaßen gegen andere und sich selbst verdrießlich. Und es giebt weder andere, in Ansehung derer die Person, die sie verspürt, weder was ihr Betragen, noch was ihre Reden anbetrifft, Unrecht hat, und wobey sie nur deswegen zu tadeln ist, weil sie anderer ihre Fehler gar zu deutlich wahrnimmt, und den Zustand der Herabwürdigung und Demüthigung, in welchem sie sich befindet, mit einer innern Ungeduld erträgt. Ich weis nicht, Madame, zu welcher von diesen dreyen Arten man den Zustand der Person, der sie sich so sehr annehmen, zehlen soll; und die Freundschaft, die sie für sie haben, läßt mich so gar glauben, daß er zu der letzten gehört. Sie werden also das, was ich in Rücksicht auf die beyden andern werden sagen können, nicht auf sie anwenden, weil es nicht auf sie paßt.

Man kann aber in Ansehung der Widerwärtigkeiten dieses Lebens, überhaupt gar wohl sagen, daß wir sie so sehr empfinden, kömmt daher, weil wir uns einbilden, wir wären gebohren, nichts zu leiden. Es will niemand etwas unangenehmes empfinden. Die Mannspersonen und die Frauenzimmer laufen den Ergötzlichkeiten nach, und dieses wird bey dem Frauenzimmer, und bey vorneh-

men

men Frauenzimmern, noch mehr, als bey den Mannspersonen, wahrgenommen. Sie halten dafür, sie sollten wenigstens von den Widerwärtigkeiten des Lebens befreyt seyn; und sie bilden es sich noch mehr ein, wenn die Gottseligkeit macht, daß sie mit dem zufrieden sind, was die Welt unschuldige Vergnügen und Ergötzlichkeiten nennt.

Indessen ist dieses der Zustand der Menschen gar nicht. Die Religion sagt uns vielmehr deutlich, wir wären in der Welt, um in derselben nach dem Maße, das Gott bestimmt hat, zu leiden, und gedemüthigt zu werden; und es wäre zu unserm Besten geschehen, daß er ein reichliches Maaß von Demüthigungen und Leiden für uns bestimmt hätte. Der Mensch kann nur zween Zwecke haben; das größte Elend, das ihn ewig unglücklich macht; und das größte Glück, das ihn ewig glücklich macht. Das erste ist so schrecklich, daß, wenn auch gleich der Genuß aller weltlichen Güter vor ihm hergegangen wäre, man sie doch für nichts achten sollte; und doch ist es wahr, daß die Gottlosen, statt der Ergötzlichkeiten, in dieser Welt selbst sonst nichts, als Widerwärtigkeiten, antreffen; und das andere, welches an und für sich so sehr zu wünschen ist, wird auch nur durch das Leiden in dieser Welt erlangt, und dieses ist das einzige Mittel, dazu zu gelangen. Es ist also die Welt eine Art von Fegfeuer; und in ihr glücklich seyn und nichts unangenehmes empfinden wollen, heißt in dem Fegfeuer nichts leiden

den wollen, welches unmöglich ist, oder vielmehr sehr nachtheilig und gefährlich seyn würde. Denn die Verminderung der Pein des Fegfeuers dieser Welt würde die Pein des andern Fegfeuers gar sehr vernehmen, welche an sich selbst schrecklich seyn wird. Ich wünsche also gar sehr, Madame, daß sie dieses junge Frauenzimmer zu überreden suchten, daß die Widerwärtigkeiten niemals eine hinlängliche Ursache wären, seinen Stand zu ändern, und daß sie sich bey denen, die sie litte, glücklich schätzen sollte, wenn sie bloße Widerwärtigkeiten wären. Ich sehe aber wohl, daß sie zu ihnen sagen wird, sie fürchte sich nicht vor ihnen als Widerwärtigkeiten, sondern als Versuchungen, als Gelegenheiten Gott zu beleidigen, und als Fallstricken, die ihrer Schwachheit gelegt würden, sie erdulde sie gern, wenn sie keine Fehler dabey begienge, und sie dächte nur in dieser Absicht daran, ihnen abzuhelfen. Diese Rede ist, Madame, an sich vernünftig, und ich werde den Mitteln niemals entgegen seyn, die sie wird brauchen können, sich davon zu befreyen, wenn sie sie nur nicht in einen noch gefährlichern Zustand versetzen. Ich zweifle auch nicht, daß sie in Zukunft Gelegenheit dazu finden wird; ich kann aber nicht umhin, ihnen zu sagen, daß das Mittel, an welches sie mit gedacht hat, nämlich der Ehestand, unter allen am wenigsten dazu geschickt ist. Denn, ob ich gleich gern voraussetze, daß sie an den Ursachen dieser Antipathie keinen Antheil hat; so sieht

man doch, daß sie dieselbe sehr lebhaft empfindet, und daß sie dieser Leidenschaft unterworfen ist. Wenn aber irgend ein Stand in der Welt ist, wo man sich davor zu fürchten hat; so ist es der Ehestand. Es ist fast unmöglich, daß, wenn man bey einem Manne lebt, man an ihm nicht eine Menge Fehler bemerkt, und daß er es nicht einigermaßen gewahr wird, daß man es merkt, und nicht verdrießlich darüber wird. Und dieser mit den wirklichen Fehlern verbundene Verdruß macht, daß Antipathien entstehen, die bey den Personen, die sie verspüren, so lebhaft sind, daß man sich vor ihren Folgen, in Ansehung der Seele und des Leibes, nicht genugsam fürchten kann. Denn man kann sich fast nicht vorstellen, was eine Person, die eine lebhafte Einbildungskraft hat, empfindet, wenn sie sieht, daß sie mit einer Person, die ihr mißfällt, und durch eine solche Vereinigung, als der Ehestand ist, unzertrennlich verbunden ist. Es ist also, Madame, dasjenige, was das junge Frauenzimmer, welches sie lieben, auf diesen Gedanken gebracht hat, vielleicht eine von den stärksten Ursachen, die sie haben kann, ihn zu verbannen. Hieraus scheint zu folgen, daß sie sich einzig und allein beschäftigen soll, entweder andere Hülfsmittel aufzusuchen, oder zu warten, bis ihr die Zeit welche zeigt, und sich indessen den Zustand selbst, in welchem sie Gott will bleiben lassen, zu Nutze zu machen, weil er ihr kein Mittel an die Hand giebt, sich davon zu befreyen.

Die Mittel, Nutzen davon zu haben, würden folgende seyn: zum ersten, aufrichtig zu untersuchen, ob sie nicht zu den Widersprüchen, welche diese Antipathie erzeugen, Gelegenheit giebt, und alle Mühe anzuwenden, ihnen ruhig und gelassen abzuhelfen, ohne sich zu verwundern, wenn sie von Zeit zu Zeit noch einige Fehler dabey begeht. Zum andern zuzusehen, ob die Gemüthsart der Person, über welche sie sich beklagt, ihr nicht Anlaß giebt, nicht gar zu ehrerbiethige Antworten zu geben, und sich in diesem Stücke zu bessern zu suchen.

Sie mag nun aber dabey Fehler begehen, oder nicht, so soll sie doch vornähmlich darauf sehen, daß sie deswegen die Ruhe der Seelen nicht verliert, und sie soll alle Unruhe und allen Verdruß zu vermeiden suchen. Wenn der Mensch Fehler begangen hat; so ist es seine erste Pflicht, wieder ruhig zu werden; weil die Unruhe das gröste Hinderniß der wahren Buße und der aufrichtigen Bekehrung ist. Um andere ertragen zu lernen, muß man erst sich selbst ertragen, und wieder auf den rechten Weg zurückkehren, so bald man merkt, daß man ihn verlassen hat. Und wenn man heute verdrießlich und ungeduldig wird; so soll man hoffen, Gott werde uns die Gnade erzeigen, dieselben Sachen morgen zu ertragen, ohne darüber verdrießlich zu werden, und ihn demüthig, ruhig und anhaltend darum zu bitten, ohne jemals müde zu werden. Wenn man mit ei-

ner vertrauten Person von seinen Fehlern redet; so muß man es aufrichtig und auf eine unverstellte Art thun, indem man nicht voraussetzt, es sey eine schreckliche Sache, daß man Fehler begehe, und niemals verzweifelt, sie in Zukunft zu vermeiden; indem man über seine Schwachheiten nicht erstaunt, und sich nur bemüht, deswegen demüthiger, gegen andere nicht so murrisch, und geneigter zu seyn, von ihren Handlungen liebreich zu urtheilen. Das ist genug, Madame, für eine Person, die in die Luft redet, und welche nicht weis, ob das, was sie sagt, dieser Person angemessen seyn wird. Ich bin aber dadurch bewogen worden, ihnen diese Gedanken zu schreiben, weil, da sie durch sie gehen sollen, sie schon wissen werden, wie sie für die Person, für welche sie bestimmt sind, einrichten sollen.

XII. Briefe

XII. Brief.

Es ist allzeit gut, die Vortheile eines ehelosen Lebens betrachten zu lassen, wenn man es nur den Kirchendienern überläßt, ob man heurathen soll oder nicht.

Das junge Frauenzimmer, um derentwillen sie an mich schreiben, Madame, würde von allem, was ihr unangenehm und verdrießlich ist, gar bald befreyt seyn, wenn ich eben so viel Mittel, sie zu befriedigen, hätte, als ich den Willen dazu habe, und ich selbst empfinde, was ihr in ihrem Zustande unangenehm und beschwerlich ist. Ich beklage mich so nicht einmal darüber, daß sie mich im Verdachte hat, als ob ich in Ansehung ihrer, einige politische Zurückhaltung brauchte, und nicht alles thun wollte, was ich konnte, um ihr eine Erleichterung zu verschaffen, indem ich sie zu einem Entschlusse brächte. Ich weis, daß alle diejenigen, die etwas heftig wünschen, geneigt sind, solche Verdachte zu hegen. Ich bin zufrieden, Madame, daß sie selbst in diesem Stücke von meiner Aufrichtigkeit überzeugt sind, und ich hoffe, es werde ihnen in Zukunft nicht schwer fallen, auch dieses junge Frauenzimmer davon zu überzeugen. Und das nöthigt mich, Madame, ihnen etwas ausführlicher zu melden, was mich bewogen hat, auf die Briefe zu antwor-

ten, in welchen sie mir ihren Zustand bekannt gemacht haben.

Ich habe allzeit geglaubt, Madame, diese Person werde sonst von niemanden eine Hülfe hoffen können, als von einem einsichtsvollen Beichtvater, der sich ihrer besonders annähme, und gegen den sie sich ganz entdeckte. Meine einzige Absicht ist also gewesen, mich des Vertrauens, welches sie gegen mich blicken ließ, zu bedienen, um sie dahin zu bringen. Und wenn ich von einigen allgemeinen Materien geredet habe; so ist es nur in der Absicht geschehen, sie von dieser Nothwendigkeit zu überzeugen, und ihr gewisse Gedanken mitzutheilen, in Ansehung derer es gut war, wenn sie darüber nachdachte. Aber es selbst über mich zu nehmen, jemanden, in Ansehung der Erwählung eines Standes, und vornehmlich des Ehestandes, zu einem Entschlusse zu bringen, das habe ich, Madame, allzeit als die unüberlegteste Unternehmung von der Welt angesehen, und ich sehe es auch noch so an. Sie werden sagen, warum haben sie denn also so viel geschrieben, und ihr Anlaß gegeben, sich unnützer Weise gegen sie zu entdecken, welches ihr gar sehr unangenehm und verdrießlich ist? Hierüber muß ich mich nun, Madame, gegen sie deutlicher erklären.

Man kann auf eine doppelte Art von einem Stande des Lebens reden, entweder als Advocat, oder als Richter. Man redet als bloßer Advocat davon, wenn man bloß die Vortheile eines

gewissen Standes, und gewisse Nachtheile eines andern, vorstellt. Es ist allemal gut, wenn man diese Dinge diejenigen betrachten läßt, welche diese Ueberlegung bey sich anstellen, obgleich alles, was man davon sagt, nicht so beschaffen ist, daß man schlechterdings einen bündigen Schluß daraus machen kann. Der Ehestand hat verschiedene Advocaten. Die ganze Welt sucht die jungen Frauenzimmer, welche im Stande sind, in denselben zu treten, dazu zu bereiten. Man schildert ihnen den Stand derer, welche nicht darein treten wollen, auf eine verächtliche Art ab. Man zeigt ihnen alles, was der Ehestand reizendes und lockendes an sich hat. Mit einem Worte, man kann sagen, das Leben der Welt, der Anblick der Welt und die Reden der Welt wären eine unaufhörliche Schutzrede für den Ehestand. Ist es also nicht billig, Madame, daß der Stand eines jungen Frauenzimmers, das darauf Verzicht thut, das sich Gott allein widmet, das nur für ihn leben will, und welches ihn zu seinem einzigen Theile erwählt, auch seine Advocaten hat, und nicht ganz ohne Vertheidigung bleibt, und daß man denen, zu welchen man eine wahre Neigung trägt, eine Liebe dazu einzuflößen sucht? Und zwar um so viel mehr, weil es unzählige junge Frauenzimmer giebt, welche, ob sie gleich nicht aus Liebe zum Ehestande zu demselben geneigt sind, sich dennoch wegen gewisser Phantasien, womit sie sich den Kopf anfüllen, in denselben begeben.

Das ist, Madame, die Partey, die ich in Ansehung der Person, die sie so lieb haben, ergriffen habe. Ich habe geglaubt, sie gehöre unter diejenigen, die nicht nöthig hätten, in den Ehestand zu treten, und welche nur durch fremde Ursachen dazu könnten angetrieben werden. Und ob ich gleich wußte, daß sie nicht so fromm und gottesfürchtig war, als es eine christliche Jungfrau seyn soll; so machte ich mir doch in Ansehung ihrer die Hoffnung, es werde es vielleicht ein gutes Verhalten und die Absonderung von den Dingen, die ihr zu Hindernissen dienen, wie auch ein unabläßiges Gebeth, bey Gott dahin bringen, daß er ihr so viel Verstand verleihe, als nöthig ist, diesen Zustand zu ertragen. Ich habe also geglaubt, ich könne einen Versuch machen, ihre Gedanken auf diese Seite zu lenken, weil gemeiniglich vor der Gnade Gottes, welche uns die Gesinnungen einflößt, die zur Erwählung eines Standes nöthig sind, eine gewisse äusserliche Gelegenheit vorhergeht, die uns veranlaßt, mit mehrerer Aufmerksamkeit daran zu denken.

Ich habe also eigentlich dieses Leben und diesen Stand vertheidigt; ich habe aber nicht als Richter, oder als eine Person davon geredet, welche Einsicht und Verstand genug zu haben glaubt, um sie schlechterdings zu einem Entschlusse zu bringen. Ich gestehe so gar, daß sie mir gute Gründe angeführt hat, die mich selbst ungewiß machen. Ich habe es also ungefähr wie eine Person gemacht,

wel-

welche, wenn sie gefragt worden, wo man nach einem gewissen Orte gienge, zu welchem zween Wege führten, es dabey bewenden ließe, denjenigen anzuzeigen, den sie am besten kennete, und welchen sie für den besten hielte. Wenn man ihr einwendete, dieser Weg wäre für diejenigen, die sie um Rath fragten, beschwerlich, würde sie nicht mit Grunde antworten können, sie wisse es gar wohl, daß es noch einen andern gäbe; weil sie ihn aber nicht genugsam kennete, und ihn auch niemals gegangen wäre, so bäthe sie, man möchte sich deswegen bey denen erkundigen, die ihn besser, als sie, kenneten? Dabey bleibe ich stehen, Madame, so weit erstreckt sich mein Amt, und ich kann ihnen sagen, daß ich niemals mit jemandem weiter gehen werde. Hieraus folgt nun gar nicht, daß das, was bishero geschehen ist, für die ihnen bekannte Person gar keinen Nutzen habe.

Es gehört zweyerley, oder vielmehr dreyerley dazu, wenn man sich in Ansehung des Punkts, über welchen sie nachdenkt, auf eine christliche Art entschließen will. Man muß die Sachen aufrichtig, und mit gehöriger Aufmerksamkeit untersuchen. Man muß Gott fleißig um sein Licht, und die Kraft, ihm zu folgen, bitten, und mit seinem Gebethe ein genaueres und treueres Leben, in welchem mehr gute Werke verrichtet werden, verbinden. Zum dritten muß man sich durch diejenigen zu einem Entschlusse bringen lassen, die vermöge ihres Amts die Gnade dazu haben. Von diesen

drey Stücken ist die Untersuchung zum Theil geschehen, und diese Person darf das, was sie mich hat wollen wissen lassen, nur anzeigen. Es ist weiter nichts übrig, als das Gebeth, das genaue und treue Leben, und die Zuratheziehung eines verständigen Beichtvaters. Meine Absicht ist gewesen, sie dahin zu führen, und ich sehe nicht, warum sie einen entfernten und gefährlichen Weg gehen will, der ihr in der Folge würde Gewissensbisse machen, und eine gegründete Ursache an die Hand geben können, die Verwegenheit desjenigen zu tadeln, gegen den sie jetzo mehr Hochachtung, als er verdient, an den Tag legt. Sie soll in Ansehung seiner wissen, daß er einer von denen ist, der in Gewissenssachen am wenigsten etwas unternimmt, sehr furchtsam ist, und gern in seiner Ordnung bleibt; und über dieses hat er, bey dieser besondern Gelegenheit, so wenig deutliche Einsichten, daß er, wenn er sich darein mengte, nur eine unbesonnene Antwort würde geben können. Denn man muß annehmen, Madame, daß es gewisse Dinge giebt, die einem jeden immer dunkel bleiben, und daß die Bestimmung zu einer Verbindung für eine so verständige Person, als ihre Freundinn ist, darunter gehört. Bey solchen Dingen, die keine gewisse Regel haben, muß man sich nun gar sehr nach dem richten, was Gott haben will, und diejenigen handeln lassen, welche in der Kirche gesetzt sind, daß sie andern zu Wegweisern dienen sollen.

Uebrigens halte ich dafür, Madame, es werde ihnen noch leichter fallen, sie wegen eines Punkts zu beruhigen, worüber sie sich beklagt, indem sie sagt, ich hielte sie im Verdacht, als ob sie nicht wahr redete; denn das kömmt nur daher, weil sie den Sinn meiner Worte nicht recht eingesehen hat. Es ist nicht leicht jemand zu finden, an dessen Aufrichtigkeit ich weniger zweifelte, als an der ihrigen. Ich habe sie also von dieser Seite gar nicht im Verdachte. Aber der Zweifel, den ich in Ansehung ihres Verstandes hege, ist ein solcher, den ich in Ansehung eines jeden hege und den sie auch in Ansehung ihrer selbst hegen soll. Denn man mag so aufrichtig seyn, als man nur immer will; so hat man doch allemal Ursache, zu befürchten, man rede nicht ganz wahr, wenn man von seinen Gesinnungen redet, weil man besorgen soll, man kenne sich nicht recht. In Wahrheit, Madame, es ist uns oftmals weder der Grund, noch die Quelle, noch die Beschaffenheit, noch auch der Grad davon bekannt. Man hat bisweilen den Kopf von einer gewissen Kleinigkeit voll, und wir glauben, es sey uns unmöglich, weiter zu gehen. Wenn indessen die Einbildungskraft eine andere Wendung bekömmt; so verschwindet diese vermeynte Gesinnung. Sie will, z. B. wie sie sagt, demjenigen, den sie zu ihren Beichtvater erwählen will, weder ihren Namen, noch ihren Stand sagen; das heißt, sie will ihn eines Theils der Einsichten berauben, die ihm eine nähere Kenntniß würden

ver-

verschaffen können, und sie will sich ihm nur auf eine eingeschränkte Art entdecken, die gemeiniglich keinen Nutzen hat, und es kömmt ihr so gar vor, es sey ihr unmöglich, anders zu handeln. Indessen nehme ich mir die Freyheit, sie zu versichern, daß, wenn sie über wirklichere Dinge weg seyn wird, sie sich über diese Phantasien wegsetzen, und sich so gar verwundern wird, daß sie sich gehabt hat. Sie wird ohne Mühe einsehen, daß dasjenige, was sie zu sagen hat, die gewöhnlichste Sache von der Welt, und von sich zu sagen am wenigsten beschwerlich ist, auch weniger Zurückhaltung erfordert, wenn man mit einer Person zu thun hat, die nicht ganz unbesonnen handelt.

Ich kann auch nicht einsehen, warum sie deswegen, weil ihre Frau Tante mit der Frau N. *** und dem Herrn N. *** bekannt ist, kein Zutrauen zu ihnen haben will. Denn, nach meiner Einsicht, sollte sie dieses suchen, weil Personen, die mit ihrer Tante gut stünden, deswegen nur desto geschickter seyn würden, sie gegen sie zu beruhigen, und es bey ihr dahin zu bringen, daß sie ihr erlaubte, sich zu begeben, wohin sie wollte. Und das ist das Mittel, das ich ergreifen würde; ich würde es nämlich dahin zu bringen suchen, daß ich mit allen denen, zu welchen ihre Tante Zutrauen hat, auf einem guten Fuße stünde; und wenn sie Leute sind, welchen man trauen darf, wie diese sind, so würde ich ganz offenherzig mit ihnen reden. So erlangt man in weltlichen Sachen

chen seinen Zweck, und Gott will haben, man soll in denen, die ihn angehen, dieselben Mittel brauchen, wenn sie unschuldig sind; und er kann es nicht billigen, daß man sich keine Mühe geben will, die Sachen, die man am meisten zu wünschen Ursache hat, glücklich zu Stande zu bringen.

Ich schäme mich einigermaßen, Madame, ihnen einen so übel geschriebenen Brief, als dieser ist, zu schicken; aber die Mühe, ihn umzuschreiben, ist für mich so groß, und ich habe so wenig Zeit dazu, daß ich hoffe, sie werden es bestens entschuldigen, daß ich in diesem Stücke den Wohlstand nicht beobachtet habe.

XIII. Brief.

Man muß an sich einzusehen suchen, was Phantasie oder Einbildung, und was Vernunft ist.

Nachdem ich, Madame, ihren letzten Brief gelesen hatte; so schrieb ich die Gedanken, die mir so gleich einfielen, auf. Weil mir aber die Betrachtungen, die ich nachhero darüber angestellt, zwar nicht zu entgegenstehenden, aber doch zu andern Anlaß gegeben; so habe ich geglaubt, es werde nicht unnütze seyn, wenn ich sie ihnen bekannt machte.

Ich

Ich finde an dem jungen Frauenzimmern, für die sie so viel Freundschaft hegen, und welche sich ihnen entdeckt hat, nur gemeine Schwachheiten; sie thut sehr unrecht, daß sie so große Geheimnisse daraus macht. Es giebt in der Welt viel Personen, die ihr in ihren Fehlern gleichen; aber nicht so gar viele, von welchen man würde glauben können, daß sie ihr in ihren guten Eigenschaften ähnlich wären. Befürchten sie also nicht, mir eine üble Meynung von ihr beygebracht zu haben; nehmen sie es aber auch gut auf, daß ich ihnen über das, was sie mir berichtet haben, melde, was mir dabey eingefallen ist.

Es giebt, Madame, zwo große Triebfedern des menschlichen Verhaltens, nämlich die Phantasie oder Einbildung und die Vernunft. Vernunft nenne ich eine wirkliche Kenntniß der Sachen, wie sie beschaffen sind, welche macht, daß wir gesund und richtig davon urtheilen, und sie entweder lieben oder hassen, nach dem sie es werth sind. Und Phantasie nenne ich einen falschen Begriff, den wir uns von den Sachen machen, indem wir sie uns anders vorstellen, als sie wirklich sind, entweder größer oder kleiner, angenehmer oder verdrießlicher, als sie wirklich sind; welches uns zu vielen falschen Urtheilen verleitet, und Leidenschaften erregt, die nicht vernünftig sind.

Hieraus will ich so viel schließen, daß ein jeder, um sich kennen zu lernen, über seine Phantasien, und seine vernünftige Urtheile nachdenken soll.

soll. Wenn er sich nun auf solche Art die Mühe giebt, dasjenige, was in seinem Verstande vorgeht, zu betrachten; so wird man gewahr werden, daß oftmals sehr wenig Vernunft und Verstand in unsern Urtheilen zu finden ist, und daß gemeiniglich dasjenige, was uns leitet und handeln läßt, auf bloße Phantasien hinaus lauft.

Da ich nicht Willens bin, ihnen, Madame, hier überhaupt eine philosophischmoralische Vorlesung zu halten; so sehen sie wohl, daß ich dasjenige, was ich hier überhaupt sage, auf das anwenden will, was sie mir von den Gesinnungen dieses Frauenzimmers gemeldet haben. Ich will ihnen also gerade heraus sagen, daß ich finde, ihr Verstand sey von dreyerley Vorstellungen eingenommen.

Sie hat einen sehr großen Abscheu vor den Klöstern; sie sieht die Gemüthsart ihrer Tante als etwas unerträgliches an, und macht sich wenig Hoffnung, von Gott die Gnade, sie geduldig zu ertragen, zu erhalten. Und aus diesen beyden Vorstellungen zusammen entsteht eine dritte, welche darinnen besteht: Ob sie gleich den Ehestand nicht liebt, und zu demselben von den Leidenschaften, die viele andere dazu antreiben, nicht gezogen wird; so sieht sie ihn doch als einen Stand an, der sie von dem Zwange der Klöster, und der Unterwerfung gegen ihre Tante befreyen kann; und so bringt es diese Vorstellung der Freyheit bey ihr dahin, daß sie bey nahe dafür hält,

dieser Stand sey erträglicher, als die beyden andern. Das ist, Madame, der Begriff, den ich mir von den Gesinnungen dieser Person gemacht habe, und vermuthlich haben sie sich ihn auch gemacht.

Wenn es nur darauf ankäme, die Sachen nach der Wahrheit und Vernunft zu beurtheilen; so würde es mir was leichtes seyn, zu zeigen, daß diese Vorstellungen nur Phantasien sind. Die Abneigung, welche sie gegen die Klöster hat, beruht nur auf falschen oder zu weit getriebenen Vorstellungen. Sie stellt sich in denselben gewisse Dinge als unerträglich vor; indessen ertragen sie hundert tausend junge Frauenzimmer ohne Mühe, und es ist unter diesen Beschwerlichkeiten keine zu finden, welche, wenn man sie nur einigermaßen gewohnt wird, nicht in kurzer Zeit verschwände. Uebrigens irre ich mich gar sehr, wenn diese Abneigung nicht auch eben so sehr von den schlechten Begriffe, den sie von dem christlichen Leben hat, als von der Abneigung gegen die Verrichtungen, die nicht menschlich damit verbunden sind, herkömmt. Wenn sie nun nur von der wenigen Liebe herkömmt, die sie zu den zu einem jeden Stande nöthigen Tugenden hat; so sollte sie bedenken, daß es ihr noch weit schwerer werden wird, diese Tugenden in Ständen auszuüben, die unsere Leidenschaften an und für sich begünstigen, und uns mehr Freyheit, ihnen nachzuhängen, verschaffen.

Sie

Sie bedenkt auch überdieses nicht, daß eine reiche Person, wie sie ist, in den Klöstern eine ihrer Schwachheit angemessene Lebensart finden kann, das heißt, daß sie in denselben würde leben können, ohne ein Gelübde zu thun, ohne sich an die Regel zu binden, und von den Religionsübungen nur das, was ihr angemessen wäre, zu beobachten.

Eben so verhält es sich auch mit dem Begriffe, den sie sich von der Gemüthsart ihrer Tante macht, welche ihr unerträglich zu seyn scheint. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieser Begriff auch noch eine Phantasie ist. Wenn man auch gleich voraussetzte, diese Tante habe allemal Unrecht, wenn sie ihr widerspräche und sie plagte; so ist es doch weder eine unerträgliche, noch unmögliche Sache, einer Person, die Unrecht hat, nachzugeben. Man darf nur der Stimme Gottes Gehör geben, der es befiehlt. Die Tante hat vielleicht keine Ursache, dieses und jenes zu verlangen, ihr bey dieser und jener Gelegenheit zu widersprechen; aber Gott kann befehlen, das zu thun, was man auch so gar unrechtmäßiger Weise verlangt, und geduldig zu leiden, wenn uns auch so gar ohne Grund und Ursache widersprochen wird. Man darf also nur die Vernunft und die Wahrheit Gottes lieben, um die unrechtmäßigen Forderungen und die ungerechten Widersprüche der Menschen ruhig und gelassen zu ertragen. Ich weis wohl, daß dieses beschwerlich ist; es wird aber

das, was beschwerlich ist, nach und nach leicht, wenn es uns nur ein Ernst ist, und wir uns alle Mühe geben, uns zu bessern; wenn wir nur die Zeit nicht damit zubringen, unsern Verstand mit anderer ihren Fehlern zu beschäftigen, und wenn wir mehr daran denken, diese Widerstrebung gegen den göttlichen Befehl in uns zu verbessern, als zu verlangen, daß andere ganz vernünftig seyn und handeln sollen. Die Gnade Gottes hilft uns unsere Neigungen überwinden, wenn wir ihn gehörig darum bitten, und man muß die Hoffnung, sie zu erlangen, niemals aufgeben.

Endlich ist es auch noch eine andere Phantasie, sich den Ehestand als nicht so beschwerlich und an sich sicherer, als diese beyden Stände, vorzustellen. Er kann den Sinnen weniger beschwerlich seyn, wenn man in demselben seine Pflicht und Schuldigkeit nicht beobachten will. Ich gebe so gar zu, daß man eine so glückliche Wahl treffen könne, daß, wenn man in demselben christlich lebte, man von den übrigen Beschwerlichkeiten nichts wissen würde; wer kann uns aber von dieser Wahl versichern? Die mehresten Menschen sind entweder wunderlich und eigensinnig, oder treulos und lasterhaft, oder doch wenigstens nicht fromm und gottesfürchtig.

Alles dieses wird vor der Verbindung gar wenig eingesehen, und nach der Verbindung ist die Sache nicht zu ändern. Wer kann sich nun aber wohl versprechen, daß er im Stande seyn werde

sein

sein ganzes Leben lang den Eigensinn eines unvernünftigen Mannes, und die Ausschweifungen eines lasterhaften Mannes, zu ertragen? Und in welcher Gefahr ist nicht endlich ein Frauenzimmer, das nur gemeine Einsichten hat, an dem eigennützigen, und oftmals ungerechten Verhalten eines Mannes, und an dem bösen Beyspiele junger Frauen von ihrem Alter, die den Kopf nur von den Thorheiten und Eitelkeiten der Welt voll haben, Theil zu nehmen? Es ist zwar leicht, diesem Strohme zu folgen; es ist aber das größte Unglück, sich von dieser Leichtigkeit hinreissen zu lassen. Und es ist so schwer, diesem Strohme nicht zu folgen, daß ich kein Bedenken trage, zu sagen, es gehört eine ganz andere Stärke der Tugend dazu, als eine beschwerliche Tante, oder den Zwang eines Klosters, zu ertragen. Man erträgt und duldet alles, wenn man sich zwingt und sich Gewalt anthut. Aber die Gewalt, die man sich anthun muß, wenn man dem Strohme der Welt Widerstand thun will, ist weit beschwerlicher, als diejenige, die man sich in den beyden vorhin angezeigten Ständen anthun muß. Ich halte also dafür, Madame, daß, wenn man die Sache nur vernünftig überlegt, sie zu diesem jungen Frauenzimmer sagen können, ob sie gleich von ihren Widerwärtigkeiten empfindlich gerührt würden; so wäre es doch kein gutes Mittel, sich in Ansehung derselben Erleichterung und Linderung zu

zu verschaffen, wenn man es darauf ankommen ließe, sich größern auszusetzen.

Was aber, Madame, das Verhalten schwer macht, ist dieses, weil man oftmals nicht alles nach Vernunft einrichten kann und soll. Es gi bt bisweilen so starke und so hartnäckige Phantasien, daß man sich keine Hoffnung machen darf, sie zu überwinden; und diese Pein, die an sich weit geringer ist, wird eingenommenen Personen unerträglich vorkommen. So trifft man sehr viele ehrbare Frauen an, welche, weil sie sich verheurathet haben, um sich den kleinen Ungemächlichkeiten der Gemüthsart ihrer Mutter zu entziehen, hernach ganz geduldig weit größere Uebel leiden, weil sie sehen, daß sie ihnen nicht abhelfen können. Es ist also bisweilen vernünftig, Phantasien nachzugeben. Vielleicht würde endlich ein kluger Beichtvater diesem jungen Frauenzimmer sagen können, wenn sie sich nicht die Gewalt anthun wolle, welche nöthig ist, die häuslichen Widersprüche geduldig zu leiden; wenn sie nicht den Widerwillen überwinden wolle, den sie gegen das Leben hat, welches sie in einem Kloster erwählen kann; so solle sie endlich an diese dritte Partey denken, so gefährlich sie auch immer wäre; weil doch die Gefahr nicht ganz gewiß ist, und weil oftmals diejenigen, die in Ansehung der Uebel, die man vermeiden konnte, schwach gewesen sind, in Ansehung der nothwendigen und unvermeidlichen Uebel stark und geduldig werden. Ehe er aber darauf käme, würde

er

er ihr vielleicht rathen, aufrichtig zu versuchen, die beyden andern Phantasien zu überwinden. Die Versuche sind in Ansehung derselben nicht gefährlich, und es kann ihnen auch eher abgeholfen werden, als dem Versuche mit dem Ehestande. Die Regel ist gewiß; man darf nur in allen gleichgültigen Sachen, die das Gewissen nicht betreffen, nachgeben, gehorchen und schweigen. Man muß seine Handlungen dadurch, daß man sie Gott befiehlt, leidlich und erträglich machen, und weil man einsehen soll, es sey nöthig, daß man durch die Widerwärtigkeiten, die mit den andern Ständen verknüpft sind, gedemüthigt werde. Man muß einsehen, daß es Gott gut mit uns meynt, indem er uns diese Gelegenheiten zu leiden verschafft, weil wir sie nicht selbst erwählen würden. Man muß um einiger geringer Fehler willen, die man wider seine gefaßten Entschließungen begeht, den Muth nicht sinken lassen, und gleich darauf wieder ruhig werden, ohne sich zu ängstigen und zu beunruhigen. Ist man an einem Tage oft gefallen; so muß man hoffen, man werde es an einem andern besser machen. Und indem man nun so fällt und wieder aufsteht; so kömmt man nach und nach immer weiter, und man lernt, das, was uns unerträglich schien, endlich ertragen.

Es ist an sich noch weit leichter, Madame, einen Versuch zu machen, die andere Phantasie zu überwinden, welche die Abneigung und der Widerwille gegen das Klosterleben ist. Der Versuch

ist mit keinem wirklichen Ungemache verbunden. Man muß nicht sagen, man wolle sich in das Kloster begeben, um darinnen zu bleiben, und eine Nonne zu seyn; sondern man muß sagen, man wolle sich dahin begeben, um ernstlich bey sich zu überlegen, welchen Stand man erwählen solle, welches in der Welt nicht so gut geschehen kann; und man muß sich entschließen, ein Jahr in diesem Leben zuzubringen, das man als verdrießlich ansieht, in welchem aber hundert tausend Jungfrauen ihr ganzes Leben ohne Verdruß zubringen.

XIV. Brief.

Es ist gemeiniglich eine Versuchung, seine Zuflucht zu entfernten Mitteln zu nehmen, und die nahen nicht zu brauchen.

An eine Nonne.

Sie, meine Schwester, würden mit dem Briefe, den ich ihnen schreiben will, sehr wohl zufrieden seyn, wenn es hierzu genug wäre, zu wünschen, daß sie es seyn möchten, und eine sehr aufrichtige Neigung zu ihrem wahren Besten zu haben. Weil man aber über über seinen Verstand nicht so Herr ist, wie über die äusserlichen Handlungen; so trägt es sich bisweilen zu, daß man nicht vermittelst des Verstandes in die Meynungen

gen, die man uns bekannt macht, eindringen kann. Und das habe ich einigermaßen zu befürchten Ursache, wenn sie das, was ich auf ihren Brief zu antworten habe, nicht eben so einsehen, wie ich es einsehe, und wenn die Gründe, die mich überreden, nicht denselben Eindruck in sie machen.

Sie setzen voraus, meine Schwester, es hielte mich nur eine Schwierigkeit ab, auf dasjenige zu antworten, was sie mir mit einem so großen Zutrauen zu schreiben belieben; sie glauben nämlich, ich befürchtete, sie möchten in diesem Stücke etwas wider die Ordnung ihres Klosters thun. Sie glauben dieser Sache abgeholfen zu haben, indem sie mich versichern, sie hätten die Erlaubniß dazu von ihrer Superiorinn erhalten. Und es ist wahr, wenn das die einzige Ursache wäre, die mich von diesem Briefwechsel abhielte; so würden sie sie vollkommen aus dem Wege geräumt haben. Aber erlauben sie mir ihnen zu sagen, daß ich dafür halte, ich hätte ihnen noch andere angeführt; und wenn ich es nicht gethan habe, so will ich es durch diesen Brief thun.

Die Erlaubniß, welche ihnen diese so gütige und so dienstfertige Superiorinn giebt, mag beschaffen seyn, wie sie will; so macht sie sich dadurch doch nicht anheischig, die Sache geheim zu halten, und sie würde nichts thun, worüber man sich zu beklagen Ursache hätte, wenn sie diesen Briefwechsel bekannt machte. Indessen gehört weiter nichts dazu, um eine Geschichte fertig zu ma-

chen, die sich in ganz Frankreich ausbreitet, und welche, indem sie durch verschiedene Mäuler geht, lächerliche Zusätze bekommen wird. Man wird sagen, ich gäbe mich damit ab, Nonnen zu regieren, und die Geheimnisse ihrer Gewissen zu erforschen, und das wird zu tausenderley Erzählungen Gelegenheit geben.

Ich gestehe ihnen aber doch, daß diese Ursache, welche nur von einer ungewissen und zeitlichen üblen Folge hergenommen ist, mich weit weniger rührt, als diejenigen, die ich hier beyfügen will.

Man kann den Seelen nicht dienen, wenn man in Ansehung ihrer nicht das Werkzeug Gottes ist; denn ein Geschöpf kann als Geschöpf ihnen nur schaden. Das Werkzeug kann man auf eine doppelte Art seyn, entweder vermöge eines ordentlichen Berufs, welcher das Priesterthum und die Verbindlichkeit ihnen zu dienen ist; oder vermöge eines Berufs, den man einen ausserordentlichen nennen könnte. Da es nun klar ist, daß ich nicht auf die erste Art verbunden bin; so halte ich nichts für gefährlicher, als es auf die andere Art seyn zu wollen. Ich bitte sie dahero, wohl zu merken, daß ich in Ansehung ihrer nur das Amt eines Unterhändlers über mich genommen habe, und daß ich mir ein großes Gewissen würde gemacht haben, ihnen von mir selbst einen Rath zu geben. So habe ich gehandelt, als ich ihnen die Antwort des heiligen Prälaten berichtet habe; und

eben

eben so habe ich es auch in dem langen Briefe gemacht, den ich ihnen im vergangenen Jahre schrieb. Ich hatte deswegen Personen um Rath gefragt, denen ihr Charakter ein Recht gab, so zu reden, wie ich redete. Und obgleich meine Gedanken mit den ihrigen vollkommen übereinstimmeten; so trug ich sie doch nicht als solche vor, die von mir herkommen; sondern als solche, von welchen ich versichert war, daß sie von ihnen herkamen. Wenn ich nicht so handle, meine Schwester; so bin ich, in Ansehung meiner, weder sicher, noch ruhig. Ich habe zwo oder drey Personen eben so, wie ihnen, zu einem Unterhändler gedient; ich habe es aber allemal so eingerichtet, daß keine Bestimmung von mir herkam, wenn die Sachen nicht so klar und deutlich waren, daß ich anderer ihre Meynungen voraussetzen konnte, ohne sie deswegen ausdrücklich zu befragen. Sie werden vielleicht sagen, sie verstünden es so, und wendeten sich auf diese Art an mich. Aber ausser dem, daß ich ihnen sagen könnte, es würde zu dem Erde gut gewesen seyn, ihre Sprache, und die Art und Weise, wie sie mit ihrer Superiorinn von mir gesprochen haben, ein wenig zu ändern, so habe ich noch eine dritte Ursache, die weit allgemeiner und entscheidender ist. Wenn ich nämlich ihren Brief, und das, was sie darinnen von ihren Gesinnungen und Umständen zu erkennen geben, betrachte; so habe ich geglaubt, es sey nicht nicht möglich, daß ihnen jemand, er sey, wer er

wolle, für seine Person darauf antworten könne, ohne Gefahr zu laufen, unbesonnen und verwegen zu reden, und ihnen zu schaden, indem er ihnen dienen wolle.

So leicht sie sich auch immer ausdrücken, so würden doch unzählige Dinge seyn, in Ansehung derer man sich von ihnen würde Erläuterungen ausbitten müssen, wenn man ihren Zustand recht einsehen wollte. Diejenigen, welche eine lebhafte Einbildungskraft haben, wie sie zu haben scheinen, vergrößern die Sachen, und sie sind gemeiniglich weder so gut, noch so böse, als sie denken. Sie hatten die Ausschweifungen ihrer Einbildungskraft, oder die Empfindung ihres Verderbens für ihren wahren Zustand und den Grund ihres Herzens. So aufrichtig sie also auch nur immer seyn mögen, so betriegen sich doch oftmals selbst eben so wohl, als diejenigen, an welche sie schreiben. Nur eine umständliche Kenntniß ihrer Handlungen kann von ihrem Verstande und Herzen einen rechten und wahren Begriff machen.

Wenn man ihn aber nicht hat, was kann man wohl sagen, das nicht verwegen wäre? Wer wird mir gut dafür seyn, daß das, was ich ihnen schreibe, nicht gar zu schwach, oder gar zu stark ist; daß es ihren Kräften, oder ihrer Krankheit genugsam angemessen ist, und daß ich nicht handle, wie die Unbesonnenen, welche Hülfsmittel vorschreiben, ohne die Krankheiten zu kennen, die sie heilen wollen?

Das Papier, welches ich habe verbrennen sollen, hat mir zu einem starken Beweise davon gedient.

dient. Wenn man vielleicht die Person, die es geschrieben, genau befragt hätte; so würde man finden, daß die Sachen weit kleiner und geringer sind, als sie dieselben vorstellt. Aber ich gestehe es, die Art und Weise, wie sie dieselben ausdrückt, hat mich, ich gestehe es ihnen, in Furcht gesetzt, und ich würde dieser Person nichts anders haben antworten können, als daß ich fast eben so würde gehandelt haben, als der Beichtvater, über den sie sich beklagt. Denn kurz, ich begreife nicht, wie alles, was darinnen steht, bey einem, ich sage nicht klösterlichen, sondern christlichen Leben, bestehen kann.

Ich würde, meine Schwester, wenn mich Gott zu diesem Amte berufen hätte, gegen die Uebereilungs- und Schwachheitsfehler, die gewöhnlichen Wirkungen des menschlichen Elendes, und die unvorsetzlichen Ueberbleibsel eines unordentlichen Lebens, eben so nachsehend seyn, als ein anderer. Aber der geringste Grad der Tugend, den, wie mich dünkt, eine Nonne haben kann, ist, in äusserlichen Handlungen ein ordentliches Leben zu führen, und die Beobachtung der vorgeschriebenen Ordensregeln aus Nachläßigkeit nicht zu unterlassen. Ich habe die Benedictinermönche oftmals sagen hören, es wäre bey ihnen ein so ausserordentlicher Fehler, nicht in der Frühmesse zu erscheinen, oder eine andere Bußübung zu unterlassen, daß sich dieses in einem Jahre nicht einmal zutrüge. Und eben so ist es auch in

allen wohl eingerichteten Klöstern. Man begeht in denselben allemal Fehler, aber keine solchen, als auf diesem Papiere stehen. Die Uebungen werden überhaupt und im Ganzen genommen ein, mal wie das andere verrichtet, ob sich gleich in die Art und Weise, wie man sie verrichtet, oftmals Unvollkommenheiten einschleichen.

Dieses ist vielleicht eine von den Ursachen, welche die Besprechung mit den Superiorinnen nöthiger machen; und ich weis nicht, ob sie sie genugsam erwogen haben, und ob sie nicht eben so wichtig würde seyn können, als die andern Ursachen, die sie davon abhalten, und in Ansehung derer ich ihnen nicht widersprechen will, weil, da ich nicht weis, welche es sind, ich glauben kann, daß sie gut sind.

Es scheint aber doch gewiß zu seyn, daß, wenn man es sich zur Regel machte, niemals aus Nachlässigkeit vom Gebethe und der Messe wegzubleiben, ohne der Superiorinn davon Nachricht zu geben, und ohne ihr zu sagen, es geschehe weder aus Unpäßlichkeit, noch wegen Amtsverrichtungen, daß man davon wegbleibe, sondern aus Trägheit, und ohne sie deswegen um eine beschwerliche Buße zu bitten, und es so einzurichten, daß man eine bekäme; es ist gewiß, sage ich, daß man seine üblen Gewohnheiten ablegen würde, und daß wir, aus Furcht vor einem grössern Uebel, unsere Faulheit überwinden würden. Eben so verhält es sich mit vielen andern äusserli-

chen

chen Fehlern, welche groß sind, weil man nicht zweifeln darf, daß sie vorsetzliche Fehler sind, und daß sie sich durch das Aergerniß, welches man andern giebt, vermehre. Sie müssen nun zusehen, ob die Nachrichten, die sie der Superiorinn geben, eben so große übele Folgen nach sich ziehen, als diejenigen sind, wenn sie bey diesen Gewohnheiten bleiben. Man mag sich nun aber dieses Mittels, oder eines andern, bedienen; so soll man doch von diesen Wahrheiten überzeugt seyn: Daß man, es koste auch was es wolle, von diesem unordentlichen Leben abstehen müsse; daß, wenn wir gar zu schwach sind, um uns die nöthige Gewalt anzuthun, wir es so einrichten müssen, daß andere sie uns anthun; und wenn wir nicht von uns selbst zu Gott gehen, so müssen wir uns, gleichsam wider unsern Willen, zu ihm führen lassen, und unserer Nachläßigkeit die Mittel, uns zu verführen, benehmen.

Und man muß nicht befürchten, daß, wenn man sich auf diese Art zu den Religionsübungen zwänge, indem man die Leidenschaften der Schande und Furcht und andere menschliche Absichten dabey brauchte, dieses der Liebe Gottes zu nahe tretten hieße, welche der erste Grund unserer Handlungen seyn soll. Denn wenn nur die Liebe zu Gott diese Leidenschaften brauchte; so werden sie ordentliche Leidenschaften, und beflecken die Handlungen nicht, in welche sie sich mischen. Es würde also eine Person, die, um Nachläßigkeit zu ver-

vermeiden, welche macht, daß sie sich von der Disciplin befreyt, sich vorsetzte, es ihrer Superiorinn zu sagen, und sich von ihr, statt einer, zwo auflegen zu lassen, und welche aus menschlicher Furcht vor diesem Uebel diese Nachläßigkeit vermiede, dennoch aus Liebe handeln, weil sie die Liebe würde angetrieben haben, sich dieser Erfindung zu bedienen. Das sind, meine Schwester, einige Betrachtungen, die sie auf sich anwenden können, nachdem sie Gott ihnen ins Herz legen wird.

Es ist aber gut, daß sie zu sich selbst sagen, es wäre Zeit zu eilen; sie hätten noch einen groſsen Weg zurückzulegen, und sie wüßten nicht gewiß, ob sie die Zeit, die sie sich versprächen, haben würden. Es würde mir deswegen nicht zuwider seyn, daß sie das Buch sähen, das sie, wie sie mir zu erkennen geben, gern sehen möchten, und welches ich ihnen auch gern schicken würde, wenn es nicht, ausser dem, daß ich keine Bücher in ihr Kloster schicken darf, an dem Orte, wo sie sich befinden, so wohlfeil zu haben wäre, daß sich die Ueberbringungskosten fast eben so hoch belaufen würden, als der Preis, für welchen sie es kaufen können. Vielleicht finden sie in dem, was darinnen vom Tode, von der Hölle und vom Gerichte gesagt wird, etwas, das sie ein wenig antreibt, ihre natürliche Trägheit und Nachläßigkeit zu überwinden.

Um aber wider auf die Hauptmaterie dieses Briefs zu kommen, so besteht das, was ich be-

son-

sonders wünsche, daß sie es daraus ziehen mö-
gen, darinnen, daß eine Person, wie sie, die
ernstlich an ihrer Seligkeit arbeiten will, anstatt
entfernten Rath zu suchen, der selten etwas hilft,
und oftmals nur zum Zeitvertreibe dient, sich an
das beste Verhalten, welches sie unter denen, die
um sie sind, finden kann, halten, und ihre Zu-
flucht nur bey ausserordentlichen Zufällen anders-
wohin nehmen soll; und wenn sie gegründete Ur-
sachen hätte, zu befürchten, sie könne da, wo
sie ist, keinen Rath finden. Ich sage gegründete
Ursachen; denn unter diese muß man nicht alles
ungegründete Mißtrauen, welches in jemanden ent-
stehen kann, rechnen.

Alle diejenigen, die, wie ich, nur vom wel-
ten reden, können nur in die Luft reden, und
man hat gar nicht Ursache, aus dem, was sie sa-
gen, viel zu machen. Dieses bewegt mich, sie
zu bitten, unsern Briefwechsel das Jahr über
auf einen Brief einzuschränken, wie sie es bishe-
ro gethan haben; und auch noch überdieses nicht
zu verlangen, daß ich ihnen besondern Rath ge-
ben soll, der von einer Kenntniß abhängt, die ich
nicht habe, und welche sie mir nicht hinlänglich
geben können. Wenn ich aber jährlich einen Brief
bekomme, so werde ich mir nicht nur eine Ehre
daraus machen; sondern ich bitte ihn mir auch
von ihnen zur Freundschaft aus, weil nach dem
Zutrauen, das sie zu mir gehabt haben, mir
nichts von dem, was sie angeht, gleichgültig seyn

kann;

kann; und ich versichere sie, daß ich ganz verdrießlich bin, wenn ich nicht weis, in welchem Zustande sie sich befinden, und ob sie sich nicht ernstlich bemühen, dasjenige zu befolgen, was ihnen der Hr. N. *** gerathen hat.

Uebrigens werde ich mich nicht lange bey demjenigen aufhalten, was sie mir von dem Kloster zu *** berichten, daß nämlich viel gute Bücher aus demselben verbannt sind. Wenn es sich noch in dem Eifer seiner Stiftung befindet, wozu hat es diese Bücher nöthig? Die guten Bücher dienen nur, um in diesen Zustand zu kommen. Was ist daran gelegen, daß man auf eine andere Art in denselben kömmt, wenn man nur darein kömmt? Ein wohleingerichtetes Kloster, in welchem man den ersten Eifer seiner Stiftung wahrnimmt, und wo man die Ordensregeln genau beobachtet, ist mir, meine liebe Schwester, ob man gleich aus einem kleinen Vorurtheile gute Bücher aus demselben verbannt, dennoch lieber, als ein nicht so gut eingerichtetes Kloster, in welchem man alles liest, was man nur will. Unsere Werke, und nicht unser Lesen, werden uns rechtfertigen; unser Lesen wird vielmehr weiter zu nichts dienen, als uns zu verdammen, wenn es nicht dient, uns ordentlicher zu machen. Ich für meine Person halte mich zu allen denen, die Gott suchen, sie mögen wider gewisse Leute eingenommen seyn, oder nicht, nach diesem Verse eines gewissen Psalms: *Particeps ego sum omnium timentium te, et custodientium man-*

mandata tua: Ich bin mit allen denen eins, die dich fürchten und welche deine Gebothe halten. Ps. 118, 63. Und wir sind in der That mit allen denen, die ihn nicht suchen, nicht eins, welche Freundschaft sie auch immer gegen uns blicken lassen. Es würde mir aber doch ein Kloster niemals gefallen, in welchem die üble Nachrede regierte, und wo man fromme und rechtschaffene Leute in ein böses Geschrey zu bringen suchte, wie solches in einigen Klöstern geschieht. Ich glaube aber, daß dieses sehr weit davon entfernt ist. Die Nonnen dieses Klosters haben bey Gelegenheit auf die höflichste Art von der Welt, und auf eine so gütige Art, zu welcher sie nichts verband, an mich geschrieben.

XV Brief.

Man kann sich auf die Freundschaft der Menschen nicht sonderlich verlassen.

An eine Nonne.

Ihre Briefe, meine geliebteste Schwester, sind allzeit voller Zeugnisse der Liebe und Zuneigung zu denen, an welche sie dieselben schreiben, und sie wissen ein jedes derselben insbesondere so gut einzurichten, daß niemand wegen derjenigen,

die sie andern geben, neidisch ist. Ich für meine Person bin vollkommen damit zufrieden, und ich würde undankbar seyn, wenn ich nicht allen den Dank dafür abstattete, den ich abstatten soll. Da es aber verschiedene Arten, ihn an den Tag zu legen, giebt; so weis ich nicht recht, ob sie mit derjenigen zufrieden seyn werden, die ich erwählt habe, und welche darinnen besteht, sie mit den Betrachtungen zu unterhalten, die ich über die so zärtliche und so liebreiche Art angestellt habe, wie sie mit jedermann umgehen, und die man mit Recht als eine ganz natürliche Ausschüttung ihres Herzens ansehen kann.

Ich stehe nicht in dem Rufe, daß ich der zärtlichste, gefälligste und willfährigste Mensch bin. Indessen habe ich wahrgenommen, daß die Merkmaale der Liebe und Zuneigung, die ich von der Schwester *** bekam, mich ganz einnahmen; daß ich sie dadurch von andern unterschied, die vielleicht eben so tugendhaft, als sie, waren; daß ich mich freuete, von ihr Briefe zu bekommen, und daß ich merkte, ich sey geneigter, ihr zu willfahren, als einer andern Person, die sich anders gegen mich würde verhalten haben. Dieses veranlaßte mich, zu untersuchen, ob diese Gedanken richtig wären, und es kam mir vor, als ob sie es nicht wären. Ich will glauben, sagte ich bey mir selbst, daß diese Zeichen der Liebe und Zuneigung, die sie gegen mich an den Tag legt, sehr aufrichtige Zeichen sind; sie haben das Kennzeichen derselben an sich, und man hat kei-

nen

nen andern Kunstgriff dabey zu vermuthen, als denjenigen, der sich unvermerkt in die Freundschaft einschleicht, und macht, daß man die Sachen einigermaßen vergrößert. So aufrichtig sie nun aber auch immer seyn mögen, ist es wohl recht, sie deswegen mehr zu lieben?

Zum ersten muß sie sich in Ansehung meiner irren, und sich etwas einbilden, das nicht ist. Nun soll ich aber weder den Irrthum, noch die Wirkungen des Irrthums, lieben. Vielleicht ist diese Zuerkennengebung oder dieses Zeugniß der Freundschaft gar ein Fehler an ihr, und das kann ihren Verstand und ihr Herz theilen, und ihr zu einem Zeitvertreibe dienen, indem sie sich mit andern beschäftigt; und ich soll an ihr nicht lieben, was ihr schädlich seyn kann, und was vielleicht Gott an ihr nicht gefällt. Man muß sich auch nicht schmeicheln, indem man sich einbildet, das, was man an ihr liebt, sey die starke Neigung, die sie hat, einen jeden zu lieben, und sich Tugenden vorzustellen, die sie mehrentheils nicht an sich haben. Denn sie würde die Person seyn können, die sie ist; und wenn sie mich auch gleich an ihrer Liebe und Zuneigung nicht Theil nehmen ließe, so würde ich sie doch unter dem Haufen bemerken, ohne sie von andern zu unterscheiden.

Diese Gedanken, meine geliebteste Schwester, die sie besonders angiengen, haben mich weiter geführt, und mich eine allgemeinern Betrachtung über alles dasjenige anstellen lassen, was man in

der Welt Freundschaft, Liebe und Neigung nennt. Und ich gestehe ihnen, daß ich daraus fast den Schluß gemacht habe, es wären nur schöne Namen, mit welchen man die Eigenliebe bedeckte, und die wahre Liebe hätte so wenig Theil daran, daß man fast sagen könnte, wir liebten an andern nur uns selbst.

Wenn das nicht wäre, warum würden wir sonst von dem Guten, das wir an andern wahrnehmen, so wenig gerührt, wenn wir nicht sehen, daß es auch eine Beziehung auf uns hat? Und warum machte hingegen das Böse, das wir an ihnen bemerken, so wenig Eindruck in uns, wenn sie sich dienstfertig und gefällig gegen uns erzeigen? Die Vorstellung, geliebt zu werden, deckt gewissermaßen in Ansehung unser alle Fehler des Nächsten zu; und die Vorstellung, nicht geliebt zu werden, vernichtet alle seine Tugenden, und vergrößert alle seine Fehler. Von denen, die uns lieben, erträgt man alles, und von Seiten derer, die uns, wie wir glauben, nicht lieben, ist uns alles unerträglich.

Eine Person mag immerhin verständig, wachsam, arbeitsam und bußfertig seyn, fleißig bethen, und allerhand gute Werke verrichten; trägt es sich aber zu, daß sie einigermaßen wider uns eingenommen ist, so sehen wir alle ihre Tugenden nur mit Eckel und Widerwillen an; wir hören es ungern, wenn sie gelobt wird, und ziehen ihr, wenigstens der Neigung und Zärtlichkeit nach, unvollkommene

ne Personen vor, die mehr Neigung gegen uns blicken lassen. In Ansehung der einen sind wir verschlossen, und in Ansehung der andern sind wir offen, weil sich dieses arme Herz nur durch die Eigenliebe öffnet und verschließt. Wir können nicht einmal uns auf eine vernünftige Art lieben, noch unsere Neigung nach unserem wahren Nutzen einrichten. Und ich habe bisweilen wahrgenommen, daß wahre und wirkliche Dienste durch abgeschmackte Gefälligkeiten verdunkelt wurden; und daß man von zwoen Personen, von welchen die eine sehr nützliche Dienste, aber mit einigem Verdrusse leistete, und die andere sich nur gefällig und dienstfertig erzeigte, ohne den geringsten Nutzen zu schaffen, gemeiniglich die gefällige der andern vorzog, wenigstens durch den Hang des Herzens, und die Neigung, die sich hernach an den Tag legte, wenn man die Dienste derjenigen entbehren konnte, die von einer etwas verdrießlichern Gemüthsart war.

Dieses kömmt daher, meine geliebteste Schwester, weil man sich nicht nur liebt, sondern weil man sich zärtlich liebt. Man liebt sich mit einer Liebe, die von Liebkosungen, Gefälligkeiten, und so gar von Schmeicheleyen lebt. Denn man ist dabey nicht so zärtlich, und giebt sich nicht so viel Mühe, das, was bey den Beweisen der Freundschaft, die man uns giebt, aufrichtig ist, einzusehen und zu unterscheiden. Man will sich gern

dabey irren, und die Sache nicht so genau untersuchen.

Ich weis nicht, was in den Klöstern vorgeht; ich bilde mir aber ein, eine von den grossen Versuchungen, die man in denselben hat, sey die Neigung, die man bey sich verspürt, die liebreichen und schmeichelhaften Superiorinnen denen vorzuziehen, die es weniger, aber dabey einsichtsvoller, ordentlicher und Gott mehr ergeben sind, und kurz, die Neigung und Liebe, die man zu einander trägt, nur nach der Eigenliebe einzurichten. Es liebt mich eine Schwester; ich werde sie also auch lieben. Eine andere liebt mich nicht, ich werde nur kaltsinnig gegen sie seyn. Ist es aber wohl recht und billig, daß wir uns zur Regel unserer Liebe machen? Vielleicht ist diejenige, die kaltsinnig gegen uns ist, deswegen um so viel liebenswürdiger, weil sie Ursache hat, so mit uns umzugehen, und weil sie besser von uns urtheilt; und vielleicht ist die, welche uns liebt, um so viel weniger liebenswürdig, weil sie ihre Neigungen nicht recht anzuwenden weis, und weil sie nicht Verstand genug hat, unsere Fehler einzusehen.

O wie wenig Antheil hat die wahre Liebe gegen den Nächsten, die von der, welche man für Gott hat, herkömmt, an allem diesen Handel und Gewerbe der menschlichen Zärtlichkeit, Liebe und

Zu-

Zuneigung! Indessen wird nur jene bleiben und bestehen. Alles menschliche und eigennützige wird wie das Stroh, das Heu und das Holz verzehrt werden, womit man auf den Grund baut, und es wird, wie der Apostel sagt, mit unserem Schaden und Verluste verzehrt werden, auch so gar alsdenn, wenn uns Gott Barmherzigkeit erzeigt: *Detrimentum patietur, ipse autem salvus erit: sic tamen quasi per ignem.* Er wird den Verlust desselben leiden, aber doch errettet werden, als ob er durchs Feuer gienge. 1. Cor. 3, 15. Es muß sich aber zu dem Ende etwas von dem Golde der Liebe unter diesem Strohe der menschlichen Liebe und Neigungen befinden, die den verzehrenden Flammen des Fegfeuers zur Nahrung dienen werden. Und darum hat man gar sehr Ursache, sich in diesem Leben zu versichern, ob man etwas davon hat, und seine Neigungen so sehr, als man nur kann, von allen den Fehlern, die sich unvermerkt in dieselben einschleichen, zu reinigen.

Das beste Mittel, dieses zu thun, ist, wie mich dünkt, den Rath zu befolgen, den uns Jesus Christus in diesen Worten giebt: Wenn du ein Gastmahl zubereitest; so lade zu denselben die Armen, die Krüppel, die Lahmen und die Blinden ein, und du wirst selig seyn, weil sie es nicht wiedervergelten können, denn Gott wird es dir am Tage der Auferstehung der Gerechten wiedervergelten. Luc. 14, 13. u. f. Ich will sagen, man muß eine besondere Neigung haben, und sich

besonders Mühe geben, seine Neigung und Liebe gegen diejenigen blicken zu lassen, die nichts an sich haben, das den Sinnen angenehm ist, die wider uns eingenommen sind, die nur Kaltsinnigkeit gegen uns merken lassen, und von welchen wir die Belohnung einer gegenseitigen Liebe und Zuneigung nicht zu hoffen haben, welche in der That die größte ist, die man erhalten kann, weil sie für die Eigenliebe allein hinlänglich ist, und diese ohne dieselbe an keiner andern genug hat. Mit einem Worte, man muß sich bestreben, an den Geschöpfen nur das zu lieben, was Gott an ihnen liebt, indem wir uns besonders an diejenigen halten, bey welchen wir viel Ursachen zu haben glauben, sie nach Gott zu lieben, und wo wir wenige wahrnehmen, sie nach uns selbst zu lieben. Aus diesem allen habe ich den Schluß gemacht, die Schwester . . . soll alle Zeichen der Liebe und Zuneigung, die ich ihr würde geben können, für etwas geringes achten, und sie soll glauben, daß sie deswegen nichts verliert, weil ich ihr gemeldet habe, ich würde in Zukunft nur bey solchen Gelegenheiten an sie schreiben, wo ich sehen würde, daß es einigen Nutzen für sie hätte. Sie kann in Ansehung meiner gleiche Entschließungen fassen, und unterlassen, an mich zu schreiben, wenn sie nur nicht unterläßt, für mich zu bethen, und wenn sie ihr Gebeth Gott mit desto mehrerem Eifer darbringt, damit ich einige Früchten von der wahren Liebe erhalte, ohne welche wir

andern und uns selbst nur schaden können. Ich schließe indessen nur die unnützen Briefe aus, und wünsche, daß sie Gelegenheiten finden möge, mir mit einer Art von Nothwendigkeit Nachricht von sich zu ertheilen.

XVI. Brief.

Von den Briefchen und Sprüchen, die von gewissen Personen auf den Rücken der Bilder geschrieben werden.

An dieselbe.

Obgleich alles von den Klagen ertönt, welche die Schwester Antoinette über meine Härte erhoben, und ob sie gleich dadurch mehr beygetragen hat, mich für einen wilden Menschen halten zu lassen, der ein Feind von aller Aufrichtigkeit und von allen Zärtlichkeiten der christlichen Freundschaft ist, als ich in vielen Jahren durch mein Verhalten nicht würde haben thun können; so will ich ihr doch zu erkennen geben, daß meine Empfindlichkeit gegen sie nicht so weit geht, daß ich ihr Unrecht thun wollte, indem ich sie desjenigen beraubte, was ihr mit Recht gehört; und daß so gar mein Entschluß, gegen sie ein Stillschweigen zu beobachten, die Briefe, die aus bloßer

Höflichkeit geschrieben werden, nicht ausschließt, und daß es also sie nicht beleidigen heißt, wenn ich ihr melde, daß der Herr von Ste Marthe mir vor zwey oder Tagen ein Bild geschickt hat, um welches ich ihn, vor einiger Zeit, für sie ersucht hatte, und daß ich mich meines Auftrags entledige, indem ich es ihr nebst diesem Briefe überschickte. Weil sie aber, wenn ich es dabey bewenden ließe, mit mir, wie ich glaube, schlecht zufrieden seyn würde; so will ich sie etwas länger unterhalten, indem ich mich über eine Materie verbreite. Und da sich keine andere zeigt, als die Materie von den geistlichen Sprüchen, die man von gottesfürchtigen Personen auf den Rücken dieser Bilder schreiben läßt; so ist mir eingefallen, über die Gewohnheit, auf den Rücken dieser Bilder schreiben zu lassen, einige Anmerkungen zu machen.

Zuvörderst muß man gestehen, daß man verwegen handeln würde, wenn man die Gewohnheit, auf den Rücken der Bilder Sprüche zu schreiben, ganz verwerfen wollte. So viel fromme und gottesfürchtige Personen, die eine Liebe dazu haben, und welche solche Sprüche verlangen, scheinen hinlänglich zu seyn, sie vor dem Tadel derer, die sie gern ohne Ausnahme mißbilligen möchten, in Sicherheit zu setzen. Uebedieses giebt es andächtige Absichten, die dazu antreiben können. Es ist allemal gut, mit denen in Verbindung zu stehen, die man als solche anzusehen Ursache hat;

wel-

welche mit Gott aufrichtig vereinigt sind; und alle diese Kleinigkeiten tragen gewissermaßen etwas bey, diese Vereinigung zu stiften und zu unterhalten. Man kann auch glauben, daß sie diese Sprüche nicht schreiben, ohne für diejenigen, welchen sie sie geben, zu beten. Nun ist uns daran gelegen, uns das Gebeth frommer und gottesfürchtiger Leute zu verschaffen. Und da es Gott gefallen hat, die Menschen vielmehr durch andere, als selbst, zu unterrichten; so kann man endlich auch dabey die Absicht haben, dieses göttliche Verhalten zu ehren, indem man von Personen, die man für verständig hält, Unterricht verlangt, um ihn nicht als einen solchen anzusehen, der von ihnen herkömmt; sondern als einen, der uns durch sie von Gott ist gegeben worden.

Das ist genug, um es bey denen, welche diese Sprüche lieben, dahin zu bringen, daß sie nicht glauben, als hätte ich bey dem, was ich hernach von dieser Gewohnheit sagen werde, mein Augenmerk auf sie gerichtet. Ich gestehe, daß man sie auf eine heilige Art mitmachen kann; und ich nehme sie unter diejenigen, welche sie auf diese Art mitmachen. Sie mögen also nur so viel Theil daran nehmen, als nützlich ist, sich immer vor menschlichen Fehlern zu fürchten, und den Ueberraschungen der Eigenliebe nicht zu trauen.

Ich glaube also, daß, wenn diese Bemühungen, geistliche Bilder und Sprüche zu bekommen, bisweilen einen gottesfürchtigen Grund haben können, sie oftmals auch eine sehr menschliche Quelle haben, an welcher die Gnade weniger Antheil hat, als die Natur. Und in diesen Gedanken soll man dadurch bestättigt werden, weil man gemeiniglich sieht, daß Leute, die sich am wenigsten wehe thun, und am meisten an sich selbst hängen, sich mehr Mühe, als andere, geben, dergleichen Dinge zusammen zu häufen. Die Ursache davon ist nicht schwer zu errathen. Sie finden nämlich dreyerley dabey, das der Eigenliebe sehr wohl gefällt; den Zeitvertreib, das besondere, und deutliche Merkmal der Liebe und Aufmerksamkeit auf sie. Man verlangt diese Sprüche, man bekömmt sie, man liest sie, man unterhält sich damit. Dieses ist allemal eine kleine Beschäftigung für diejenigen, die sich nicht sonderlich mit andern Dingen beschäftigen.

Wenn sie sie lesen, so denken sie, dieser Unterricht gehöre für sie allein, und sie sehen zu gleicher Zeit, daß sie allein den Verstand und das Herz desjenigen, der sie geschrieben, beschäftigt haben, und das gefällt ihnen daran am meisten. Sie würden ebendiese Wahrheiten weit weniger lieben, wenn sie an einen andern geschrieben, oder an eine Communität zusammen gerichtet wäre, weil sie den besondern Blick auf sich selbst, der ihnen gefällt, dabey nicht wahrnehmen würden.

den. Es ist also nicht die Wahrheit, die sie lieben; sondern weil diese Wahrheit besonders an sie gerichtet, und ein Zeichen der Achtung ist, die man für sie hat. Es muß aber auch noch ausser dem diese Betrachtung durch ein äusserliches Merkmaal kenntlich gemacht werden; sonst rührt uns die reinste und brünstigste Liebe, die man für uns haben kann, sehr wenig. Wer weis nicht, daß die Heiligen für uns mehr Liebe haben, als alle Menschen auf dem Erdboden? Weil wir aber doch keine deutlichen Beweise davon haben; so wird man davon weit weniger gerührt, als von einem kleinen Zeichen der Liebe und Zuneigung, das man in der Welt von einigen elenden Geschöpfen bekömmt.

Wer wird uns also versichern, daß wir bey dieser Bemühung, andächtige Bilder und Sprüche zu bekommen, nicht wirklich sinnreiche Vorwände suchen, uns selbst zu befriedigen, an statt Gott zu befriedigen? Und wir haben um so viel mehr Ursache, uns davor zu fürchten, weil, wenn es uns an diesen geheimen Rücksichten der Eigenliebe mangelt, es nicht scheint, daß wir für die göttlichen Wahrheiten denselben Eifer bey uns verspürten.

Die größten, die nöthigsten und die schrecklichsten machen keinen Eindruck in uns, weil sie gemeine Wahrheiten sind. Und es scheint, als ob das Evangelium nur für uns gehören müsse, wenn wir davon sollten gerührt werden; und daß

uns

uns die Briefe des heiligen Augustinus, des heiligen Bernhards und anderer Heiligen ganz anders gefallen würden, wenn sie an uns gerichtet wären; und daß wir an den Schriften des heiligen Franz von Sales ein weit größeres Vergnügen finden würden, wenn wir denken könnten, daß wir die Philothea und der Theotimus, mit welchen er redet, wären.

Sind die Lehren und Regeln, welche man auf diese Bilder schreibt, nicht überall anzutreffen? Ob sie nun aber gleich allenthalben zu finden sind; so gefallen sie doch nicht überall. Sie müssen auf dem Rücken eines Bildes stehen, dieses Bild muß uns gehören, sie müssen für uns, und von einer gewissen Person geschrieben seyn. Alles dieses gehört zum Wesen unserer Andacht.

Was ist indessen der Liebe mehr zuwider, als diese Bewegungen? Sie liebt nicht nur die göttlichen Dinge deswegen nicht weniger, weil sie gemein sind; sondern sie wünscht auch, daß ein jeder eben so, wie wir, und so gar noch mehr, als wir, Theil daran haben möge.

Wenn wir indessen um uns die Religionswahrheiten liebenswürdig zu machen, sie als solche ansehen müßten, die für uns insbesondere gehörten; so trifft man in dieser Religion selbst Mittel dazu an, ohne daß man nöthig hat, seine Zuflucht zur Eigenliebe zu nehmen. Denn es ist gewiß, daß die ganze Religion dergestalt für alle Gläubige insgemein gehört, wie sie für einen jeden

un-

unter ihnen insbesondere gehört. Das Heil des geringsten Auserwählten würde hinlänglich gewesen seyn, Jesum Christum vom Himmel herabkommen zu lassen, und ihn zum Kreuztode zu führen. Eben so verhält es sich mit den Wahrheiten seines Evangeliums. Er legt sie nicht nur allen Christen überhaupt vor; sondern er hat auch, als er sie aufschreiben lassen, sein Augenmerk auf einen jeden Gläubigen insbesondere gerichtet gehabt. Und so ist es ein gegründeter Gedanke, wenn man ein jedes Wort des Evangeliums als ein Briefchen und einen Spruch ansieht, den Jesus Christus an uns richtet, weil es gewiß ist, daß er ihn für uns hat aussprechen wollen, und weil der Theil, den er andere davon nehmen läßt, nicht hindert, daß er nicht eigentlich und insbesondere auch für uns gehörte.

Was ich nun von dem Evangelium gesagt habe, das kann man auch gewissermaßen von den Büchern der Heiligen sagen. Ob sie gleich, als sie dieselben geschrieben, an uns nicht gedacht haben; so hat doch Gott für sie daran gedacht, und er sah auf uns, als er sie Sachen aufschreiben ließ, von welchen er wußte, daß wir sie zu einer gewissen Zeit lesen würden.

Nun glaube ich, wird sich niemand beklagen können, als hätte ich die Andacht der auf Bilder geschriebenen Sprüche in ein böses Geschrey gebracht. Ich zeige vielmehr ein Mittel an, wie man so viel Andacht dabey haben kann, als man

nur haben will, ohne jemals nöthig zu haben, jemanden deswegen zu bitten.

Denn man darf zu dem Ende nur etwas aus dem heiligen Augustinus, dem heiligen Chrysostomus, dem heiligen Bernhard, oder einem andern Heiligen lesen, und sich selbst eine Stelle oder einen Spruch, von welchen man ist gerührt worden, aus ihnen auszeichnen; so wird man in diesen Stellen oder Sprüchen alles finden, was man in den Bildern aller der gottseligen Personen, die man vorzüglich liebt, würde finden können. Zum ersten kann man versichert seyn, daß diese Sprüche für uns gemacht sind, und daß Gott, als er sie aufschreiben lassen, dabey auf uns gesehen hat. Man soll ferner glauben, daß die Menschen, welche diese Briefchen schreiben, nicht mehr an uns denken, wenn sie dieselben geschrieben haben, die Heiligen hingegen, die vor Gott stehen, die Augen immer auf uns gerichtet haben; daß sie sehn, wie wir ihre Worte anwenden, und daß sie Gott bitten, er wolle uns die Gnade erzeigen, daß wir Nutzen davon haben mögen.

Das ist also das Besondere, welches man mit Recht verlangen kann. Es fehlt nur noch das in die Augen fallende dabey, und das sollte der Glaube ersetzen, indem er uns die unsichtbaren Sachen eben so sichtbar machte, als diejenigen, die wir vermittelst der Sinne wahrnehmen, wie solches die Schrift von dem Moises sagt: *Invisibilem tanquam videns sustinuit*: Er blieb standhaft

haft und beständig; als ob er den Unsichtbaren gesehen hätte. Hebr. 11, 17. Das sollen wir wünschen; und so sollten wir auch diese andächtige Handlung verrichten, bey welcher man sich von allem Umgange mit den Geschöpfen absöndern soll, um sich mehr mit Gott zu vereinigen, und mehr vor ihm zu wandeln, wie die Schrift redet. Ich bitte sie, mir diese Gnade zu erflehen und mir die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zu glauben, daß ich in der That sey, ꝛc.

XVII. Brief.

Von der Nothwendigkeit, den Nonnen gute Bücher zu verschaffen: Eine Nonne muß einen Beichtvater entbehren können, wenn ihr Gott keinen giebt.

An dieselbe.

Anstatt, meine geliebteste Schwester, auf die Freundschafts und Dankbarkeitsversicherungen, mit welchen ihre Briefe, wie ihr Herz angefüllt ist, und von welchen ich ihnen nur ein für allemal sagen will, daß ich eben so davon überzeugt bin, als sie es von denjenigen seyn sollen, die ich ihnen gegeben habe, zu antworten; will ich vielmehr zum Innhalte dieses Briefs einige Punkte aus ihren beyden letzten machen, die mir Gele-

genheit gegeben haben, einige Betrachtungen darüber anzustellen.

Der erste Punkt betrifft das Murren der Frau V.*** in Ansehung dessen es mir nicht schwer wird, mich wegen der beyden Veranlassungen dazu zu rechtfertigen. Die eine, welche darinnen besteht, daß ich den Herrn N.** abgehalten habe, sie zu besuchen, ist ganz ungerecht. Es ist zwar an dem, daß ich, auf Ansuchen des Herrn N.*** that, was ich thun konnte, um eine Parthey, die man gemacht hatte, zu trennen; es ist aber nicht wahr, daß ich sie getrennt habe. Der Herr Abt** führte so viel Schwierigkeiten an, daß man die Sache für unmöglich hielt; und seitdem ist sie rückgängig geworden, und hat sich hernach ganz zerschlagen, ohne daß sich einigen Theil daran gehabt habe.

Die andere Veranlassung hat etwas mehr Schein vor der Welt, ich zweifle aber, ob sie dessen vor Gott mehr habe. Sie besteht darinnen. Nachdem ich von dem sehr großen Mangel an Büchern, den ich in ihrem Kloster gewahr wurde, und von der Beschaffenheit derer, die man in demselben las, war gerührt, und dazu von der Art und Weise, wie die Nonnen, die mich herumführten, davon redeten, veranlaßt worden; so sagte ich, die Frau N.*** sorgte zwar wohl, wie ich glaubte, für das, was sie zur Erhaltung ihres Leibes nöthig hätten; es wäre aber wahr, daß, was ihre Seele anlangte, sie sie mit Brod und Wasser speißte. Ich sagte dieses aber zu Personen, denen ich in diesem

Stü-

Stücke nichts neues sagte, und welche zu erkennen gaben, daß sie eben so dachten. Und wenn sie auch gleich nicht so gedacht hätten; so hätte ich doch nicht geglaubt, einen Fehler zu begehen, wenn ich ihnen das Verlangen nach einer stärkern Speise, als diejenige ist, die man ihnen giebt, zu erregen suchte. Man milderte dieses so gar durch eine für die Frau N. *** verbindliche Rede, und suchte den Nonnen den Gedanken beyzubringen, daß, da sie für ihr Kloster so manchen andern Aufwand machte, sie sich über denjenigen nicht beklagen würden, den sie in Büchern machen sollten, wenn man ihr die Nothwendigkeit desselben zeigte. Was den Grundsatz des geistlichen Denkens anbetrifft, womit sie sich vor ihnen hat rechtfertigen wollen, so werde ich ihnen davon weiter nichts sagen, als daß er eben so ausserordentlich, als ihr Verhalten in diesem Punkte, ist. Wenigstens ist so viel gewiß, daß er nicht der Grundsatz der Heiligen ist, als welche allzeit geglaubt haben, man müsse das Gebeth durch das Lesen, und das Lesen durch das Gebeth unterstützen; wie man vermittelst des Gebeths mit Gott rede, so höre man Gott vermittelst des Lesens; und da eben so viel daran gelegen sey, Gott zu hören, als mit ihm zu reden, so wären das Lesen und das Bethen zwo Pflichten, von welchen die gemeinen Gläubigen die eine so nöthig hätten, als die andere. Es ist so gar unter dem einen und dem andern dieser Unterschied, daß das Gebeth im Herzen so, wie es jetzo verrichtet wird, obgleich viele

Seelen Nutzen davon haben, doch nur erst seit einigen Jahrhunderten in der Kirche eingeführt worden, indem in keinem von den alten Orden etwas davon vorgeschrieben ist, wo die Ordenspersonen die Schrift und die Werke der Väter nur mit Nachdenken lasen, und unter dem Lesen zu Gott bethe-ten, nachdem sie dazu ermuntert wurden; da hingegen weder ein Heiliger, noch ein Ordensstifter zu finden ist, der frommen und gottesfürchtigen Personen das Lesen gründlicher Bücher nicht als eine nöthige Beschäftigung empfohlen habe. Man hat also Ursache, dieser Frau in diesem Stücke andere Gedanken zu wünschen, und, da sie vermöge ihres Amtes verbunden ist, ihren Nonnen alles zu verschaffen, was ihr Wachsthum in der Gottseligkeit befördern kann, in Ansehung ihrer zu befürchten, Gott werde wegen alles des Guten, das sie nicht thun, und welches sie ein gründlicherer Unterricht hätte thun lassen, und wegen alles des Bösen, das sie thun können, und welches das Lesen guter Bücher vielleicht nicht würden verhindert haben, Rechenschaft von ihr fordern.

Der andere Punkt ihres Briefs betrifft die Verlegenheit, in welcher sie sich wegen der Zurückkunft einer Person befinden, die sie lieber eine andere Stelle bekleiden sähen, als diejenige, die sie bekleidet. Es würde genug seyn, ihnen, meine geliebteste Schwester, wegen dieses Punkts zu sagen, da sie nichts dazu beygetragen haben, und

Got-

es nicht verhindern können; so ist der Wille Gottes in Ansehung ihrer klar und deutlich, und ein jeder Wille Gottes verdient geehrt und angebethet zu werden, und er ist uns so gar nützlich, wenn wir uns demselben mit der Demuth und dem Vertrauen unterwerfen, mit welchen wir uns ihm unterwerfen sollen. Da sie aber offenherzig mit mir reden; so kann ich nicht umhin, ihnen verschiedene Dinge zu sagen, die mir eingefallen sind, nicht so wohl in Ansehung dieser Person, die ich nicht genugsam kenne, um von ihr zu urtheilen, als in Ansehung des Zustandes vieler Nonnen, welche Ursache haben, sich darüber zu beklagen, daß es ihnen an Beichtvätern mangelt, zu welchen sie ein Zutrauen haben könnten. Das erste, meine geliebteste Schwester, woran diese Personen, wie mich dünkt, denken sollten, ist dieses, daß, wenn das Uebel, worüber sie sich beklagen, eins der größten ist, es auch eines der gemeinsten in der Kirche ist. Denn wie viel meinen sie wohl, daß es Klöster giebt, die solche Beichtväter haben, als sie zu wünschen Ursache hätten? Wie wenig giebt es nicht Pfarrkirchen, die mit guten Pfarrern, und Kirchensprengel, die mit guten Bischöffen versehen sind? Man reist bisweilen durch ganze Provinzen, ohne einen Mann anzutreffen, dem man sein Gewissen anvertrauen könnte; und auch so gar diejenigen, die für einige gut seyn würden, sind es nicht auch für die andern. Der Mangel ist in den übri-

gen Königreichen noch größer; und eine Nonne vom Brigit ermorden hat mir zu Brüssel gesag, welches eine Stadt ist, wo man noch Gottesfurcht antrifft, es wäre ihnen fast unmöglich, Priester zu finden, die sich nicht betränken. Dieses so gemeine Uebel hat aber nicht erst in diesem Jahrhunderte seinen Anfang genommen, sondern es ist in allen gewesen; und eine der größten Versuchungen, durch welche Gott die Gläubigen allzeit geprüft hat, ist der Mangel guter und rechtschaffener Seelenhirten gewesen. Was für Seelenhirten hatten die Christen, die sich genöthigt sehen, sich in die Wüsteneyen zu begeben, um den Verfolgungen zu entgehen? Was für Seelenhirten hatten so viele gute Christen, die zu der Zeit in dem Morgenlande lebten, da fast alle Bischöffe und geistliche entweder Arianer, oder Eutychianer, oder Monotheliten, oder Bilderstürmer waren? Dieses hat sich verschiedenemal und in verschiedenen Königreichen zugetragen. Indessen sind viele Gläubige in denselben selig geworden, obgleich ihre Seelenhirten nicht viel verstunden. Und da die Finsterniße desto mehr zugenommen haben, je weiter man sich von den ersten Jahrhunderten entfernt hat, so ist eben diese Versuchung auch gröſſer und allgemeiner geworden.

Da aber, dieser schrecklichen Wirkung der göttlichen Gerechtigkeit über die Kirche ungeachtet, Gott dennoch haben will, daß die Seelen in derselben selig werden sollen; so will er folglich auch haben,

daß

daß sie zu einer solchen Stärke zu gelangen suchen sollen, die sich bey der Beraubung dieses Hülfsmittels erhalten kann; und er befiehlt ihnen, ihn unaufhörlich darum zu bitten, daß er Arbeiter in seine Aernte senden wolle. Wenn er haben will, daß sie aufrichtig welche suchen, und von seiner Gütigkeit allzeit welche zu erhalten hoffen sollen; so will er es nicht haben, daß sie den Muth sollen sinken lassen, wenn er ihnen keine giebt, um seine Gerechtigkeit, entweder an ihnen, oder an andern, die diese Strafe verdient haben, auszuüben. Sie sollen sich auch ohne diese Stütze, welche itzo etwas so seltenes ist, erhalten und gehen können, indem sie glauben, Gott, der sie durch die Seelenhirten erhält, könne sie auch ohne die Seelenhirten erhalten, wenn sie ihm nur treu blieben, und die Mittel recht brauchten, die er ihnen ließe, ihre Seligkeit zu bewirken. Wenn dieses die gemeinen Christen, bey allen den Versuchungen, mit welchen sie in der Welt umgeben sind, thun können; um wie viel mehr können es Nonnen thun, denen ihr Stand so viel Mittel an die Hand giebt, welche den Mangel eines guten Beichtvaters ersetzen können, wenn es sich zuträgt, daß sie keinen haben? Ihre Regel schreibt ihnen fast alle ihre Handlungen, und die Art und Weise sie zu verrichten, vor. Ihr Weg ist ihnen angezeigt, sie wissen alle Schritte und Tritte, die sie thun sollen. Gott redet augenscheinlich durch ihre Ordensregeln, oder durch ihre Superiorinnen, mit ihnen. Sie dür-

fen sich nur desto mehr daran halten, je weniger sie andere Hülfe haben. Und wenn sie es gehörig thun; so werden sie vielleicht in dieser Treue mehr finden, als sie in dem Unterrichte der einsichtsvollesten Personen würden gefunden haben. Ueberhaupt sollen sie bedenken, daß, so groß der Nutzen eines Beichtvaters auch immer ist, er doch nicht so groß ist, daß man ohne diesen Beystand in den Klöstern nicht heilig leben könne. Denn in den ersten Jahrhunderten der Kirche hatten die Nonnen nicht nur keine guten Beichtväter; sondern sie hatten gar keine, als nur für die groben Verbrechen, die bey ordentlichen Nonnen etwas seltenes sind, und für welche die guten Nonnen niemals einige nöthig haben, weil sie keine begehen. Was hindert also, daß man sich nicht jetzo durch eben die Mittel heiligt, durch welche sich so viel Personen in diesen Zeiten geheiligt haben, da man doch vor denen, die in demselben gelebt, auch noch die Demüthigung der Beichte der erläßlichen Sünden, welche allzeit nützlich ist, man mag sie ablegen, bey welchem Priester man will, und die Gnade der Vergebung der Sünden, die man erhält, noch voraus hat? Findet man nicht allen Unterricht darinnen, den man darinnen finden soll, kann man ihn nicht anderswo finden, als in den Verhaltungen seiner Superiorinn, in guten Büchern, und in dem Unterrichte, um welchen man einsichtsvolle Personen ausserordentlich bitten kann? Man muß sich also

die

die Entziehung dieses Mittels nicht dergestalt einnehmen lassen, daß man darüber die Empfindung und den Dank vergißt, den man Gott für so viele andere, die er uns läßt, schuldig ist. Man muß es hingegen aber durch eine größere Treue, die übrigen Mittel, die wir haben, wohl zu brauchen, dahin zu bringen suchen, daß uns Gott auch noch dieses gewährt, um welches wir ihn zu bitten niemals unterlassen, noch an seiner Erlangung verzweifeln sollen. Das ist, wie mich dünkt, meine geliebteste Schwester, die Gemüthsverfassung, in welcher so viel Nonnen seyn sollen, die sich in der Verlegenheit, von welcher sie reden, befinden. Ich würde noch etwas von derjenigen hinzusetzen, die sie im Vorbeygehen berühren, und in Ansehung welcher sie zu wünschen scheinen, daß ich etwas davon schreibe. Man hat es aber schon auf eine so vollständige, und mit so vieler Salbung und Einsicht angefüllte Art, in einer besondern Abhandlung gethan, welche in die Sammlung von der Liebe mit eingedruckt worden, und den Titel führt: Von der Liebe der Feinde, das heißt, aller derjenigen, die uns zuwider sind, es sey worinnen es wolle, daß ich sie versichere, ich wüßte nicht, was man noch hinzusetzen könnte. Ich will sie also lieber dahin verweisen, weil ich versichert bin, daß, wenn sie sie werden gelesen haben, sie in dieser Quelle geistlicher Schätze und Reichthümer so viel finden werden, daß sie nichts mehr wünschen werden. Erlauben sie mir, ihnen

aufzutragen, mich denen zu empfehlen, welchen ich mich, wie sie wissen, zu empfehlen schuldig bin. Ich will nur die Frau N. *** nennen. Ich bin ihr für den Brief, den sie, an mich zu schreiben, sich hat die Mühe nehmen wollen, verbunden, und ich danke ihr gehorsamst dafür.

XVIII. Brief.

Man muß alle gute Gewohnheiten sorgfältig beybehalten.

An dieselbe.

Ich will nicht nur, meine liebe Schwester, die gute Gewohnheit nicht vergessen, die ich angenommen habe, ihnen zu dieser Zeit zu schreiben; sondern ich will mich auch bemühen, ihen zu zeigen, daß man, so viel als möglich, keine vergessen muß, sie mag betreffen, was sie will; weil, wenn sie gut ist, wir sie nur vergessen können, wenn wir uns aus Nachläßigkeit eines Gutes berauben, und weil diese Beraubung nicht nur an sich selbst böse ist, sondern auch üble Folgen haben kann. Denn, wenn man Acht darauf hat, so sind alle Beschäftigungen, in welchen das Klosterleben besteht, weiter nichts, als ein Haufen guter Gewohnheiten; und dieses hat den heiligen

Stif-

Stiftern, und der seligen Stifterinn ihres Instituts Anlaß gegeben, das Buch, in welchem sie enthalten sind, das Buch der Gewohnheiten zu nennen.

Aller Segen und aller Nutzen dieses Lebens besteht in der getreuen Beobachtung dieser heiligen Gewohnheiten, und diese Treue würde sehr großen Abbruch leiden, wenn man eine derselben, so klein und geringe sie auch immer wäre, unterließe, weil man dadurch Gelegenheit geben würde, auch die andern zu unterlassen.

Man kann so gar sagen, es hieße dieses alle Beobachtung der Ordensregeln schlechterdings zu Grunde richten, wenn man vorsetzlicher Weise und mit Verachtung eine davon unterließe. Denn da der Bewegungsgrund, warum wir die Glaubenswahrheiten annehmen, das Ansehen Gottes ist, der sie uns durch die Kirche vorlegt; und da wir sie wegen dieses allgemeinen Bewegungsgrundes, alle ohne Ausnahme annehmen; so würden wir keine davon verwerfen können, ohne sie gewissermaßen alle zu verwerfen; indem wir in unserem Verstande das Ansehen der Kirche zu Grunde richteten, welches macht, daß wir alle übrige annehmen. Da nun auf gleiche Weise alle Regeln eines heiligen Instituts durch das Ansehen der Kirche, die sie gebilligt hat, und durch den Willen der Stifter, die sie vorgeschrieben haben, mit einander verbunden sind; so würden diejenigen, die sich in dieses Institut begeben haben, keine davon ver-

verwerfen können, ohne ihrer Verpflichtung zu entsagen, und ohne Anlaß zu geben, auf gleiche Weise alle übrigen zu vernachläßigen, die auf demselben Ansehen beruhen.

Es ist aber nicht schwer, gottesfürchtige Personen überhaupt davon zu überreden, daß es gut sey, keine von den heiligen Gewohnheiten, zu welchen sie sich verpflichtet haben, vorsetzlicher Weise zu unterlassen. Weit schwerer ist es, sie abzuhalten, daß sie dieselben nicht vergessen. Denn diese Vergessenheit hat in uns ganz natürliche Ursachen, wider welche man sich beständig zu vertheidigen suchen muß.

Da der Verstand des Menschen so klein und so eingeschränkt ist; so macht die Aufmerksamkeit, die er auf eine Sache wendet, daß er auf eine andere nicht aufmerksam ist. Eine Sache, mit welcher er sich beschäftigt, verdunkelt nach und nach diejenigen, mit welchen er sich vorher beschäftigte. Die lebhaftesten Vorstellungen verschwinden nach und nach. Eine Leidenschaft vertreibt die andern, und die Vorstellungen, die wir von vergangenen Sachen in unserem Gedächtnisse haben, werden nach und nach so dunkel, daß endlich fast nichts davon übrig bleibt.

Die Schwester Antoinette mag davon sagen, was sie will, so befürchte ich doch nicht gar zu sehr, verwegen zu reden, wenn ich ihr sage, sie denke jetzo weniger an uns, als da wir von N. *** abreiseten; sie habe kein so großes Verlangen, wie

der

der selbst zu schreiben, noch auch, daß man ihr schreibe; dieser Briefwechsel sey ihr gleichgültiger; und ich weis nicht, ob nicht eine Zeit kommen möchte, da er ihr gar beschwerlich werden könnte. Ich will mein Mißtrauen nicht so weit treiben, daß ich ihr sage, vielleicht habe sie weniger Liebe für uns, und weniger Treue, uns Gott zu empfehlen; sie muß sich in diesem Stücke prüfen. Es ist aber allemal gut, sie daran zu erinnern, daß sie es befürchten soll; und wenn sie nicht Acht darauf hat, so wird sie der natürliche Hang dazu führen.

Aber bey dieser Vergessenheit, in welche man unvermerkt fällt, ist dieses noch verdrießlicher, daß, da die guten Gewohnheiten in den äusserlichen Beobachtungen bestehen, die gleichsam den Leib derselben ausmachen, und in dem innern Geiste der Gottseligkeit, der damit verbunden seyn, und ihnen gewissermaßen statt der Seele und des Lebens dienen soll, die Vergessenheit den Geist dieser Gewohnheiten noch mehr, als den Leib derselben, angreift. Denn bey den äusserlichen Beobachtungen hat man den Vortheil, daß, wenn man sie beobachtet, man der Vergessenheit abhilft, und sie dem Gedächtnisse gewissermaßen vom neuen einprägt. Es fehlt aber so viel, daß die Beobachtung der Gewohnheiten diese Wirkung in Ansehung des innern Geistes hervorbringe, daß sie vielmehr gewissermaßen etwas beyträgt, ihn zu vertilgen; so daß, wenn man diese Gewohnheiten gehörig beo-

bach-

bachten will, man immer darauf bedacht seyn muß, daß man sie nicht aus Gewohnheit beobachtet, das heißt, ohne Nachdenken, und vermöge eines gewissen Eindrucks, der nur in der Einbildung, keineswegs aber im Herzen, ist.

Wenn man sich diese Mühe nicht giebt, und sich in diesem Geiste nicht immer erneuert; so zeigt es sich, daß unsere ganze Regelmäßigkeit nur ein Leib ohne Seele ist. Hierzu sind insbesondere in den Klöstern die jährlichen Begebungen in die Einsamkeit, die Erneuerungen der Gelübde, und so gar die täglichen Prüfungen und Gebethe bestimmt. Da aber in dem christlichen Leben nichts klein ist; und die geringsten Verbindungen der Liebe, in welchen wir mit andern Gläubigen stehen, für uns wichtig seyn sollen; so soll es, wie mich dünkt, die Schwester Antoinette für gut befinden, daß ich sie ermahne, den Vertrag, den ich mit ihr gemacht habe, ihr alle Jahre einmal zu schreiben, brauchen, um sich auch in der Liebe, die sie zu mir haben soll, zu erneuern, und in Ansehung der Art und Weise, wie sie ihn im vergangenen Jahre beobachtet hat, und der guten Entschließungen, ihn in Zukunft gehörig zu beobachten, eine Untersuchung anzustellen. Sie weis wohl, daß dasjenige, was ich in diesem Stücke von ihr verlange, ihre Liebe und ihr Gebeth betrifft. Ich bitte sie, die allgemeinen Grundsätze, welche ich vorgetragen habe, auf sich besonders anzuwenden. Und da diese Grundsätze in Ansehung meiner eben

so

so wahr, als in Ansehung ihrer, sind; so verbinden sie mich, sie, in Ansehung ihrer, auf eben die Art anzuwenden und zu brauchen, als ich wünsche, daß sie es in Ansehung meiner thun möge. Ich bin, ꝛc.

XIX. Brief.

Man soll auf alles, was uns daran erinnert, daß unser Leben vergeht, gar sehr Acht haben.

An dieselbe.

Es ist Zeit, meine geliebteste Schwester, daß ich bey ihnen eine Schuld abtrage, die ich für sehr wichtig ansehe, weil es eine Schuld der Liebe, der Dankbarkeit und der Gerechtigkeit ist. Und ich achte mich um so viel mehr dazu verbunden, weil ich überzeugt bin, daß sie mehr Recht, als eine andere, haben, eine etwas scharfe Gläubigerinn zu seyn. Denn da sie denen, welchen sie nichts schuldig sind, durch so viele Zeichen der Liebe und Zuneigung, und durch alle gute Dienste, die sie ihnen erzeigen können, zuvorkommen; so ist es wenigstens billig, daß man das, was man ihnen schuldig ist, pünktlich abträgt. Ueberdieses ist ein Brief, und jährlich ein Brief, und

noch

noch dazu von einer Person, wie ich bin, etwas so geringes, daß es ein großes Elend seyn würde, auf ihn warten zu lassen, und eine so kleine Pflicht so lange aufzuschieben. Hier ist also, meine liebe Schwester, der jährliche Brief, auf welchen ich mich aus vielen Ursachen eingeschränkt habe, von welchen ich ihnen nur erst einige gesagt habe. Und damit sie ihn nicht verachten mögen, wozu sie Ursache genug haben; so will ich ihm ein Ansehen zu geben suchen, nicht durch das, was er in sich hält; sondern durch den damit verbundenen Umstand, das heißt, weil ich ihnen des Jahres nur einmal schreibe.

Der erste Vortheil, den er von diesem Umstande hat, besteht darinnen, daß er dadurch ein Merkmaal wird, daß sich unsere Reise immer mehr dem Ziele nähert, und daß wir einen großen Schritt zur Ewigkeit gethan haben. Zwanzig oder dreyßig solche Schritte, und vielleicht auch noch weniger, werden uns dahin führen. Er erinnert mich auch, indem ich ihn schreibe, und er wird auch sie, wenn sie ihn empfangen, erinnern, daran zu denken, ob wir alles thun, was man thun muß, um es glücklich zu thun; und ob wir nicht von unserem Wege abweichen, ob wir uns nicht auf demselben aufhalten, ob wir uns nicht mit unnützen Dingen belästigen, die uns hindern, geschwind fortzugehen; und endlich, ob wir so sehr daran denken, als es das Ziel dieser Reise verdient, daß man daran denkt.

Es ist wahr, diese Erinnerung ist mit vielen andern Dingen, oder vielmehr mit allem, was in der Welt ist, verbunden. Denn alles verschwindet und vergeht; und alles, was vergeht, erinnert uns daran, daß wir vergehen, daß unser Leben dahin schleicht, und daß wir uns der Zeit nähern, wo keine Zeit mehr seyn wird. Da aber unser schwacher Verstand nicht zuläßt, das wir uns immer mit diesen Gedanken beschäftigen; so ist es gut, daß sie durch gewisse Gegenstände erneuert werden; und ich würde mich glücklich schätzen, wenn dieser Brief einer davon wäre, und Wirkung bey mir und bey ihnen hervorbrächte.

Der andere Vortheil ist besonderer, aber auch eben so wichtig. Er besteht darinnen, meine liebe Schwester, daß diese Einschränkung unsers Briefwechsels auf einen Brief im Jahre zu erkennen giebt, daß die christliche Freundschaft so viele Benachrichtigungen nicht nöthig hat. Denn ich kann, wie mich dünkt, mir das Zeugniß geben, daß ich für die Schwester Antoinette eben so viel Liebe und Zuneigung habe, als wenn ich ihr alle acht Tage schriebe, und von ihr Antwort erhielte; und daß ich von ihr eine so gute Meynung hege, daß ich in diesem Stücke für ihre Gesinnung fast eben so gut seyn wollte, als für die meinige.

Es ist um so viel vortheilhafter, von dieser Wahrheit überzeugt zu seyn, weil sie uns zu erkennen giebt, daß die Vorwände, die Freundschaft zu erhalten, derer man sich bedient, um ein-

ander von unnützen Dingen zu benachrichtigen, oftmals keinen Grund haben, und daß die Klosterzucht, die den Nonnen diese Freyheit bisweilen nimmt, sie keines Vortheils beraubt. Diese Nachrichten, die sie Personen, welche außer dem Klosterleben, ertheilen, und auch die, welche sie von ihnen wiederbekommen, können ihnen keinen Nutzen schaffen; es giebt vielmehr sehr wenige, die nicht gefährlich für sie sind; diese sind ihre Liebe und ihre Freundschaft. Denn sie haben, wie die andern, die Liebe der ganzen Welt nöthig, und die christliche Freundschaft ist für sie eben so wohl ein Gut, als für die weltlichen Personen. Es hat also seinen Nutzen, wenn sie wissen, daß diese Freundschaft auch ohne diese Benachrichtigungen bestehen kann; und daß, wenn die Regelmäßigkeit sie derselben beraubt, sie ihnen zu gleicher Zeit alles läßt, was in diesen Verbindungen wahres und gründliches ist, welches die Vereinigung der Herzen ist, so die Gebethe hervorbringt, die man für einander zu Gott abschickt.

Ist es nicht auch noch ein beträchtlicher Vortheil, wenn man die Sachen so einrichtet, daß die Freundschaft von niemanden, er sey wer er wolle, kann gestört oder beunruhigt werden? Das beste Mittel, dieses zu thun, ist nun, wenn man es so macht, wie wir es mit einander machen. Denn man setze über ihre Communität eine Superiorinn, welche man will, und wenn es auch die Frau N.** wäre; so würde sie sehr unbillig seyn müssen, wenn

sie

sie es übel nähme, daß ich mich dem Gebethe der Schwester Antoinette des Jahres einmal empföhle. und sie von der Fortdauer meiner Liebe und Ehrerbiethung versicherte.

Ich weis nicht, ob ich es nicht auch mit als einen Nutzen dieses Verhaltens ansehen soll, daß es ein Mittel ist, die Freundschaften beständig, unbeweglich und veränderlich zu machen, und sie ausser Stand zu setzen, durch eine von den Ursachen verändert zu werden, welche oftmals machen, daß diejenigen, welche die genauesten zu seyn scheinen, erkalten. Denn alle diese Ursachen bringen diese üble Wirkung nur durch den Briefwechsel hervor, den man mit einander unterhält, und man schafft sie alle ab, wenn man diesen Briefwechsel abschaft; weil man sehr große Lust haben müßte, sich zu zanken, wenn man einander des Jahres nur einmal schreibt. Ich gestehe es, daß diese üble Folge, weder von meiner Seite, noch von Seiten der Schwester Antoinette, zu befürchten war. Es ist aber allemal gut, daß sie dieses Geheimniß lernt, welches in Ansehung vieler Leute mit Nutzen kann beobachtet werden; und daß sie weis, daß es kein besseres Mittel giebt, die unbeständigen Gemüther beständig zu machen, als den öftern Umgang oder Briefwechsel zu vermeiden, welcher die Quelle der Trennungen ist.

Ich will indessen, wie ich bereits gesagt habe, diese Ursache in Ansehung ihrer nicht brauchen; folgende aber macht noch mehrern Eindruck in mich.

Es ist sehr leicht, denen, die man liebt, keinen Anlaß, sich in diesem Leben über uns zu beklagen, zu geben; es ist aber nicht so leicht, ihnen keinen Anlaß zu geben, uns in jenem Leben Vorwürfe zu machen, wo wir nicht unterlassen werden, uns über allen geistlichen Schaden, den man uns zugefügt hat, zu beklagen. Die Schwester Antoinette soll mir es also zu gute halten, wenn ich bey dem Verlangen, das ich habe, so wohl in dieser, als in jener Welt, mit ihr auf einem guten Fuße zu stehen, es sorgfältig zu vermeiden suche, mir einmal vorwerfen zu können, ich hätte ihr auf eine unnütze Art die Zeit zu verkürzen gesucht, und sie um einen Theil einer Zeit gebracht, die sie Gott ganz gewidmet hätte. Je schätzbarer mir ihre Freundschaft ist, desto mehr muß ich sie meiner Meynung nach, schonen, und sie nur brauchen, wie man Gefäße von großem Werthe brauche, die man nicht alle Tage aufsetzen läßt, damit sie bey diesem so often Gebrauche ihre Schönheit nicht verlieren mögen.

Das sind, meine geliebte Schwester, sehr viel Ursachen für eine Sache, die keine nöthig hatte, und von welcher sie, wie ich glaube, eben so überzeugt sind; und ich würde mir deswegen einiges Gewissen machen, wenn ich nicht dächte, da ich ihnen so selten schreibe, so müßte mein Brief wenigstens die Stelle eines viertelstündigen Besuchs vertreten. Sie werden, wenn sie ihn lesen, gewiß nicht so sehr davon überzeugt seyn, und gar

leicht

leicht einsehen, daß bey dieser ganzen Rede meine Hauptabsicht ist, sie zu überzeugen, daß ich sie aufrichtig ehre, daß ich ihre Freundschaft als ein sehr großes Gut für mich ansehe, und daß ich sie inständig um den Beystand ihres Gebeths bitte. Da ich für ihre ganze Communität, und insbesondere für diejenigen, die ich zu sehen die Ehre gehabt habe, dieselben Gesinnungen hege; so bitte ich sie, sie davon zu versichern, und sie um die Fortsetzung ihrer Freundschaft und ihres Gebeths für eine Person zu bitten, die sie wirklich ehrt, und deren Freundschaft das gemächliche hat, daß sie nicht überlästig ist.

XX. Brief.

Drey Gemüthsverfassungen oder Zustände, in welchen man an den Tod denken soll.

An dieselbe.

Ich hatte mir ein Verdienst machen wollen, meine liebe Schwester, indem ich der Zeit zuvorgekommen, zu welcher ich verbunden bin, eine gewisse jährliche Pflicht gegen sie zu beobachten, worüber wir mit einander eins geworden sind, und ich wollte so gar dadurch zu erkennen geben, daß mich nichts abhalten könnte, ihnen Bewelse von meiner

Freundschaft und Ehrerbiethung zu geben; weil ich nicht durch einen gewissen mit Lobeserhebungen angefüllten Brief davon war abgehalten worden, den sie an meine Schwester geschrieben, und über welchen ich sehr viel zu sagen hätte. Aber alles, was ich habe thun wollen, ist durch dringende Geschäfte rückgängig gemacht worden, um derentwillen ich mich bey nahe seit einem Monate zu Paris aufhalte, und die mir nicht erlaubt haben, den Brief, den ich schon angefangen hatte, zu Ende zu bringen; so daß ich, weil er nun nichts mehr taugt, mich entschlossen habe, einen andern aufzusetzen. Ich will auch so gar nicht einmal, ob ich gleich schon einigermaßen darüber nachgedacht hatte, in diesem davon handeln, daß man sich Mühe geben soll, von der christlichen Freundschaft alle die Lobeserhebungen und Merkmale der Hochachtung abzusondern, welche weiter zu nichts dienen können, als daraus zu schließen, daß man diejenigen, welchen man sie giebt, nicht recht kennt. Ich will mich auch mit ihnen in keinen Streit einlassen, weil ich dafür halte, es sey nicht vernünftig, daß, da ich ihnen des Jahrs nur einmal schreibe, ich meinen Brief anwende, ihnen Verweise zu geben. Da ich aber auch weis, daß sie nicht verlangen, daß diese Briefe nur mit allgemeinen Versicherungen der Freundschaft und Ehrerbiethung angefüllt seyn sollen, die man leicht voraussetzt, ohne daß man sie ausdrückt; so will ich ihnen zu erkennen geben, in welcher Münze ich

in

in Zukunft das, was ich ihnen schuldig bin, abtragen will. Ich will nämlich, meine geliebte Schwester, weil ich merke, daß ich selbst dazu nicht reich genug bin, meine Zuflucht zu den Schätzen eines andern nehmen, indem ich aus den Büchern der Väter für sie einige Stellen aussuche, die einige wichtige Lehren, in Ansehung der Einrichtung unsers Lebens, in sich halten. Und damit ich gleich jetzo den Anfang damit mache; so habe ich für dieses Jahr eine ausgesucht, welche gewiß verdient, daß man darüber nachdenkt. Sie ist aus einem Briefe des heiligen Augustinus genommen, und ich will sie so wohl lateinisch, als deutsch, hieher setzen.

Supremum vitae diem, quem nulli mortalium evitare conceditur, vel avidus, vel securus, vel non desperate sollicitus, non in vanitate erroris, sed in soliditate veritatis expectes; das heißt: Erwarte den letzten Tag deines Lebens, den niemand vermeiden kann, entweder mit einem brünstigen Verlangen, oder ruhig und gelassen, oder bey einer Furcht, die nicht bis zur Verzweifelung geht; und diese Gemüthsverfassungen müssen nicht auf der Eitelkeit des Irrthums, sondern auf der Gründlichkeit der Wahrheit beruhen.

Mich dünkt, meine geliebte Schwester, ich könne mit Grunde sagen, diese Stelle des heiligen Augustinus halte eine wichtige Regel in Ansehung der Führung unsers Lebens in sich. Denn wenn

die selige oder unselige Ewigkeit von dem guten und bösen Tode abhängt, und wenn der gute oder böse Tod von der Art und Weise, wie man sich dazu vorbereitet, abhängt; so hält diese Stelle, welche dasjenige in sich hält, was man thun muß, wenn man recht sterben will, folglich auch dasjenige in sich, was man thun muß, wenn man ewig glücklich seyn will. Sie werden ohne Zweifel vieles darinnen finden, wenn sie sie zum Inhalte eines ihrer Gebethe machen. Ich werde aber nicht vergessen, ihnen hier nur und ganz kürzlich die Gedanken anzuzeigen, zu welchen sie mir Gelegenheit gegeben hat und ich ersuche sie, Gott für mich zu bitten, daß er mir die Gnade erzeigen wolle, Nutzen daran zu haben.

Es ist mir also vorgekommen, als ob diese Stelle eine allgemeine Pflicht aller Christen in sich hielte, nämlich die Pflicht, den Tod zu erwarten. Nun faßt aber die Erwartung des Todes zweyerley in sich; zum ersten, an ihn zu denken, und zum andern, sich dazu vorzubereiten. Es heißt nicht den Tod erwarten, wenn man nicht an ihn denkt; und es heißt ihn auch nicht erwarten, wenn man an ihn denkt, ohne sich dazu vorzubereiten; weil es nur gut ist, an ihn zu denken, um sich dazu vorzubereiten.

Es ist wahr, das Denken an den Tod macht einen Theil dieser Vorbereitung aus. Denn es zieht uns unvermerkt von der Welt ab. Es lehrt uns, ihre eitle Lust und Freude verachten, und

uns

uns vor ihren Mühseligkeiten und Bitterkeiten nicht fürchten, weil es unser nahes Ende vor die Augen stellt. Es hält uns die Ewigkeit vor, der wir so nahe sind, gleichwie alles, was wir da zu fürchten und zu hoffen haben; und so hält es uns die Gegenstände vor, die am geschicktesten sind, starke Eindrücke in uns zu machen.

Man muß es aber dabey nicht bewenden lassen. Wenn man eine vornehme Person erwartet; so bringt man alles in die Ordnung, man räumet alles weg, was ihr anstößig seyn kann, man schafft alles an, was ihr gefallen kann, und man giebt sich in diesem Stücke un so viel mehr Mühe, je mehr man Ursache hat, sie zu befriedigen, je mehr man von ihr zu fürchten oder zu hoffen hat, je mehr man ihr verbunden ist, je verdienter sie sich gemacht hat, und je größer sie ist.

Ich zeige diese Betrachtungen nur kurz und überhaupt an. Es wird ihnen etwas leichtes seyn, sie zu erweitern, und daraus den Schluß zu machen, zu welchen Abstellungen sie uns, so wohl in Ansehung der äusserlichen Handlungen, als auch in Ansehung der Bewegungen des Herzens, verbinden. Denn es ist Jesus Christus selbst, der uns an dem Tage unsers Todes besuchen, und ein genaues und unwiederrufliches Urtheil über alle unsere Handlungen, alle unsere Worte, und alle unsere innern Bewegungen fällen soll. Si sind ihm schon jetzo bekannt, und er urtheilt davon; er will aber haben, es soll noch bey uns

stehen, sein Urtheil zu ändern, indem wir uns ändern; da er hingegen in der Stunde unsers Todes auf eine unveränderliche Art davon urtheilen, und derselbe Eindruck seines Lichts, der uns zu erkennen geben wird, was er von uns geurtheilt hat, uns auch zu gleicher Zeit wird einsehen lassen, daß dieses Urtheil nicht mehr kann geändert werden.

Wenn wir aber Nutzen davon haben wollen, daß wir an den Tod denken, und uns zu demselben vorbereiten; so muß sich unsere Seele in einer von den dreyen Verfassungen oder Zuständen befinden, die der heilige Augustinus in den folgenden Worten dieser Selle anzeigt, welche die verschiedenen Grade der Vollkommenheit der gerechten Seelen, vom höchsten bis zum niedrigsten, in sich fassen.

Die erste von diesen Verfassungen besteht in einem heiligen Eifer, welcher macht, daß man den Tod wünscht, um seinen Treulosigkeiten und Sünden ein Ende zu machen; um von den Schwachheiten und Mattigkeiten, welche die Seelen zu Boden drücken, befreyt zu werden; um mit Gerechtigkeit gesättiget zu werden; um nichts mehr an sich zu haben, daß sich Gott widersetzt; um ihn ganz unterworfen zu seyn, und endlich um Gott zu geniessen. Denn wenn die Seele von diesem Verlangen lebhaft gerührt ist; so wird ihr das gegenwärtige Leben beschwerlich, und sie kann sonst nirgends eine Erleichterung finden, als im Tode, wel-

welcher den Vorhang trennt. Von diesem Zustande sagt der heilige Augustinus, diejenigen, welche das Leben in denselben geduldig ertragen, sterben mit Vergnügen: *Patienter vivunt, et delectabiliter moriuntur.*

Die andere Verfassung ist diejenige, die uns ruhig und gewiß macht, *securus*, wie der heilige Augustinus sagt, und welche, ob sie gleich in der Seele nicht das brünstige Verlangen zu sterben wirkt, ihr doch einen heiligen Frieden und Ruhe verschaft. Man weis nicht, ob es uns gut ist, zu leben oder zu sterben, und bey dieser Ungewißheit wünscht man weder den Tod, noch das Leben. Man überläßt sich in diesem Stücke Gott ganz, und hofft, er werde uns, wenn wir sterben, in die Arme seiner Barmherzigkeit aufnehmen, zu Folge des Gebeths, das man deswegen so oft in der Kirche zu ihm abschickt. Man beschäftigt sich mehr mit Gegenständen des Vertrauens, als mit Gegenständen der Furcht. Man sieht das, was zur Liebe antreibt, in der Nähe, und das, was uns würde beunruhigen können, nur vom weiten; und so bleibt man in einer unruhigen Gemüthsverfassung und ruht, wie der Psalm sagt, Ps. 67, 14. zwischen den beyden Erbtheilen; das heißt zwischen den Gnaden, die uns Gott in dieser Welt erzeigt, und der Herrlichkeit, die er uns im Himmel aufbewahrt. Man muß sich aber nicht einbilden, als ob nur diese Verfassungen bey der Gnade bestehen könnten;

ten; sie sind vielmehr nicht einmal die gewöhnlichsten.

Die letzte Verfassung, welche die Verfassung der unvollkommenen Gerechten ist, ist unendlich weit gemeiner. Sie sehen den Tod weder mit dem brünstigen Verlangen, noch mit der ruhigen Gelassenheit an, sondern werden von ihm beunruhiget und erschreckt. Sie werden in ihrem Leben nichts gewahr, daß in ihnen nicht Mißtrauen erregte; alles scheint ihnen in demselben mangelhaft zu seyn. Die Gerechtigkeit Gottes erschreckt sie, ihre Sünden fallen ihnen ein, und die Ungewißheit, in welcher sie sich befinden, ob sie ihnen vergeben sind, oder nicht, setzt sie oftmals in Furcht. Wenn aber diese Furcht nur mit der Hoffnung auf die göttliche Barmherzigkeit verbunden ist; wenn sie die Liebe und das Vertrauen nicht aus der Seele verbannt; so erschüttert sie die Seele nur um sie fest zu machen, und schlägt sie nur nieder, um sie wieder aufzurichten, und stärker zu machen, indem sie sie demüthiger und gegen sich selbst mißtrauischer macht.

Die Gerechten befinden sich also allzeit in einer von diesen dreyen Verfassungen; und wer nicht darinnen wäre, würde kein Gerechter seyn. Man muß sich aber nicht einbilden, daß man, so bald man sich einbildet, darinnen zu seyn, sich auch wirklich darinnen befindet. Denn es giebt falsche Verlangen nach dem Tode; es giebt falsche Frieden; es giebt Furchten ohne Liebe, die nicht hin-

läng-

länglich sind, uns gerecht zu machen. Und darum setzt der heilige Augustinus hinzu, diese Verfassungen sollten nicht auf der Eitelkeit des Irrthums, sondern auf der Gründlichkeit der Wahrheit beruhen: *Non in vanitate erroris, sed in soliditate veritatis.*

Sie beruhen auf der Eitelkeit des Irrthums; Zum ersten, wenn diese Furchtlosigkeit, dieser Friede oder dieses Verlangen nach dem Tode, eine falsche Religion oder verwegene Meynungen zum Grunde haben, welche die von der Seligkeit versichern, die gewisse äusserliche Werke thun, die zwar an sich selbst gut seyn können; auf welche man aber, ohne zu irren und verwegen zu handeln, diese Versicherung nicht bauen kann; weil sie auch so gar der Genuß des Abendmahls nicht giebt.

Zum andern, wenn sie auf einer falschen Unschuld beruhen, indem man sich einbildet, die Handlungen, die man verrichtet, und welche wirklich strafbar sind, wären unschuldig oder gar Gott angenehm: als z. B. wenn man den Nächsten durch grausame Verleumdungen lästert, die aus verwegenen vorgefaßten Meynungen entstehen; wenn man in seinem Herzen einen Neid, und eine geheime böse Gesinnung gegen seine Brüder nährt, die unsere Seele einnimmt, und die vornehmste Leidenschaft derselben wird; wenn man durch eine gar zu große Anhänglichkeit an Geschöpfe, die man auf solche Art zu seinem letzten Zwecke macht, die Liebe Gottes aus derselben verbannt.

Zum

Zum dritten, wenn sie aus einer falschen Buße entstehen, und wenn man ohne eine wahre Bekehrung, ohne eine wirkliche Aenderung des Herzens, ohne sich von den Geschöpfen loszureißen, und ohne ein wirkliches Verlangen, seine Sünden zu strafen, und der göttlichen Gerechtigkeit genug zu thun, nach strafbaren Handlungen an den Sakramenten Theil nimmt, indem man sich einbildet, wahrhaftig mit Gott ausgesöhnt zu seyn, ob er gleich in dem innersten des Herzens keine wahre Liebe zu ihm wahrnimmt. Das versteht der heilige Augustinus unter dieser Eitelkeit des Irrthums. Und die Gründlichkeit der Wahrheit faßt dagegen die entgegenstehenden Tugenden in sich, welche in der wahren Religion, der wahren Unschuld und der wahren Buße bestehen.

Es ist sehr leicht, den Betrug der falschen Religion zu vermeiden, weil man sich zu dem Ende nur unverbrüchlich an die Kirche halten, und gegen alle Neuerungen, und alle verwegene und übelgegründete Meynungen eine Abneigung haben darf. Es ist aber nicht so leicht, nicht in den Betrug der falschen Unschuld, oder der falschen Buße zu fallen, weil uns unsere Eigenliebe verblendet, und uns hindert, daß wir unsere Verirrungen nicht einsehen.

Die Schrift sagt uns, es gäbe einen Weg, der gerade zu seyn schien, der uns aber zum Tode führte. Sprichw. 16, 20 Nicht als ob er wirklich gerade wäre; sondern weil uns unsere Blind-

heit

heit hindert, einzusehen, daß er von dem geraden Wege abweicht. Es würde eine weitläuftige Abhandlung dazu gehören, wenn ich insbesondere anzeigen wollte, welche Wege gerade zu seyn scheinen, es aber nicht sind. Wenn man aber den Inhalt aller Abhandlungen, die man davon machen kann, kürzlich zusammenzieht; so besteht er darinnen, man muß sein Herz beständig reinigen, und Gott unaufhörlich um sein Licht bitten, damit man sich nicht von seinem Wege verirren, und auf diese betrügliche Wege gerathen möge. Das soll, meine geliebte Schwester, der Gegenstand ihres Gebeths, nicht nur in diesem Jahre, sondern auch in ihrem ganzen Leben seyn; weil, wenn sie sich nicht verirren, sie das glückliche Ziel, nach welchem sie trachten, erreichen werden. Wenn das, waß ich jetzo gesagt habe, bey ihnen den Nutzen hat, daß sie mit weit mehrerer Aufmerksamkeit daran denken, und sich bewegen lassen, Gott mit mehrerem Eifer um diese Gnade zu bitten, so vergessen sie, wenn sie so gütig seyn wollen, denjenigen nicht, der es bey dem Verlangen gesagt hat, welches er hat, ihnen die aufrichtige Neigung und Liebe, die er zu ihnen trägt, zu erkennen zu geben.

XXI. Brief.

XXI. Brief.

Man kann allzeit von denselben Wahrheiten Nutzen haben, wenn man sie mehr einsieht.

An ebendieselbe.

Ich hatte, meine geliebte Schwester, und zwar mit einigem Grunde verlangt, daß sie, in Betrachtung des langen Briefes, den ich im vorigen Jahre drucken lassen, in mehr, als einem Jahre, von mir nicht begehren sollten, ihnen die Schuld zu entrichten, die ich ihnen zu dieser Zeit bezahlen soll. Ich will indessen von dieser Forderung abstehen; aber nur, um eine noch größere zu machen, welche darinnen besteht, diesen Briefwechsel des Jahres auf ein einzigesmal, und zwar nur auf einen bloßen Complimentenbrief einzuschränken. Ich will ihnen so gar beweisen, daß diese Anforderung sehr billig ist, und das aus einer unleugbaren Ursache. Sie können nämlich nicht läugnen, daß es erlaubt sey, alle seine Zinsen abzutragen, indem man das Kapital zurückbehält. Es ist also auch genug, um alle meine Schulden bey ihnen abzutragen, ihnen aufeinmal zu sagen, was ich ihnen in vielen Jahren würde sagen können, und ihnen ein Geheimniß bekannt zu machen, ihr ganzes Leben lang, und wenn es

auch

auch so lang wäre, als das Leben derer, die vor der Sündfluth lebten, an Einsicht und Erkenntniß zu wachsen, ohne daß sie sonst etwas nöthig hätten. Ist das nicht ein vortreffliches Geheimniß? Und dennoch ist es sehr leicht. Denn man darf nur wissen, daß, wie der heilige Augustinus sagt, das Wachsthum der christlichen Einsichten nicht in der Größe und Menge der Gegenstände unserer Erkenntnisse, oder der Wahrheiten, die wir wissen, sondern in einer lebhaftern und deutlichern Einsicht derselben Gegenstände und Wahrheiten, besteht. Auf diese Art hat der heilige Geist die Apostel von allen Sachen unterrichtet, nicht indem er ihnen neue Wahrheiten, die sie nicht wußten, bekannt machte; sondern indem er sie diejenigen, die sie schon wußten, auf eine neue Art einsehen ließ. Auf diese Art waren auch die ersten Christen so gelehrt. Deswegen sagte der Apostel von den Corinthiern: So wären an allen Sachen, an allen Worten und an allen Erkenntnissen reich. 1. Cor. 1, 5. Denn man muß sich nicht einbilden, daß diese Erkenntnisse sehr ausgebreitete Kenntnisse waren. Sie wußten weiter nichts, als was wir wissen; sie wußten aber vermittelst Empfindung, Liebe und Ausübung, was wir nur vermittelst kalter und speculativischer Erkenntnisse wissen. Wenn es wahr ist 1), wie denn nicht daran zu zweifeln ist, daß man nur durch

1) Aug. contr. Faust. 32. c. 18.

durch die Liebe in die Wahrheit eindringt; so giebt es viel Leute, die für gelehrt gehalten werden, es aber bey weitem nicht wirklich sind, weil, da sie keine Liebe haben, sie noch nicht in die Wahrheit eingedrungen sind, das heißt in die Erkenntniß, welche die Wahrheit in das Herz einprägt, und macht, daß wir sie lieben. Es werden aber viel Personen gefunden, die keine gar zu ausgebreiteten Kenntnisse zu haben scheinen, und die man für kleine und eingeschränkte Geister hält, welche aber wirklich sehr gelehrt sind, weil sie tiefer in die Wahrheit eindringen, einen Geschmack daran finden, sie lieben, sie ehren, sie in sich herrschen lassen, und sie sich auf eine ganz andere Art vorstellen, als diejenigen, die sie nur mit ihrem Verstande fassen.

Diese Wahrheit ist Personen von ihrem Geschlechte um so viel bequemer und günstiger, weil, da ihr Stand ihnen nicht erlaubt, ihr Leben mit dem Lesen der Bücher, die ihre Kenntnisse erweitern, zuzubringen, sie ihnen zu erkennen giebt, daß sie auch ohne dieß gelehrt seyn können, indem sie die Wahrheiten, die sie wissen, sehr lieben, und sie mit einer großen Treue ausüben, welche der gründlichste Beweis von dieser Liebe ist.

Aus allem diesen folgt, meine geliebte Schwester, daß man, ohne sich wegen neuer Bücher und wegen neuen Unterrichts viel Sorge und Mühe zu machen, nur an Tugend und Erkenntniß wachsen, und sich Mühe geben darf, das mit dem

dem Herzen zu begreifen, was wir oftmals nur erst mit dem Verstande gefaßt haben, und daß man auf diese Art immer wieder vom neuen anfangen kann, das zu lernen, was wir schon gelernt haben. Wenn wir nur erst einmal recht einsehen lernen, was wir sind, was wir verdienen, und wie billig es ist, daß wir gedemüthigt werden; so werden wir uns wegen alles desjenigen keinen Kummer machen, was uns von Seiten der Geschöpfe unangenehmes und demüthigendes begegnen kann. Wenn wir nur recht einsehen, daß hier der Ort der Ruhe und des Friedens nicht ist; so werden wir es dahin bringen, daß unsere Ruhe und unser Friede aus den Widersprüchen und Unruhen, die uns begegnen, erwachsen. Vornehmlich wollen wir das, was wir wissen, wiederholen, und uns Mühe geben, es besser einzusehen, als wir bishero gethan haben; so werden wir Stufen antreffen, auf welchen wir in der Erkenntniß dessen, was wir schon wissen, hinauf steigen können, als auf welchen wir in unserem ganzen Leben hinauf steigen werden. Selig ist der Mann, spricht David, Ps. 83, 6, 7: der seine Hülfe in dir findet; er errichtet in seinem Herzen Stufen, um sich in diesem Thränenthale zu dir an den Ort, den er erwählt, zu erheben. Ich nehme mir die Freyheit, meine geliebte Schwester, sie dazu, als zu dem einzigen Geschäfte, das ihnen obliegt, zu ermahnen. Wir wissen hierzu allemal genug davon, und wir wer-

den Stufen genug antreffen, auf welchen wir hinauf steigen können, wenn wir sie in unserem Herzen suchen. Das ist ein Buch, das man uns nicht rauben kann, und zu welchem wir unsere Zuflucht allemal nehmen können. Ja es ist ein Buch, welches bey uns die Stelle aller andern Bücher vertreten kann, und worinnen wir allemal etwas erbauliches finden werden, wenn wir es nur mit der gehörigen Aufmerksamkeit lesen. Und da sie in dem Lesen dieses Buchs weit erfahrner sind, als ich es bin; so würde ich, anstatt verbunden zu seyn, ihnen andere vorzuschlagen, und ihre Aufmerksamkeit auf andere Schriften zu richten, sie mit Recht bitten können, mich in diesem lesen zu lehren, und mir etwas von den Einsichten mitzutheilen, die sie in demselben erlangt haben. Wenn sie es, meine geliebte Schwester, nicht durch ihre Worte thun, so sind sie wenigstens verbunden, es durch ihr Gebeth zu thun, um welches ich sie für das Jahr, in welches wir treten, aufs neue inständigst ersuche, indem ich sie versichere, daß ich eben so sehr, als jemals, ihnen ergeben bin, und daß ich an der Hochachtung und Neigung, welche ich gegen die Schwester Antoinette hege, nicht die geringste Abnahme verspüre. Ich bin so gar versichert, daß sie gegen mich die dieselbe Neigung hegt; denn was die Hochachtung anbetrifft, so kann sie dieselbe vermindern, so viel sie will, ohne zu befürchten, mir jemals unrecht zu thun. Da ich gegen die Mutter N. *** dieselbe

selben Gesinnungen hege; so wünsche ich, das, was ich hier ihnen sage, auch für sie gesagt zu haben, und ich werde nur noch ein kleines Briefchen von fünf oder sechs Zeilen hinzuthun.

XXII. Brief.

Daß das sterbende Leben ein vortreffliches Leben ist.

An die Mutter N **

Ich habe, meine ehrwürdige Mutter, zu dem Briefe nichts hinzuzusetzen, den ich an die Schwester Antoinette geschrieben, und welcher eben so für sie, als für jene, gehören würde, wenn er etwas in sich hielte, das gelesen zu werden verdiente. Ich will ihnen nur insbesondere sagen, daß gewissermaßen jedermann mit der Führung, die Gott in Ansehung ihrer beobachtet, zufrieden ist. Andere wünschen sich ihr Leben, und sie wünschen sich aus Frömmigkeit ihren Tod, das ist, ihre Erlösung. Und damit sich Gott nach diesen verschiedenen Wünschen richten möge; so läßt er sie gewissermaßen sterbend leben, und lebend sterben. Ich würde diese Art Leben gern loben, weil ich seinen Werth gewissermaßen einsehe. Da sie aber eine weit lebhaftere Vorstellung, welche aus der

Erfahrung entsteht, davon haben; so ist es sehr billig, daß ich sie um Nachrichten davon ersuche, um diejenigen, die ich nicht habe, zu vermehren. Das einzig Bekümmerniß, welches diejenigen, die ihr Leben mit ihnen zubringen, davon haben können, ist daß dieses sie hindert, ihnen die Dienste zu leisten, die sie ihnen sonst geleistet haben. Aber ausser dem, daß sie ihnen in dem Zustande, in welchem sie sich befinden, vielleicht nicht unnütze sind; so sollen sie sich wegen dieser Beraubung mit dem Nutzen trösten, den sie von der Freyheit, die sie genießen, haben, sich mit Gott und sich selbst zu beschäftigen. Ob ich gleich an dem Wohlstande ihres Hauses sehr großen Antheil nehme; so kann ich doch nicht umhin, ihnen zu dieser glücklichen Freyheit Glück zu wunschen, und zu glauben, Gott meyne es gut mit ihnen, daß er sie dieselbe durch die Krankheiten, mit welchen sie behaftet sind, erkaufen lasse. Ob nun also gleich die Natur Theil daran nimmt, und ich für ihre Gesundheit die Wünsche und Gebethe, welche die Religion erlaubt, abschicke; so halte ich doch dafür, die Einsichten des Glaubens sollen diese Wünsche gar sehr mäßigen, weil es sehr wahrscheinlich ist, daß der Zustand, in welchem sie sich befinden, der beste ist, in welchem sie in diesem Leben seyn können. Ich bitte mir wenigstens von ihnen nur eben solche aus, indem ich sie ersuche, Gott zu bitten, daß er es bey mir dahin bringen wolle, mich in allen Stücken nach seinem Willen zu richten. Ich bin. ꝛc

XXIII.

XXIII Brief.

Mißtrauen, welches man in die zärtlichen Freundschaften setzen soll.

An die Mutter N. ***

Wir dürfen es nicht zulassen, meine ehrwürdige Mutter, daß die Schwester Antoinette noch ferner so übel mit mir zufrieden ist, als sie es bishero gewesen. Und da ich durch sie erfahren habe, wie viel Unlust ihr mein Brief verursacht hat; so ist es billig, daß sie sich Mühe geben, alles wieder ins gleiche zu bringen. Denn ich will es gar nicht haben, daß sie übel mit mir zufrieden seyn soll. Und ob ich sie gleich, ausser dem Falle der Nothwendigkeit, zum Stillschweigen ermahnt habe; so wünsche ich doch, daß es ein Stillschweigen voller Liebe seyn möge, bey welchen man sich gedrungen findet, von denen, die man liebt, destomehr mit Gott zu reden, je weniger Zeit man anwendet, sie schriftlich zu unterhalten. Unsere Ausführung wird, wie ich glaube, nicht gar zu schwer seyn; denn sie dürfen ihr nur bloß meine wahren Absichten bekannt machen, die weder hart, noch strenge sind.

Zum ersten, man muß ihr von der Gemüths-art und der Gewohnheit desjenigen, welcher schreibt, Nachricht geben; denn sie ist ziemlich seltsam und wunderlich. Es braucht oftmals nur ein Wort, um ihm zu verschiedenen Gedanken Anlaß zu geben, ohne daß diese Gedanken einigen Bezug auf das, was sie veranlaßt hat, haben, oder daß er auf die Person, welche Gelegenheit dazu gegeben, eine Anwendung davon macht. Alle gedruckte Abhandlungen sind auf diese Art gemacht worden. Man hatte dabey anfangs jemanden im Sinne, und nachdem diese Person zu einer allgemeinen Abhandlung Gelegenheit gegeben; so verläßt man diese Person, die sie veranlaßt hatte. Das ist nun auch jetzo geschehen. Die Offenherzigkeit der Schwester Antoinette hat zu einigen Nachdenken Gelegenheit gegeben; dieses Nachdenken hat die allgemeine Betrachtung über die menschlichen Freundschaften veranlaßt; und nachdem man sich einmal in dieselbe eingelassen, so hat man nicht mehr an die Schwester Antoinette gedacht; so daß, da keine Anwendung derselben auf sie gemacht worden, es ihr frey steht, davon zu nehmen und wegzuwerfen, was sie will, nach dem sie findet, daß das, was darinnen ist gesagt worden, sich für sie schickt, oder nicht.

Zum andern, diese Gedanken selbst sind weder so schrecklich, noch so strenge, als man würde glauben können, und es giebt wenig Personen, die sich andern auf eine rührende Art entdecken, welche

che Bedenken tragen sollen, sie auf sich anzuwenden. Denn es ist nicht so wohl die Rede von der Einrichtung unserer Handlungen, als vielmehr von dem Urtheile, welches wir von unsern Handlungen fällen sollen. Es giebt Ursachen der Liebe, welche antreiben können, gegen diejenigen offenherzig zu seyn, gegen welche man Neigung bey sich verspürt, und die Zärtlichkeit ist kein untrügliches Kennzeichen der Eigenliebe.

Alle diese Handlungen sind wenigstens zweydeutig, und man wird den Grund davon nicht eher, als in jenem Leben, erfahren. Da es aber für Personen, die solch Beweise der Freundschaft bekommen, gut ist, sie für Merkmaale der Liebe zu halten; so ist es auch für Personen, die ihre Gedanken andern auf eine rührende Art mittheilen, gut, sich daran zu erbauen; zu befürchten, in allem diesen im Tode ein großes Leeres zu finden; aus der Neigung, die sie haben, sich zu verbreiten, nicht viel zu machen, und die kalten Personen, welche nicht Lust haben, ihre Neigung mit einer solchen Ausschüttung des Herzens zu erkennen zu geben, deswegen nicht geringer zu achten. Sie werden deswegen haben merken können, daß bey allen Gelegenheiten, wo ich von den Gemüthsverfassungen der Schwester Antoinette geredet habe, allzeit ein vielleicht stund, und dieses vielleicht sollte sie veranlassen, sich zu einem gewissen Sinne zu neigen, ob es gleich derjenige nicht war, zu welchem ich mich mehr neigte.

Zum dritten, man hat mehr Freyheit, wider die Auslassung der Offenherzigkeit vor denen, die andern ihre Gedanken auf eine rührende Art mittheilen, als vor andern, zu reden. Eine solche Rede würde gefährlich seyn können, wenn sie vor einer kalten und gleichgültigen Person gehalten würde, die davon Anlaß nehmen könnte, sich wegen ihrer Kaltsinnigkeit zu rechtfertigen. Da sie aber vor einer Person ist gehalten worden, die eine ganz entgegengesetzte Neigung hat, so besteht alles, was sie daraus schließen kann, darinnen, daß man sie mäßigen und nicht viel daraus machen muß; daß man ihr nicht trauen darf, und sie auf die Seite derer, die uns zuwider sind, zu lenken suchen soll; und diese Schlüsse sind gut und heilsam.

Zum vierten, um ihr zu erkennen zu geben, daß ich den Beweisen der Freundschaft nicht so zuwider bin, so bitten sie sie, wenn sie so gütig seyn wollen, in diesem Buche 1) eine Abhandlung von der Höflichkeit zu lesen, welche an Ende desselben steht. Sie wird darinnen Grundsätze antreffen, die ihr eben so sehr gefallen werden, als ihr die Grundsätze des Briefes anstößig gewesen sind, ob sie ihnen gleich gar nicht zuwider sind; weil, wie ich schon gesagt habe, die einen die Handlungen, und die andern das Urtheil über unsere Handlungen betreffen.

Da-

*) Moralische Versuche, 2. Band.

Damit endlich, meine ehrwürdige Mutter, unsere Aussöhnung auf bestimmtere Zeiten möge festgesetzt werden; so glaube ich, sie werden die Punkte, die ich deswegen vorschlage, für billig und vernünftig erkennen.

Zum ersten, daß ich die Freyheit habe, an die Schwester Antoinette zu schreiben, so oft es wirklich nothwendig ist, und daß sie in Ansehung meiner ein gleiches thun darf.

Zum andern, daß man es als eine wirkliche Nothwendigkeit ansehen darf, einander des Jahres einmal zu schreiben, wenn es keine andere Nothwendigkeit erfordert. Denn man muß nicht auch die Freundschaft auf einen englischen Zustand einschränken, und es ist gut, indem man sich diesen Reden unterwirft, zu erkennen zu geben, daß man nicht glaubt, man sey ein Engel, oder daß man nicht etwas vergessen könne.

Zum dritten, daß sie mir, zum Zeichen der Versöhnung, ihren jährlichen Brief, so bald als möglich, schreibt, ohne sich Mühe zu geben, von ihrer Offenherzigkeit etwas wegzulassen.

Zum vierten, daß, wenn es sich zuträgt daß man sich in diesen Briefen in eine allgemeine Abhandlung verirrt, man nur für sich das daraus nimmt, was, wie man glaubt, sich für uns schickt, ohne vorauszusetzen, man habe eine Anwendung davon gemacht.

Zum fünften, daß die Schwester Antoinette eben so wohl, als sie, von meiner Hochachtung,

Ehrerbiethung, Neigung und Liebe, überzeugt seyn soll, und daß sie glauben, sie unterließen eine gerechte Pflicht, wenn sie sich vor Gott nicht einer Person erinnerten, die ihnen sehr aufrichtig ergeben ist.

XXIV. Brief

Daß ein Leben ohne Umgang mit andern, und bey welchem man sich in nichts mengt, sehr schwer ist, sich aber sehr gut für diejenigen schickt, die in die Welt sind verwickelt gewesen.

An die Frau von Saint -- Loup.

Ob mich gleich ihr Brief, Madame, fast vermuthen ließ, sie hätten keine Hoffnung mehr, aus ihrer verdrießlichen Sache zu kommen; so habe ich doch gesehen, daß ich mich glücklich geirrt, indem ich einen andern Brief gelesen, welcher sagt, der Vergleich werde morgen unterschrieben werden. Ich kann also mit Recht voraussetzen, daß, da seit der Zeit viele Morgen vergangen sind, die ganze Sache geendigt ist, und daß sie nun in Ruhe leben können. Wissen sie aber wohl, was ich daraus geschlossen habe. Daß sie nun den schwersten Theil ihres Lebens zurückgelegt haben. Auch so gar die verdrießlichen Sachen

chen unterstützen den Geist, indem sie ihn niederdrücken, weil er sich wieder aufzurichten sucht. Er beschäftigt sich, er regt sich, und vertheidigt sich wider den Tod, der, seiner Meynung nach, in der Unthätigkeit besteht. Wenn man aber nichts zu thun hat, und sich in einem Zustande befindet, wie derjenige ist, nach welchem sie trachten, wo man mit nichts etwas zu thun hat, wo man um nichts um Rath gefragt wird, wo sich alles ohne unsere Erlaubniß regt und bewegt, und ohne daß wir etwas dazu beytragen, wo man nur eine oder zwo Personen hat, über welche man eine Art von Herrschaft und Gewalt ausüben kann; so ist die Eigenliebe auf eine ganz andere Art übel zufrieden, und giebt sich bisweilen im Sterben durch gewisse Empfindungen zu erkennen, die man Eckel, Verdruß, Widerwillen und üble Laune nennt. Sie werden zwar allzeit eine sehr üble Gesellschafterinn haben, welcher ihr Kopfweh ist. Sie mag aber so übel seyn, als sie nur immer will; so ist sie doch diesen andern Empfindungen zuwider. Sie setzt den Geist in Bewegung, man läßt sich den Kopf halten, man trinkt Caffe; und wenn man ja ein Uebel empfindet, so ist es doch von einer andern Art, als das Uebel des Widerwillens und des Verdrusses. Das ist, Madame, der sonderbarste Trost von der Welt; aber die Menschen haben auch sonderbare Laune, und es werden auch sonderbare Hülfsmittel erfordert, wenn man zur Vernichtung der Eigenliebe gelangen will, welche

in

in der Tödtung des falschen Lebens besteht, die sie in dem Verstande anderer sucht. Indessen ist dieses, Madame, dasjenige, wornach wir trachten sollen; und alles, was uns dazu führt, soll uns ein großes Gut zu seyn scheinen, und es giebt vornehmlich keine Buße, die denen, welche in der Welt gelebt, und in derselben, wie sie, in Ansehen gestanden haben, angemessener wäre, als diese. Denn was kann für solche Personen besser und schicklicher seyn, als einige Zeit vor ihrem Tode zu leben, ohne einen andern Gegenstand, als Gott, und ohne an etwas Theil zu haben, um dadurch das falsche Leben der Eigenliebe wieder gut zu machen, welches ganz in der Bewegung und Thätigkeit zugebracht wird? Sie dürfen nicht sagen, Madame, ich redete nach meiner Bequemlichkeit und Gemächlichkeit davon; denn so gehöre jetzo auch unter die Vernichteten. Seit dem Kirchenfrieden bin ich ein gewisser Heiliger gewesen, dem man sehr wenig Lichter angezündet hat. Es kam aber doch bisweilen bald dort etwas her, und ob ich mich gleich in nichts mengte, so hörte ich doch von verschiedenen Dingen reden. Die Religion verlieh mir Einsichten genug, daß ich mit diesem Zustande zufrieden, und er mir nicht überlästig war. Die göttliche Vorsehung führt mich anjetzo weiter, und setzt mich, aus Gewissensgründen, von welchen ich vollkommen überzeugt bin, in eine größere Unthätigkeit. Selbst dieses ganze Jahr hat es mir nicht an Beschäfti-

gung

gung gemangelt; denn die Sache, worin man mich verwickelt, hat mir genug zu schaffen gemacht. Ich habe auf hundert verschiedene Einwürfe antworten müssen, und es ist bisweilen ein Trost, wenn man die Leute gut widerlegt, ob man gleich dadurch nichts gewinnt. Mischt sich eine Leidenschaft darein; so macht sie ein Vergnügen, und hindert, daß man nicht verdrießlich wird. Nun will ich aber, Madame, ein vollkommenes Nichts werden. Ich will niemanden widerlegen; ich will mich ferner in nichts mehr mischen; ich will nur mit den Todten Umgang haben, welche nicht allemal das größte Vergnügen machen; und das sonderbarste ist hierbey dieses, daß, da anderer ihr Nichts wenigstens mit Sicherheit, und einer Art von Ehre verbunden ist, das meinige keine von diesen Eigenschaften an sich hat. Die Welt ist nicht überzeugt, daß ich nichts thue, und daß ich entschlossen bin, nichts zu thun, und ich weis nicht, aus was für Ursachen man es nicht für gut befindet, sie davon zu überzeugen. Man hat es in allem Ernste zu verhindern gesucht, daß ich mit Ehren in Ruhe seyn könne, und niemals hat man sich in einer Sache mehr Mühe gegeben, als in dieser. Wenn ich indessen, Madame, so viel Religion hätte, als ich haben sollte; so sollte mir dieses Nichts mit den beyden Bedingungen, welche die Vorsehung damit verbunden hat, deswegen desto schätzbarer seyn; weil diese Bedingungen etwas würden beytragen können, in mir alles zu

tödt,

tödten, was nicht da seyn sollte. Das soll der Gegenstand meines Gebeths seyn, und ich bitte sie zu eben dem Ende auch um das Ihrige.

XXV. Brief.

Er zeigt durch sein Beyspiel, wie nützlich es ist, sich an die Beraubungen der Gemächlichkeiten und Annehmlichkeiten zu gewöhnen.

An dieselbe.

Da mich die ganze Welt steinigt, und man in diesem Stücke sie von andern nicht unterscheidet; so würde es vielleicht gut seyn, Madame, zu wissen, wie groß die Steine sind, mit welchen sie werfen, um daraus zu urtheilen, ob man sich ihnen sicher mit einem Briefe nähern könne, um ob mir dieses nicht etwan einen Stein zuziehen möchte, der mich auf einmal zerschmettern könnte. Denn sie wissen, daß ich mich nicht gern Streichen aussetze, und daß ich mit meiner Unerschrockenheit niemals geacht habe. Da sie mir aber doch bishero keinen Anlaß gegeben haben, sie für eine der schlimmsten zu halten; so habe ich geglaubt, ich könnte es wagen, mich einigen von ihren Streichen auszusetzen, indem ich an sie schreibe. Und

da,

damit sie von mir nichts zu befürchten habe; so sage ich ihnen, ob ich gleich meines Ortes einen solchen Hauten Steine um mich herum liegen habe, daß sie hinlänglich zu seyn scheinen, das ganze menschliche Geschlecht damit zurück zu treiben; so will ich doch niemanden damit werfen, auch nicht einmal diejenigen, die mich in meiner Wüste damit überhäufen, weil die Leute Köpfe zu haben scheinen, welche meine Steine aushalten können, die nichts anders, als Gründe und Ursachen, und in diesem Stücke von denen unterschieden sind, mit welchen man mich wirft, und die den Schmäch- und Schimpfworten gar sehr gleichen.

Ich überlegte also alle Streitigkeiten, um mit ihnen nur von dem besondern Gegenstande dieses Briefes zu reden. Ich habe nämlich, Madame, hier ein Briefchen von der guten Demoiselle bekommen, um derentwillen sie sich so viel Mühe gegeben haben, in welchem sie sich ganz ausserordentlich lobt, daß sie die Gütigkeit haben, und sie bisweilen vor sich lassen. Und da ich mir eingebildet habe, ich hätte es durch sie erhalten, und es würde vielleicht eins von den ihrigen ohne meine besondere Ueberschrift seyn beygelegt worden; so habe ich geglaubt, ich müsse ihr durch denselben Weg antworten, und mich dieser Gelegenheit bedienen, Sie wegen dieser Gütigkeit zu loben, und ihnen den Nutzen davon vorzustellen. Ausser dem, daß es ein Liebesdienst ist, Madame, Personen,

die auf eine so harte Art, als diese Demoiselle, sind angegriffen worden, so zu helfen und beyzustehen, und daß ein jeder Liebesdienst seine Belohnung in sich selbst findet; so können sie es nicht glauben, wie viel man gewinnt, wenn man sich so gewöhnt, diese kleinen Besuche anzunehmen. Die Seele erniedrigt sich unvermerkt, indem sie mit den kleinen umgeht, gleichwie sie sich erhebt, wenn sie mit Großen zu thun hat; und so wird sie bey den einen demüthiger, gleichwie sie ihren Stolz bey den andern nährt. Man kann es nicht glauben, wie heilsam es für Personen von ihrem Stande ist, sich nicht immer mit großen Namen und großen Begriffen zu beschäftigen, und den feinen und zärtlichen Umgang entbehren zu können. Denn auf solche Art setzt man sich in den Stand, sich, ohne schwach zu werden, auch an solchen Oertern zu erhalten, wo man desselben nothwendig beraubt ist, und wo man keinen andern Umgang hat, als denjenigen, den sie mit dieser Demoiselle haben können. Es ist gut, Madame, den Leib an gemeine Speisen, die man überall haben kann, zu gewöhnen, um nicht elend zu werden, wenn man das nicht hat, was man nicht würde entbehren können. Es ist auch gut, sich an den Umgang mit gemeinen Leuten zu gewöhnen, und den Herrn von T.***, den Herrn von B.***, und den Herrn von C.*** entbehren zu können, und endlich zu glauben, daß man alle diese Dinge nicht nöthig habe. Ich kann nicht umhin, sie in Ansehung

dessen, was mir dieses Jahr innerhalb sechs Monaten begegnet ist, hierüber nachdenken zu lassen. Ich hatte drey kleine Wohnungen, die eine zu Paris, die andere zu St. Denis, und die dritte zu Beauvais, und ich hatte an allen diesen dreyen Oertern Hausgeräthe, das zwar sehr klein war; aber für diejenigen, die nicht groß sind, ist alles groß. Das Absterben dreyer Personen hat mich aller drey Oerter beraubt; und ausser der Unterstützung, die ich in ihrer Person verlohren habe, bin ich auch dieser drey Wohnungen beraubt, und es ist mit mir so weit gekommen, daß ich gar keine gewisse und beständige mehr habe. Nichts ist mir mehr zuwider, als die Veränderungen des Ortes, die neuen Gesichter und die neuen Bekanntschaften. Ich habe mir indessen diese Veränderungen alle Monate mehr als einmal müssen gefallen lassen, und ich habe mich an keinem Orte befunden, wo ich nicht gegründete Ursache gehabt hätte, zu befürchten, ich würde mich genöthigt sehen, ihn zu verlassen, und ich habe ihn auch wirklich verlassen. An dem einen Orte sagte man mir, es gäbe einen Präsidenten, der mir Verdruß machen könnte. An einem andern Orte jagte man mir vor dem Statthalter eine Furcht ein. Ueberall aber habe ich mich allemal am meisten vor dem Ueberdrusse und der Schüchternheit meiner Wirthe gefürchtet. Anstatt derjenigen, mit welchen ich, wie sie wissen, zu Paris umgieng, habe ich mich erstlich genöthigt

gesehen, mich bey Leuten aufzuhalten, bey welchen mich weder mein Latein, noch mein Französisch, noch alles, was ich in einer Kunst und Wissenschaft, welche es auch seyn möchte, wissen konnte, etwas half. Hernach bin ich lange bey den Wagnern und Schiffleuten gewesen, um ihre Sitten und Gewohnheiten vollkommen kennen zu lernen. Und endlich ist es mit mir so weit gekommen, daß ich nur noch mit den Eichen und Buchen Umgang habe. Ich fürchte mich gar sehr vor den Beschwerlichkeiten und Ungemächlichkeiten des Leibes. Ich habe alle Arten derselben und ziemlich überlästige erfahren, ohne daß ich jemanden hatte, oder mir vorstellen konnte, der mich deswegen beklagte. Ich lebte in der Welt auf einem gewissen Fuße, der die Eigenliebe nicht ganz beleidigte. Wenn ich nicht gewahr wurde, daß die Leute, bey welchen ich mich befand, viel Hochachtung und Liebe gegen mich hatten; so sah ich doch auch nicht, daß sie mich sehr verachteten, und mir harte Vorwürfe machten. Ich war damit zufrieden, und verlangte weiter nichts. Dieses Ansehen ist verschwunden, wie Vögel, deren Käfich man offen läßt. Es hat der Welt gefallen, mich dessen zu berauben, und meine Freunde haben es sich sehr wohl gefallen lassen. Sie haben niemals jemanden gesehen, der verlassener gewesen wäre, und den wenigere zu vertheidigen gesucht hätten. Ich habe es so gar bey niemanden dahin bringen können, daß er sein Urtheil zurückgehalten, und

vor-

vorausgesetzt hätte, ich könnte einigermaßen Recht gehabt haben.

Sie werden mich ohne Zweifel fragen, wie man in allen diesen Zuständen lebt, und wie sich der Verstand dabey befindet. Ich sage ihnen mit einem Worte, Madame, es mag nun Härte, oder Weltweisheit, odrr Ueberzeugung seyn, daß ich mich nach Gottes Willen richtete, daß ich mich in meinem Leben in keinem ruhigern Zustande befunden habe, und auch sogar zur Freude niemals aufgelegter gewesen bin. Nicht als ob ich dieser Ruhe trauete, und nicht glaubte, daß, nachdem ich ohne viele Mühe ziemlich harte Zustände erduldet, ich von den kleinsten Zufällen könnte zu Boden geworfen werden. Ich habe aber allemal Grund, daraus den Schluß zu machen, die Ursache unserer Schwachheit läge mehr in uns selbst, als in den äusserlichen Dingen, und wir stellten sie uns nur gar zu groß vor. Denn wer würde mir vor sechs Monaten gesagt haben, ich müßte mich entschließen, weder Feuer noch Heerd mehr zu haben, jedermann zur Last zu seyn, den Ort meines Aufenthalts beständig zu ändern, von den Weltmenschen und von meinen Freunden einmüthig verschreyt und verurtheilt zu werden, von niemanden beklagt und vertheidigt zu werden, bey einem Fieber in Höhlen, welche die Maas unter den Felsen gemacht hat, auf Stroh zu schlafen; das würde mir in Wahrheit Furcht und Schrecken eingejagt haben. In-

dessen ist es geschehen, und es ist keine so wichtige Sache, als man glauben könnte. Ich bin noch wie ein Vogel auf dem Baume, ohne zu wissen, wohin ich mich wenden soll; aber ich sehe dieses nicht mehr als ein so großes Unglück an. Vielleicht geschieht auch nicht, was ich befürchte. Dem sey nun aber wie ihm wolle, so mache ich mir deswegen keinen Kummer. Wenn ich kann, so werde ich bis auf das Frühjahr hier in Ruhe bleiben; wo nicht, so werde ich mich, wenn es Gott so haben will, ganz ruhig und gelassen wegbegeben. Aus diesem allem mache ich den Schluß, daß es ihnen eben so gehen wird, wenn sie sich jemals werden genöthigt sehen, Paris zu verlassen, und daß sie diese Entfernung als keine gar zu wichtige Sache ansehen werden. Das ist der Zweck und die Lehre meines Briefs.

XXVI.

XXVI. Brief.

Von den Postulanten, oder Personen, die Nonnen werden wollen.

An dieselbe.

Sie, Madame, haben mir einen Grundsatz der Frau von Longueville bekannt gemacht, der mir so bequem vorgekommen ist, daß ich willens bin, ihn in Ansehung ihrer selbst zu brauchen, indem ich ihnen gerade heraussage, daß, wenn ich ihnen nicht eher geantwortet habe, es deswegen geschehen ist, weil ich ihnen gar nicht antworten wollte; und ich brauchte dabey das zum Vorwande, weil ihr Brief selbst eine Antwort auf den meinigen ware. Nicht als ob ich durch denselben gar nicht wäre gerührt und erbaut worden; sie wissen aber, daß, wenn man sich einmal etwas vorgesetzt hat, es einem nicht leicht an Gründen und Ursachen fehlt, es zu rechtfertigen und zu vertheidigen. Es giebt Leute, denen ich gar nicht antworte, weil ich ihnen nichts gutes zu sagen habe. Aber vermöge eines andern gerade entgegengesetzten Kunstgriffs, der aber auch seine Ursache hat, giebt es auch welche, denen es mir schwer fällt zu antworten, weil ich

gar zu viel Gutes von ihnen zu sagen habe, und ich halte dafür, es sey besser, das, was ich von ihnen denke, Gott, als ihnen, bekannt zu machen. Nun gehörten sie, Madame, zu dieser letzten Art, und mein Stillschweigen, das ich in Ansehung ihrer beobachtete, hatte nur die feine gute oder böse geistliche Denkungsart zum Vorwande. Weil aber der neue Brief, den ich von ihnen bekommen habe, mich dieser Entschuldigung beraubt, und mich in die Nothwendigkeit setzt, an sie zu schreiben; so kann ich nicht länger unterlassen, ihnen zu sagen, daß man mit dem Briefe, auf welchen ich nicht geantwortet habe, nicht vergnügter seyn kann, als ich es gewesen bin, nicht nur wegen dessen, was sie aus Liebe zu der Postulantinn gethan haben; sondern auch, weil mir alle Gedanken, die er in sich hielt, rechtschaffen, vernünftig und christlich vorgekommen sind. Ich habe sie als ein sehr großes Gut für sie angesehen, ich habe Gott dafür gedankt, und ihn gebethen, sie ihnen ferner als eine sehr große Gnade, so wohl für ihre Person, als auch für ihr Haus, zu erzeigen. Was unsere Postulantinn anbetrifft, so ist sie in Gottes Händen, der es mit ihr machen wird, wie er es für gut befindet. In ihren Briefen finde ich weiter nichts gutes, als daß ich nichts böses darinnen wahrneh-me, und diese Befreyung vom Bösen scheint mir ein ziemlich großes Gut zu seyn. Es ist nicht zu verwundern, daß eine Person, die niemals etwas

ge-

gesehen, die mit der Welt keinen Umgang gehabt, und die in ihrem Leben etwan nur vier oder fünf Briefe, und noch dazu Kinderbriefe geschrieben, keine sonderliche Einfälle hat; es gehört aber Beurtheilung dazu, um unzählige Dinge, die einem einfallen, zu entfernen, und zur Unzeit nicht zu viel zu reden. Ich gestehe es ihnen, Madame, daß ich mit dem Zustaede dieser armen Postulantinnen viel Mitleiden habe, so dunkel und versteckt kömmt er mir vor. Man weis nicht, was in ihnen wirkt, oder was in ihnen herrscht, ob Gott oder die Eigenliebe. Einige machen es um so viel schlimmer, je besser sie es zu machen scheinen, weil ihre Regelmäßigkeit nur die Wirkung eines starken Eindrucks ist, den das menschliche Verlangen seinen Zweck zu erreichen in sie macht. Ihr Zustand ist ein Zustand der Furcht und des Verlangens; aber diese Furcht ist entweder von Gott, oder von Menschen, und eben so ist es auch mit dem Verlangen; und man weis nicht, welches von beyden die Oberhand hat. Man kann in einem Kloster keusch und rein seyn; aber hernach will man weiter kommen, man will die Schande eines Ausganges vermeiden, und es mengen und mischen sich alle menschliche Bewegungsgründe unter die wahren, die im Herzen allein wirken sollten.

Wie soll man sich bey diesen Finsternissen verhalten, und wie kann man alle diese Winkel und krumme Gänge des menschlichen Herzens entde-

cken! Wie werden es die Superiorinnen und Aufseherinnen der Novizen thun können? Man muß also glauban, daß Gott vieles dabey entschuldigt, und daß er zufrieden ist, wenn diejenigen, die davon urtheilen sollen, aufrichtig handeln, sich von ganzem Herzen zu ihm wenden, und ihn unaufhörlich bitten, sie zu reinigen, zu erleuchten, und von allen ihren vorgefaßten Meynungen zu befreyen; wenn sie bey dem Urtheile, welches sie über den Verstand, die Handlungen und die Absichten der Postulantinn fällen, zurückhaltend sind; wenn sie wenig zu errathen suchen, und mit ihrem Verdachte nicht weiter gehen, als bis zu dem, was klar und deutlich ist. Außer dem soll man, meiner Meynung nach, besonders die wesentlichen Dinge untersuchen, als den Ursprung des Berufs, welcher entweder ein Verlangen, sich nach einem unschuldigen Leben Gott zu widmen, oder ein Verlangen, nach einer wahren Bekehrung Buße zu thun, seyn soll. Man muß untersuchen, ob diese Absicht fest und unveränlich ist, denn das ist das Kennzeichen eines göttlichen Berufs; ob die Person im Grunde redlich und aufrichtig handelt, weil man sich auf arglistige Leute, die sich verstellen, gar nicht verlassen kann; ob sie demüthig und biegsam sind, weil man sich vor den hartnäckigen und eigensinnigen Köpfen gar sehr zu fürchten hat; und ob sie Vernunft haben, denn nach dieser richten sie sich. Die Furcht währt nur eine Zeit lang, und die mehre-

sten andern Bewegungsgründe, nach welchen man zu gewissen Zeiten handelt, werden schwach und verschwinden hernach ganz; aber die gesunde Vernunft ist ein beständiger Grund. Meines Erachtens muß man bey dieser Untersuchung auch noch gar sehr darauf sehen, ob gewisse Fehler nicht da sind. Vor den unruhigen, kühnen und listigen Köpfen, die ihre Absicht zu erreichen suchen; vor den leichtsinnigen Gemüthern, die nichts gesetztes und festes haben, und vor den melancholischen und schwarzen Seelen soll man sich gar sehr fürchten. Wenn man aber an jemanden wahrnimmt, daß er diese wesentlichen Tugenden besitzt, und von diesen Hauptfehlern frey ist; so richtet man sich, meines Erachtens, nach der göttlichen Ordnung und den mittelmäßigen Einsichten, mit welchen man, seinem Willen zu Folge, in diesem Leben zufrieden seyn soll, wenn man ihnen günstig ist, und auf die übrigen Fehler, welche Gott den Seelen aus verschiedenen Absichten läßt, wenig Acht hat. Diese Fehler gehören zu der Art und Weise, wie sie Gott führt, und man kann sagen, daß sie sie gewissermaßen nöthig haben, um sie so wohl vor andern, als auch vor sich selbst, zu verbergen. Der größte Schatz der Seelen ist die Demuth; indessen erhält sie Gott in den Seelen fast nicht fast anders, als durch die Erniedrigung, zu welcher sie durch die Betrachtung ihrer Fehler gelangen. Ich weis nicht, warum ich dieses alles gesagt habe, da sie keine Aufseherinn der No-

vizen sind, und ich, wenn sie es wären, es zu sagen nicht würde gewagt haben. Da ich sie aber wegen meines Stillschweigens befriedigen muß; so habe ich mich hinreissen lassen, ohne Ueberlegung in den Tag hinein zu schwatzen. Sie werden frey davon seyn, wenn sie dieses Stück meines Briefes nicht lesen.

XXVII. Brief.

An eine Novize.

Daß sie ihre Fehler nicht muthlos machen, sondern ermuntern sollen, mit einem immer neuen Eifer auf den einmal betretenen Wege fortzugehen.

Sie, meine geliebte Schwester, können vollkommen überzeugt seyn, daß ich an dem glücklichen Fortgange ihres Vorhabens, sich Gott in dem heiligen Kloster, in welches er sie geführt hat, zu widmen, eben so viel Antheil nehme, als ich an demjenigen genommen habe, das ihre Mademoiselle Schwester zu ihrer Zeit blicken ließ, welches aber nicht gelungen ist.

Ich freue mich auch, daß, in Ansehung ihrer, alles eine günstigere Wendung, als für jene, bekommen hat, ohne wider sie etwas daraus zu

fol-

folgen. Gott hat in Ansehung der Seelen seine Absichten, von welchen man nicht urtheilen darf, und die man nur vermittelst des Ausganges einsieht. Es soll also ein jeder nur darauf bedacht seyn, daß er auf dem Wege, den er ihm durch seine Vorsehung zeigt, treulich fortgehen möge. Der ihrige, meine geliebte Schwester, ist desto glücklicher, weil er klar und deutlich ist. Denn sie dürfen nur auf ihrem Wege herzhaft fortgehen, und Gott unaufhörlich dafür danken, daß er sie denselben betreten lassen, indem er ihre Frau Abtissinn, und alle diejenigen, von welchen sie abhängen, so viel Liebe und Geduld mit ihnen haben läßt. Da sie noch immer Fehler begehen, und die Mängel und Gebrechen, worüber sie sich beklagen, nicht ganz ablegen können; so soll sie dieses antreiben, sich zu demüthigen, aber niemals den Muth sinken zu lassen. Es ist ein Grundsatz, den jedermann zugiebt, daß man in einem jeden Stande des christlichen Lebens, es sey, welcher es wolle, allzeit wachsen müsse, welches aber nicht anders geschieht, als wenn man anfängt, Gott zu dienen.

Man muß also auch immer anfangen, sein Gebeth mit zuversichtlichem Vertrauen zu ihm abzuschicken, und ihn um die Befreyung von seinem Elende zu bitten. Man wundert sich aber nicht darüber, daß die Anfänger nicht vollkommen sind. Wer gestehen muß, daß er seine Sache heute nicht gut gemacht hat, soll hoffen, daß er es morgen

besser machen werde, und mit aller Gelassenheit und Treue darnach streben, ohne, bis an seinen Tod, jemals müde werden, wenn ihm auch Gott die Wirkung seines Gebeths nicht eher, als bis zu dieser Zeit, empfinden liesse. Es trägt sich auch so gar oftmals zu, daß, wenn es scheint, als ob er uns das, warum wir ihn bitten, versage, er uns etwas bessers giebt, indem er die Fehler und Schwachheiten, von welchen wir gern befreyt seyn möchten, braucht, uns in der Erkenntniß unserer Schwachheit und Nichtigkeit wachsen zu lassen.

Diese häufigen Fehler sollen so gar denen, die sie begehen, dazu dienen, daß sie Gott desto mehr dafür danken, daß er sie von der Welt abgezogen, und es sie besser einsehen lassen, wie nöthig sie es haben, ihr Leben in einem Kloster zuzubringen. Denn wenn man an einem Orte, wo alles zum Guten antreibt, und wo man uns gewissermassen auf den Händen trägt, so viele Fehler begeht; wie würde man sich in der Welt erhalten können, wo man durch alles, was man in derselben sieht, gar sehr zum Bösen angetrieben wird? Wenn man auf einem ebenen und gebahnten Wege kaum fortkommen kann, wie würde man auf rauhen oder schlipfrigen Wegen fortkommen können. Das Kloster ist ein Zufluchtsort, der schwache Personen aufnimmt, indem er sie durch die Absonderung von der Welt vor grossen Versuchungen in Sicherheit setzt. Da hingegen aber die Welt ein

Land

Land ist, wo die Versuchungen häufiger und heftiger, der Beystand sehr selten und schwach, und die Fälle groß und gefährlich sind; so können sich nur diejenigen, die sehr stark und tugendhaft sind, in derselben erhalten. Je mehr man also durch die Empfindung seiner Schwachheit und Ohnmacht einsieht, wie weit man von dieser Standhaftigkeit und dieser starken Tugend entfernt ist, ein desto größeres Verlangen soll man nach der Sicherheit eines heiligen Aufenthaltes haben, der uns von den Gefährlichkeiten der Welt befreyt. Das ist vielleicht der Nutzen, den sie nach Gottes Willen, davon haben sollen, worauf er ihnen das, warum sie ihn bitten, gewähren wird, und welches er ihnen bishero nur deswegen zu geben verzogen hat, damit sie besser einsehen mögen, wie nöthig sie den Stand, nach welchen sie streben, haben.

Das ist es, meine geliebte Schwester, was ich ihnen wünsche, und für sie als eine Fortsetzung des Segens hoffe, der Gott über ihre Familie in reichem Maaße ausgebreitet hat. Die Tugend ist kein Erbgut, weil sie bloß von der Barmherzigkeit Gottes abhängt. Er giebt sie indessen oftmals den Kindern, in Betrachtung ihrer Aeltern. Es ist dieses wenigstens ein ganz besonderer Bewegungsgrund für die Töchter, der Tugend nachzufolgen, welche ihnen ihre Mutter einzuflößen gesucht haben. Ich bin ꝛc.

XXVIII. Brief

XXVIII. Brief.

Von ihrem Ordensgelübde.

An dieselbe.

Ich schätze sie, meine geliebte Schwester; wegen der Gnade, die ihnen Gott dadurch erwiesen, daß sie in dem heiligen Hause, das sie aufgenommen, ihm sind gewidmet worden, so glücklich, daß ich mich selbst wegen des Antheils glücklich schätze, den ich wegen meiner Wünsche, und wegen der Freude, die ich deswegen bey mir empfunden, daran gehabt habe. Denn man freut sich niemals aufrichtig über das Glück eines andern, ohne Theil daran zu haben. Und da ich an allen Folgen ihres Standes denselben Antheil nehme; so kann ich mich nicht enthalten, mit ihnen davon zu reden, um, wenn es möglich wäre, die Vorstellung und Empfindung, welche sie von dieser Gnade haben sollen, zu vermehren.

Alles ist in der Welt klein, meine geliebte Schwester, weil die grösten Güter, die man in derselben besitzen kann, gemeiniglich große Versuchungen sind, die auf nichts anders hinaus laufen, als die Menschen auf eine falsche Art glücklich, und in der That elend zu machen. Wenn man die Güter liebt; so sind sie ein Gift, das uns tödtet.

Und

Und wenn man sie nicht liebt; so sind sie schwere Bürden, die uns zu Boden drücken. Aber das Gut, welches sie von Gott bekommen haben, ist nicht von der Art. Je mehr sie es lieben werden, desto mehrere Erleichterung wird es ihnen verschaffen, und desto mehr wird es sie stärken. Es ist ihnen erlaubt gewesen, seine Erlangung zu wünschen; und nachdem sie es erlangt haben, so können sie Gott nicht genugsam dafür danken. Sie können also mit dem königlichen Propheten sagen: Ich habe den Herrn um eins gebethen, und ich werde niemals aufhören, darnach zu trachten; nämlich alle Tage meines Lebens in dem Hause des Herrn zu bleiben. Ps. 26, 4. Wenn sie auch die Größe und den Umfang dieses Gutes recht einsehen; so kann es für sie die Quelle und der Grund eines jeden Gutes seyn. Sie, meine Schwester, werden so gar in ihrem abgelegten Gelübde starke Bewegungsgründe finden, Gott um alle Gnaden, die sie in der folgenden Zeit ihres Lebens werden nöthig haben, zu bitten, und sie von ihm zu erlangen; denn Gott theilt seine Gaben auf eine ganz andere Art, als die Menschen, aus. Man muß den Menschen etwas von dem seinigen bringen, wenn man ihre Gunst und Gewogenheit erlangen will; aber, um Gottes Gunstbezeugungen zu erlangen, ist es genug, ihn an die Barmherzigkeit denken zu lassen, die er uns schon erwiesen hat. Die Gnadenbezeigungen, die wir schon erhalten haben,

sind der größte Grund, den wir haben können, neue von ihm zu hoffen. Er befreyt uns, weil er uns schon befreyt hat; und er gesteht uns eine vollkommene Befreyung zu, weil er uns eine angefangene zugestanden hat. Und so ist die erste Barmherzigkeit eine Quelle aller übrigen, wenn wir nur den Lauf der göttlichen Gnaden durch unsere Vergessenheit und Undankbarkeit nicht unterbrechen.

Eben so werden sie in diesem Gelübde einen mächtigen Schutz finden, alle und jede Versuchung zu überwinden; denn alle halten der Seele weltliche Gegenstände vor, um sie anzutreiben, ein Verlangen darnach zu haben. Es darf also eine Nonne, die ihr Gelübde gethan hat, um sie zu überwinden, nur daran denken, daß sie ihnen vermöge ihres Gelübdes entsagt hat, und daß es sich für sie gar nicht schicken würde, das wieder zurückzunehmen, was sie Gott gegeben und geopfert hat. Wenn man auch gleich Gott alles, was in der Welt ist, gäbe; so würde man ihm doch nichts geben, weil die Welt nichts ist. Wenn man gleich allem, was in der Welt ist, entsagte; so würde man doch nur einem wirklichen Elende entsagen. Es sollen also diejenigen, welche, wie sie, eigentlich nichts entsagt und alles bekommen haben, um so viel mehr einen sehr großen Abscheu davor haben, sich zur Liebe und zum Verlangen irgend einer von den Sachen verleiten

zu

zu lassen, die sie Gott aufzuopfern würden gewünscht haben, wenn sie sie gehabt hätten.

Das Gelübde ist noch überdieses für eine jede Nonne eine lebendige Regel und ein helles Licht, das ihr alle ihre Pflichten bekannt macht, und ihr anzeigt, wie sie alle ihre Schritte und Tritte einrichten soll; weil ihr ganzes Leben und alle ihre Beschäftigungen gewissermaßen nichts anders sind, als die Fortsetzung oder Erneuerung ihres Gelübdes. Sie hat feyerlich versprochen, an der Aenderung ihrer Sitten zu arbeiten, welches alle Handlungen der Erniedrigung und Buße in sich faßt, die sie in ihrem ganzen Leben verrichten kann. Wenn sie sie also wirklich verrichtet; so thut sie weiter nichts, als daß sie ihr Gelübde fortsetzt und vollstreckt; und Gott, der diese Gemüthsverfassung an ihr wahrnimmt, sieht alle ihre Handlungen nicht anders an, als ob sie sich selbst beständig Gott wiedmete, welches um so viel wirklicher geschieht, weil es nicht nur durch Worte, sondern Handlungen an den Tag gelegt wird.

Endlich ist, meine geliebteste Schwester, auch dieses noch einer von den Nutzen und Vortheilen ihres Gelübdes, daß, indem es ihnen viel neues verschafft, es ihnen keinen von denen, die sie schon haben, raubt. Sie sind nun eine Nonne, die ihr Gelübde abgelegt hat, ohne einen von den Vortheilen des Noviciats zu verlieren. Denn der Stand einer Nonne, die ihr Gelübde abgelegt hat, soll die Vollkommenheit und nicht die Aufhö-

rung dieses Standes seyn; oder er soll vielmehr der Anfang eines Noviciats seyn, das nicht eher, als mit dem Leben aufhört, und dessen Annehmung nur im Himmel geschieht. Denn der Stand einer Nonne, die ihr Gelübd abgelegt hat, verbindet nur desto mehr zu einem genauern Gehorsam gegen diejenige, welche die Aufsicht über sie hat; zu einer vollkommnern Offenherzigkeit gegen sie, und zu einer treulichern Beobachtung aller ihrer Pflichten. Der einzige Unterschied, der dabey seyn soll, besteht darinnen, daß bey dem ersten Noviciate mehr Furcht ist, weil man immer zu besorgen hat, man möchte nicht für würdig gehalten werden, das Gelübde abzulegen; da hingegen bey diesem andern Noviciate, das auf die Ablegung des Gelübdes folgt, und welches so lange, als das Leben, dauern soll, weniger Furcht, aber mehr Dankbarkeit und mehrere Merkmaale der Liebe und des Vertrauens seyn sollen. Das ist es, meine Schwester, was der Anfang und die ganze Folge ihres Berufs diejenigen von ihnen hoffen lassen, welche, wie ich, an allem, was ihnen begegnen wird, Theil nehmen werden. Ich schätze die Liebe und Neigung sehr hoch, die ich sie mir bey ihrem Gebethe zu erzeigen bitte. Ich bin, ꝛc.

XXIX. Brief

XXIX. Brief.

Wie vortrefflich und belohnenswürdig die Liebe ist, die man gegen diejenigen ausübt, welche man zum Kloſterleben bildet.

An eine Aufſeherinn der Novizen.

Die Gütigkeit, die ſie, Madame, der Schweſter Benedicta erzeigt haben, hat alſo ein glückliches Ende erreicht, und iſt mit dem herrlichſten Erfolge, den ſie haben konnte, nämlich mit der Ablegung ihres Gelübdes, belohnt worden. Ich ſage belohnt. Denn ob es gleich ſcheint, als ob ſie allen Nutzen davon hätte, und ſo wohl ihnen, als auch ihrer ganzen Familie, und allen denen, die ſich, wie ich, alles deſſen, was ſie angenehmen, einen ewigen Dank ſchuldig wäre; ſo muß man doch nicht glauben, daß Werke der Liebe, wie dieſe iſt, und einer vortrefflichen Liebe, die gerade auf die Seligkeit abzielt, unbelohnt bleiben könne. Gott iſt ein ſo guter Herr, daß man ihm niemals umſonſt dient. Wenn er denen eine Belohnung verheißt, die einem von den Kleinen, die an ihn glauben, ein Glas kaltes Waſſer geben, was wird er nicht für diejenigen thun, die dieſen zarten Seelen das Waſſer, welches ins ewige Leben ſpringt, in reichem Maße gegeben, und ſie in ihrer geiſtlichen Kindheit mit dem Brode ſeines Worts, um Jeſum Chriſtum in ihnen wachſen zu laſſen, geſpeißt haben?

In einem gewissen Psalm heißt es, man werde für die Erfüllung seiner Gebothe eine große Belohnung bekommen: *In custodiendis illis retributio multa.* Ps. 18, 12. Warum sollte man also nicht eine sehr große für die Erfüllung der Liebe bekommen, die sie alle in sich faßt, und besonders der besondern und den Seelen, die Gott seine Bräute nennt, eigenen Liebe, welche darinnen besteht, daß sie die Geburt seiner Kinder mit befördern hilft, und auf ihre Nahrung bedacht ist? Es ist ihnen nicht unbekannt, was hiervon in einem vortreflichen Briefe steht, welches ihnen, worüber ich ein besonderes Vergnügen habe, gefällt, indem, wie mich dünkt, nichts zu finden ist, das einen größern Begriff von der Ehre machen könne, die Gott einem Geschöpfe erweißt, wenn er sich desselben zur Heiligung seiner Auserwählten bedient, welches eigentlich das Amt der Lehrer und Prediger ist. Dieses soll sie für alle die Mühe, und sogar für die Gefährlichkeiten, die mit diesem Amte zu welchem er sie beruft, verbunden sind, ganz besonders trösten. Diese Mühe und deese Gefährlichkeiten sind bey ihnen als Geburtsschmerzen anzusehen. Aber Jesus Christus sagt uns in dem Evangelium, Joh. 16, 21. wenn eine Mutter, die große Geburtsschmerzen empfindet, ihre Kinder zur Welt gebiert; so vergißt sie so gleich hernach alle ihre Schmerzen, wegen der Freude, die sie darüber hat, daß sie sie zur Welt gebohren. Wer kann also wohl zweifeln, daß eine geistliche

Mut-

Mutter, der Gott die Gnade erzeigt, diejenigen, die er ihr anvertraut, bis zur Ablegung des Gelübdes geführt zu haben, welches ihre Geburt in dem Klosterleben ist, nicht eine ungleich größere Freude darüber bey sich verspüren solle, als die Freude leiblicher Mütter seyn kann, welche die Kinder nur zur Welt bringen, um in derselben ein elendes und schmerzenvolles Leben zu führen? Ich übergehe aber diese Freude und diesen Trost, die von der Liebe unzertrennlich sind, und betrachte an ihr nur das Verdienst, welches sie bey Gott denen, die sie ausüben, verschaffen kann. Es ist zwar nichts gefährlicher und beschwerlicher, als mit der Aufsicht und Führung anderer belästigt zu seyn; man muß aber auch gestehen, daß kein Amt und keine Verrichtung vermögender ist, alle Fehler zuzudecken, um derentwillen man in den Augen Gottes strafbar seyn kann. Denn dieses Amt ist es eigentlich, von welchem gesagt wird: Die Liebe deckt die Menge der Sünden zu; 1. Petr. 4, 8. welches nicht von der Liebe, die unmittelbar auf Gott geht, zu verstehen ist, sondern von der Liebe, die in dem Nächsten auf Gott sieht, und darinnen besteht, ihn entweder von einem bösen Wege, wenn er sich auf demselben befindet, abzuziehen, oder zu verhindern, daß er den guten nicht verläßt. Meine Brüder, spricht der heilige Jacobus, wenn sich jemand unter euch von dem Wege der Wahrheit verirrt, und es führt ihn einer wieder auf denselben zurück; so

soll er wissen, daß derjenige, der einen Sünder bekehren, und ihn von seinem Irrwege abziehen wird, eine Seele vom Tode erretten, und die Menge seiner Sünden zudecken wird. Jac. 5, 19. 20. Nun ist es, wie ich schon gesagt habe, ganz einerley, einen Gerechten abzuhalten, daß er nicht stirbt, und einem Todten das Leben wiederzugeben; eine Seele vor der Verwirrung zu bewahren, und sie, wenn sie sich verirrt hat, wieder auf den rechten Weg zurückzuführen. Man erretet also, auf die eine und die andere Art, so wohl seine, als auch anderer ihre Seele, und deckt so wohl die Sünden dieser Seele, als auch seine eigenen, zu; weil die göttliche Güte diese beyden Dinge nicht von einander trennt.

Erlauben sie mir, Madame, dieses wenige zu einer Abhandlung hinzuzusetzen, die sie gesehen haben, und welcher es zum größten Ruhme gereicht, daß sie zu erkennen gegeben, sie gefiele ihnen ganz wohl. Ich habe indessen noch eine andere geheime Absicht dabey. Ich will ihnen nämlich einen Bewegungsgrund vorlegen, auf welchen sie bey der Fortsetzung der Liebe, die sie der Schwester Benedicte erzeigen, Rücksicht nehmen sollen; Sie soll bey der Ablegung ihres Gelübdes nicht aufhören, und ich habe geglaubt, ich müsse ihr sagen, es solle dieses für sie nur der Anfang eines andern Noviziats seyn, das eben so lange, als ihr Leben, währen, und nicht eher, als mit ihrem Tode, aufhören solle. Vermöge der Einrich-

tung

tung ihres Hauses sollen die ersten Jahre desselben noch unter ihrer Aufsicht zugebracht werden, und, die Wahrheit zu sagen, ich wollte wünschen, daß sie niemals aus derselben käme. Es wird dieses für sie eine Fortsetzung der Mühe und Beschwerlichkeiten seyn; aber diese Stelle des heiligen Apostels Jakobus sagt ihnen zu gleicher Zeit, daß es eine Fortsetzung der Aernte und Einsammlung für die Ewigkeit ist. Gott hat gewollt, daß die Seelen langsam fortschreiten, und lange in einer Art geistlicher Kindheit bleiben sollen, in welcher sie Unterstützung nöthig haben; um denen, welchen er dieses Amt anvertrauet, Gelegenheit zu geben, die lange Geduld auszuüben, welche nöthig ist, wenn die besten Aecker Früchte tragen sollen; denn sie bringt sie nur, wie das Evangelium sagt, durch die Geduld hervor. *Et fructum afferunt in patientia.* Luk. 8, 15.

Darum sagt auch noch der heilige Paulus, Gott bereite das ewige Leben denen vor, welche nicht nur nach guten Werken trachteten; sondern nach solchen, die mit Geduld verrichtet würden, *secundum patientiam boni operis.* Röm. 2, 7. Es ist also nicht nur ein Nutzen und Vortheil für die Schwester Benedikte, länger unter ihrer Aufsicht zu stehen; sondern es ist auch einer für sie, weil es ihnen Gelegenheit giebt, ihre Liebe mit einer langen Geduld gegen sie auszuüben. Gott, welcher ewig ist, liebt eigentlich eine Liebe nicht, die nur von kurzer Dauer ist. Und wenn die Be-

schaffenheit dieses Lebens nicht erlaubt, daß ihre Ausübung von langer Dauer ist; so liebt er doch die Beharrung und Geduld dabey, *patientiam boni operis*, und er verlangt bey derselben so gar eine Art von Ewigkeit in der Beschaffenheit des Herzens, weil wir bereit seyn sollen, die Liebe ohne alle Einschränkung gegen die Seelen, die uns Gott einmal anvertraut hat, auszuüben. Wissen sie wohl, Madame, daß ich, ausser allen diesen Ursachen, ihnen dieses auch noch aus einer geheimen eigennützigen Absicht sage; es soll sich nämlich die Fortsetzung der Liebe auf alle diejenigen erstrecken, mit welchen wir, bey der Verrichtung eines guten Werkes, in einiger Verbindung gestanden haben. Da nun Gott gewollt hat, daß ich bey Gelegenheit der beyden Personen, denen sie Liebe erzeigt haben, ich meyne die Schwester Marianne und die Schwester Benedikte, die Ehre gehabt, ihnen bekannt zu werden; so behaupte ich, daß sie verbunden sind, sich meiner bey ihrem Gebethe allzeit zu erinnern. Es hindert mich indessen dieses nicht, sie darum, als um eine Gnade, zu bitten, die mich zu einer sehr aufrichtigen Dankbarkeit verbinden wird, und allzeit mit Ehrerbiethung zu seyn ꝛc.

XXX. Brief.

XXX. Brief.

Ueber eine Postulantinn.

Man muß vielmehr nach den Handlungen, als nach den Worten, von ihr urtheilen. Von der Lebhaftigkeit des Geistes, oder Verstandes.

Eine Postulantinn, der sie, Madame, aus Liebe allerley gute Dienste erweisen, ist eine Person, wie sie sind, ein Land, das sehr viel geistliche Früchte trägt. In der Welt tragen die Felder des Jahres höchstens nur zwey, oder dreymal; aber sie wissen es so einzurichten, daß sie auf diesem täglich neue Aernten für das zukünftige Leben halten können. Und das beßte ist hierbey für sie dieses, daß, das Vorhaben der Postulantinn mag einen Erfolg haben, welchen es will, der Schatz, den sie sich durch diese Liebeswerke sammeln, dadurch nicht vermindert wird.

Indessen hat man Ursache zu glauben, daß ihre Gütigkeit bey der Postulantinn selbst nicht ohne Nutzen seyn wird, und daß ihr Verstand, der sich noch nicht entwickelt hat, sich hinlänglich entwickeln wird, um diejenigen, welche davon urtheilen sollen, untrügliche Merkmaale des Berufs

an

an ihr wahrnehmen zu lassen. Ich hoffe es um so viel mehr, weil nichts klüger und gegründeter ist, als die Regel, die, wie sie sagen, eine Aufseherinn der Novizen hat, um von ihren Postulanten zu urtheilen, und welche darinnen besteht, mehr auf ihre Handlungen, als auf ihre Worte, zu sehen. Die Worte sind in der That nur die Ausdrücke des Verstandes; aber die Handlungen sind die Sprache des Herzens. Es ist nichts so leicht, als eingebildete und sich nur vorgestellte Bewegungen, mit empfundenen und erfahrenen Bewegungen zu vermengen, und hernach andere und auch sich selbst zu bereden, man habe Empfindungen wirklich im Herzen, woran man die Vorstellung auf der Oberfläche seines Verstandes wahrnimmt. Das soll man bey Postulanten nicht suchen, und hiernach soll man auch nicht von ihnen urtheilen. Das unterstützt sie bey der Fortsetzung des Klosterlebens nicht. Alles, was nur Rede und Einbildung ist, vergeht und verschwindet, und verschaft der Seele weder Stärke, noch Festigkeit. Nur was in dem Innersten des Herzens ist, ist etwas gegründetes und wirkliches, und man kann es nur durch die Handlungen am sichersten wahrnehmen und beurtheilen. Und man muß auch noch, bey den Handlungen, diejenigen, welche Wirkungen kurzer und ungegründeter Bewegungen, von welchen die Einbildungskraft gerührt wird, seyn können, von denen unterscheiden, die

von

von einer wirklichen, einförmigen und bleibenden Gesinnung herkommen.

Ich für meine Person werde allemal eine gewisse Langsamkeit des Verstandes, wenn sie nur mit Beurtheilung verbunden ist, der großen Lebhaftigkeit vorziehen; weil sich der Verstand bey denen, die urtheilen können, zu seiner Zeit findet. Aber diejenigen, die so viel Verstand besitzen, begehen beträchtliche Fehler, ehe ihr Feuer durch die reife Beurtheilungskraft und die gegründete Tugend gemäßigt wird. Es würde zwar noch besser seyn, alles beydes, nämlich die Lebhaftigkeit und die Beurtheilungskraft, zusammen zu haben, und ich kenne solche Personen, die auch ihnen nicht unbekannt sind; aber diese Eigenschaften werden bey wenigen vereinigt angetroffen. Den mehresten ist nur die eine oder die andere zu Theile geworden. Und in diesem Falle ist es meines Erachtens gut, mit dem heiligen Paulus zu sagen, man muß die bessern Gaben vorziehen: *Æmulamini charismata meliora.* 1. Cor. 12, 31.

XXXI.

XXXI. Brief.

Alle Menschen handeln nach ihrer Gemüthsart oder Laune, und begehen Fehler. Die Heiligen unterscheiden sich von ihnen dadurch, daß sie sie einsehen, und sich zu Nutze machen. Von verborgenen Sünden.

An Mademoiselle. ***

Wenn ihnen, Mademoiselle, eine gewisse Verhaltungsregel der Menschen überhaupt, und besonders der andächtigen Jungfrauen, welche man Phantasie und laune oder Humor nennt, recht bekannt wäre; so würden sie sich über die Zurückhaltung der Schwester B. *** nicht so sehr wundern. Man darf bey dergleichen Dingen nicht weiter zurückgehen, oder mehr philosophiren, als daß es ihr nicht gelegen war, ihnen ihr Geheimniß zu sagen; sie hätte es auch mir selbst nicht gesagt, und ich würde mich nicht darüber gewundert haben. Sie hat Wunder geglaubt, was sie thut, wenn sie es vor ihnen verhölt; Gott gebe nur, daß sie an ihrer Zurückhaltung kein Wohlgefallen gehabt hat. Man muß solche kleine Phantasien übersehen, denn es hat ein jeder die seinigen; und alles, was man davon sagen soll, besteht darinnen, daß ihnen vielleicht

auch

auch so etwas begegnen kann, welches andern Gelegenheit giebt, eben die Anmerkungen zu machen, welche sie über sie zu machen Ursache gehabt haben.

Die Menschen unterscheiden sich durch ihre Fehler oder Schwachheiten nicht von einander; sie haben bey nahe dieselben an sich, wenn sie einiges Verlangen, Gott zu dienen, bey sich verspüren. Darinnen sind sie aber von einander unterschieden, daß sie die einen einsehen und sich zu Nutze machen, die andern aber sie nicht kennen, und keinen Nutzen davon haben. Ich habe oftmals gedacht und gesagt, eins der größten Geheimnisse des christlichen Lebens bestehe darinnen, recht irren und recht schwach seyn zu wissen; das heißt sich das eine und das andere zu Nutze zu machen zu wissen, an statt sich deswegen zu beunruhigen, den Muth sinken zu lassen, ungeduldig zu werden, und sich vor Gott oder vor den Menschen deswegen zu rechtfertigen. Die Erkenntniß unserer Schwachheit ist uns oftmals weit nützlicher, als alles, was uns auf die Gedanken bringt, wir besäßen einige Stärke, Tugend und Einsicht, welches uns dadurch unvermerkt an uns selbst heftet.

Als ich vor einiger Zeit hier mit einem gewissen Beamten sprach, der zwar, was zu seinem Amte gehörte, sehr gut verstund, aber in der christlichen Sittenlehre nicht gar zu erfahren war, und welcher glaubte, man wisse alles vermittelst

der

der bloßen Einsicht des natürlichen Verstandes; so sagte ich ziemlich hitzig zu ihm, ich könnte ihm wohl hundert Todtsünden zeigen, von welchen er niemals hätte reden hören, und die ihm gar nicht bekannt wären. Es war ein rechtschaffener Mann, mit welchem ich, seines obrigkeitlichen Amtes ungeachtet, so reden konnte. Dieses brachte mich auf die Gedanken, eine Abhandlung von den unbekannten Todtsünden zu verfertigen. Als ich aber hernach in dem Tagebuch der Gelehrten fand, daß mir jemand mit einem Buche zuvorgekommen war, das fast denselben Titel führte, und bey Angot und Debats war gedruckt worden; so ließ ich dieses Buch kommen, un es zu lesen. Ich habe aber gefunden, daß es nichts sonderliches ist, oder daß es vielmehr eine gute Absicht ist, die aber schlecht ausgeführt worden. Es wird nur in demselben von den Sünden der Stände gehandelt. Es giebt allgemeine, die in allen Ständen angetroffen werden, und welche weit verborgener sind, als die besondern. Es erschöpft also dieses Buch meine Gedanken gar nicht. Aber meine Gedanken werden so bald nicht ans Licht kommen, und wahrscheinlicher Weise wohl gar zurückbleiben; denn was auf viele Jahre verschoben wird, wird gemeiniglich bis auf die Ewigkeit verschoben, weil unser Leben nicht bis zu diesen langen Jahren reicht.

XXXII. Brief.

XXXII. Brief.

Das christliche Leben besteht im leiden, oder zugleich mit den Leidenden Mitleiden zu haben.

An dieselbe.

Es ist eine wunderbare Sache, Mademoiselle, in Ansehung meiner genöthigt zu seyn, dieses Jahr mit sehr großen Beschwerlichkeiten zu beschließen, und in Ansehung ihrer, mit denselben ein neues anzufangen, ob ihnen gleich ihre Liebe einen andern Namen beylegt. Indessen muß ich ihnen sagen, wir würden, um dieses Jahr anzufangen, alle beyde glücklich seyn, wenn wir sie recht vermutheten und wenn wir recht überzeugt wären, daß wir in der Kirche als Christen nur sind gebohren worden, um in derselben zu leiden, und an dem, was andere leiden, Theil zu nehmen. Das ist der Sinn dieser Worte des heiligen Paulus: *In hoc positi sumus*; das heißt, hierzu sind wir bestimmt. Und der heilige Augustinus schränkt oftmals dasjenige, was uns Christus, als er Mensch geworden, gelehrt hat, auf folgende zwo Lehren ein, die Ergötzlichkeiten und Freuden der Welt zu verachten, und ihre Uebel und Widerwärtigkeiten gern und willig zu leiden. Nun

sind bey dem, was zu leiden ist, diejenigen ohne Zweifel die glücklichsten, welche leiden, indem sie dem Nächsten helfen und beystehen, weil man zu gleicher Zeit die Liebe und Geduld ausübt, und damit den Dank gegen Gott dafür verbinden kann, daß er uns von dem besondern Elende, bey welchem wir andern helfen und beystehen, befreyet hat.

XXXIII. Brief.

Gelehrte junge Frauenzimmer. Art und Weise die lateinische Sprache zu lernen,

An dieselbe.

Ich befürchte gar sehr, Mademoiselle, man werde mit ihnen nicht mehr auskommen können, wenn sie werden eine Gelehrte geworden seyn. Denn die Gelehrsamkeit ist in dem Kopfe eines jungen Frauenzimmers eine wunderbare Sache. Indessen wollte ich doch nicht gern, daß sie den Muth sinken ließen, und ich sage ihnen vielmehr, wenn sie in diesem Stücke ihren Zweck erreichen wollen; so müssen sie sich im Anfange etwas sehr angreifen, und es dahin zu bringen suchen, daß sie ihren Lehrmeister, so bald als möglich entbehren können; und ich halte dieses für eine eben nicht gar

zu

zu schwere Sache. Da sie schon declíniren und conjugiren können; so dürfen sie ihren Anführer nur bitten, sie so gleich in die Sache hinein zu führen, nachdem sie nur sieben oder acht Regeln des Syntax gelernt haben. Machen sie mit dem Evangelium des heiligen Matthäus den Anfang, und nehmen sie das französische neue Testament dazu, um es mit dem lateinischen zu vergleichen.

Sie müssen sich die Ordnung oder vielmehr die Unordnung des lateinischen in den Kopf zu bringen suchen, das heißt, den Unterschied, der zwischen der Stellung oder Setzung der lateinischen Worte und der Stellung oder Setzung der französischen Worte, wahrgenommen wird. Wir folgen der natürlichen Ordnung; was aber die Lateiner anbetrifft, so binden sie sich an keine Ordnung.

Wenn ich z. B. im französischen sagen will: Der König hat Friede mit dem Papste gemacht; so muß ich es in dieser Ordnung sagen. Aber im lateinischen wird man sagen können: Mit dem Papste hat der König Friede gemacht; oder Friede mit dem Papste hat der König gemacht; oder Friede hat mit dem Papste der König gemacht; so daß man den Verstand gewöhnen muß, sich denselben Gedanken zu bilden, und sich bey diesen verschiedenen Einrichtungen und Ordnungen der Wörter denselben Verstand vorzustellen.

Wenn sie sich nun an diese Unordnung gewöhnen wollen; so müssen sie, wenn sie einmal drey

oder vier Seiten des lateinischen Evangeliums recht verstanden haben, sie oftmals wieder durchlesen, und sich gewöhnen, dem Sinne mit den Gedanken zu folgen. Es steht zwar das Latein des Evangeliums fast in der natürlichen Ordnung, weil es einfach und ungekünstelt ist, es wird ihnen aber im Anfange um so viel leichter werden.

Wenn sie eine Uebersetzung haben; so verlangen sie nicht, im lateinischen alle französischen Wörter Wort für Wort zu finden. Thun sie aber oftmals diese Frage an sich: Warum bedeuten diese französischen Wörter ebendiese lateinischen? so werden sie alsdenn finden, daß man bisweilen fast eben so übersetzt, und von den Worten abgeht, um den Sinn besser einsehen zu lassen. Aber die Anfänger sollen sich zuvörderst bemühen, den eigentlichen und buchstäblichen Sinn aller Wörter zu fassen. Und wenn sie ihn recht gefaßt haben; so sehen sie gar leicht ein, warum dieser Sinn durch die Worte, die man gebraucht hat, ist ausgedruckt worden.

Unterscheiden sie unter den lateinischen Wörtern diejenigen, die sich durch einige französische, die davon herkommen, errathen lassen, von denen, die ganz und gar von dem Französischen abweichen. Und damit sie diese letztern desto besser behalten mögen; so geben sie sich die Mühe, sie aufzuschreiben, und das aufgeschriebene wieder durchzulesen.

Zu allem diesen muß man ein Wörterbuch haben, und sich gewöhnen, in demselben zu suchen und nachzuschlagen.

XXXIV. Brief.

Von der Glückseligkeit derer, die sich ganz von der Welt losgerissen haben.

An dieselbe.

Es ist zu dieser Zeit gewöhnlich, Mademoiselle, denen, die man lieb hat, und welchen man sich verbunden zu seyn erachtet, wenigstens etwas zu wünschen; und es ist sehr billig, ihnen auch etwas zu wünschen, weil man auf keine andere, als auf diese Art, zu erkennen geben kann, wie sehr man ihnen verbunden ist. Ich weis nur nicht, was ich ihnen wünschen soll, weil ich ihnen nicht nur das Ziel und den Zweck aller Wünsche der Christen, welches das höchste Glück ist, sondern auch ein gewisses besonderes Mittel, das dazu führt, wünschen will. Ich weis wohl, daß, wenn sie niemand hierüber befragte, sie sich nicht lange bedenken, sondern so gleich dasjenige wünschen würden, was David in folgenden Worten wünschte: *Unam petii a Domino, hanc requiram, ut inhabitem in domo Domini omnibus diebus vitæ*

meæ: Ums eins habe ich den Herrn gebethen, und nach diesem werde ich einzig und allein trachten; nämlich in dem Hause des Herrn alle Tage meines Lebens zu wohnen. Ps. 26, 4. Indessen werde ich ihnen dieses nicht wünschen; weil, ob es gleich von Gott abhängt, es doch äusserlich nicht scheint, als ob er sie dieses Gut so bald hoffen ließe, sondern vielmehr haben wolle, daß sie es noch ferner durch ihre Liebesübungen erkaufen sollen. Ich will ihnen, Mademoiselle, etwas gegenwärtigeres wünschen, das sie zu diesem vorbereitet, das es ersetzt, und wozu keine so große Veränderung des gegenwärtigen Zustandes der Sachen erfordert wird. Und es fällt mir hierbey etwas ganz ausserordentliches ein, das aber auf etwas ganz gewöhnliches und ordentliches hinauslaufen wird.

Ich lese jetzo in gewissen Stunden die Briefe einer Heiligen dieser letzten Zeiten 1), mit welchen man mich beschenkt hat; und ob sie gleich weder griechisch noch lateinisch geschrieben sind, so halten sie doch sehr schöne und artige Sachen in sich. Nun besteht einer von den Wünschen, die sie bisweilen für gewisse Missionarien, mit welchen sie genau bekannt war, abschickte, darinnen, daß ihnen der Kopf mit einer Axt möchte gespalten werden, welches ihnen bisweilen begegnete. Ich weis nicht, ob diese guten Missionarien von ganzem

1) Die Mutter Maria de l' Incarnation, erste Superiorinn der Urseliner zu Quebec in Canada.

zem Herzen in diesen Wunsch willigten; aber die, welche ihn that, wünschte ihnen nichts, als was sie sich selbst wünschte.

Sie werden sagen, ist denn also dieses dasjenige, was sie mir wünschen? Nein, Mademoiselle, das wäre zu viel Ehre für sie; und hernach kenne ich auch niemanden, der Willens wäre, ihnen den Kopf zu zerspalten. Ich wünsche ihnen also keinen Hieb mit einer Axt, der sie aus der Welt wegnimmt; ich wünsche ihnen aber das Schwert des heiligen Geistes, und eine geistliche Axt, die sie alles von sich absondern läßt, was noch an der Welt hängt, was sie an dieselbe fesselt, und was ihnen an derselben gefällt. Denn man hängt, Mademoiselle, auf verschiedene Art an ihr, ohne daß man daran denkt. Und wenn man gar nicht an ihr hängt; so ist man an einem jeden Orte, und in einem jeden Kleide, eine Nonne.

Sie werden sprechen, alles dieses ist leicht zu wünschen und zu sagen, aber schwer auszuführen. Ich lege es ihnen auch nicht als etwas leichtes vor, und gestehe ihnen vielmehr, daß es so schwer ist, daß nur dieses wirklich schwer ist. Demjenigen, der die Welt nicht liebt, ist in der Welt alles leicht. Indessen muß man nicht unterlassen, hiernach zu trachten, und man gelangt dazu, wenn man sich der Welt so sehr, als man nur kann, beraubt. Wenn man sich nun aber derselben berauben will; so ist es, meines Erachtens, lebhaft überzeugt zu seyn, daß der Genuß der Welt nichts

ist, daß aber die Beraubung der Welt etwas gro-
ßes ist; daß das eine etwas schlechtes, geringes,
unschmackres und vergängliches ist, und nur Eckel
und Widerwillen hervorbringt, das andere aber
eine Quelle wahrer und ewiger Güter ist. Es ist
also die Welt weiter zu nichts gut, als sie zu ver-
lassen und zu vernichten, nicht aber sie zu lieben
und zu genießen. Weil es unserer guten Mutter
Eva an dieser Weltweisheit mangelte; so machte
sie sich unglücklich. Sie sah, spricht die Schrift,
daß von dem Baume der Erkenntniß des Guten
und Bösen gut zu essen war. 1. Mos. 3, 6.
Sie sollte aber wissen, daß es unendlich weit bes-
ser war, nicht davon zu essen. Und eben dieses
kann man von allen Vergnügungen und Ergötz-
lichkeiten sagen, welche die Welt anbiethen, oder
die man in derselben wünschen und verlangen
kann. Wenn die Begierde sagt, es ist gut, sie
zu genießen; so antwortet uns die Wahrheit, es
ist unendlich weit besser, sie nicht zu genießen,
und es ist unter dem einen und dem andern eben
der Unterschied, der unter der Zeit und der Ewig-
keit ist. Das ist nicht nur in Ansehung des zu-
künftigen Lebens, sondern auch in Ansehung des
gegenwärtigen wahr. Denn was für eine Frey-
heit würde nicht die Freyheit eines Menschen seyn,
der sein Vergnügen in der Beraubung der welt-
lichen Dinge suchte, weil seine Feinde nur sein
Glück würden befördern können? Es kann nicht
ein jeder die Welt genießen; es ist aber niemand

zu

zu finden, der sich ihrer nicht berauben könnte. Man kann sich nicht allemal Gesellschaften und Ergötzlichkeiten verschaffen; man kann ihnen aber allemal entsagen. Mit einem Worte, man kann nicht allemal seinen Neigungen, seinen Wünschen und seinen Willen folgen; man kann aber allemal auf seine Neigungen und Wünsche Verzicht thun, und ihnen absterben. Und die Welt ist fast allezeit gar sehr bereit und willig, uns dazu behülflich zu seyn.

XXXV. Brief

Daß es für uns gut und heilsam ist, schätzbare Personen anzutreffen, zu welchen wir keine Neigung haben.

An dieselbe.

Ich nehme es gar nicht übel, Mademoiselle, daß sie mir Zweifel vorlegen, die demjenigen gleichen, den sie in Ansehung der Mademoiselle A. *** gehabt haben, der aber, wie ich ihnen gezeigt, keinen Grund hat. Das Böse besteht nicht darinnen, seine Zweifel denen vorzulegen, die sie uns benehmen können; sondern sie denen zu sagen, in welche sie, weil sie sie uns nicht benehmen können, üble Eindrücke machen

können, und das thun sie, wie ich versichert bin, nicht. Wenn sie diese Demoiselle besser kenneten; so würden sie ohne Zweifel eine merkliche Liebe zu ihr tragen, weil sie vieles an sich hat, daß diese Liebe zuwegebringen kann; ich bin aber mit derjenigen sehr wohl zufrieden, die sie zu ihr tragen, und welche darinnen besteht, daß sie lieben, was sie liebt. Die Menschen, deren Herzen auf diese Art vereinigt sind, sind weit genauer mit einander vereinigt, als diejenigen, die heftige Leidenschaften gegen einander hegen. Tragen sie nur die allgemeine Liebe zu ihr, und fahren sie fort, wie sie, die Wahrheit und Gerechtigkeit zu lieben; so werden sie sie zur Genüge lieben.

Meines Erachtens sollten wir uns freuen, auf solche Art Personen anzutreffen, die in der That schätzbar sind, gegen welche wir aber keine Neigung bey uns verspüren; und zwar um zweyer Ursachen willen.

Die erste ist, weil uns die mehresten von unsern Neigungen und Lieben gar sehr verdächtig seyn sollen, und oftmals weiter nichts, als Neigungen der Publikanen oder Zöllner, sind: *Nonne et Publicani hoc faciunt?* Matth. 5, 46. Oftmals ist es nicht dasjenige, was die Personen in Ansehung Gottes sind, was wir an ihnen lieben; sondern was sie in Ansehung unser sind. Ihre ganze Tugend verschwindet, und wir werden unempfindlich gegen sie, wenn wir an ihnen keine Regungen

der

der Zärtlichkeit gegen uns wahrnehmen. Indessen wird uns in jener Welt keine andere Neigung angerechnet werden, als diejenige, welche die Seelen zu Jesu Christo tragen; das heißt, wenn wir an ihnen lieben, und um seinetwillen lieben, was er an ihnen liebt. Wenn wir also, eine Person antreffen, die sonst schätzbar ist, welche uns aber, unserer Meynung nach, nicht gar zu gewogen ist; so sollen wir diese Person hochschätzen, weil wir, wenn wir sie lieben, besser zu der reinen Liebe gelangen können, welche darinnen besteht, daß wir in andern nur Jesum Christum lieben. Wir wollen also, um eine Person nicht zu lieben, niemals sagen, sie liebe uns nicht, und sie erweise uns nicht, was sie uns erweisen solle. Denn das sind vielmehr Ursachen, sie desto mehr zu lieben, und uns ihre Neigung desto mehr zuwege zu bringen. Und wir werden vielleicht in einer Welt sehen, daß von solchen Neigungen mehr Gold übrig bleiben wird, als von denen, die heftiger, angenehmer und lebhafter zu seyn scheinen, welche aber oftmals gar sehr mit dem Strohe und Holze der Eigenliebe vermischt sind, welches in der Seele durch das Feugfeuer nothwendig verzehrt wird.

Die andere Ursache geht sie gewissermaßen besonders an. Ihr ganzes Leben soll eine Vorbereitung zu dem, was sie wünschen, seyn. Nun besteht aber die Mühe und Beschwerlichkeit in den Klöstern nicht darinnen, daß man des Mor-

gens

gens aufsteht, in die Frühmetten geht, ꝛc. sondern in den entgegenstehenden Gemüthsarten. Man trifft böse an, und bildet sich andere ein, die aber nur in unserer Einbildung solche sind. Durch diese Uebung soll man sich in den Klöstern reinigen. Man muß andere und auch sich selbst ertragen, und mit allen diesen Personen, aller ihrer wirklichen oder eingebildeten Gemüthsarten ungeachtet auf eine christliche Weise umgehen. Ist es also nicht etwas gutes, wenn es die Vorsehung so fügt, daß uns jemand Gelegenheit giebt, dieses zu lernen; und soll man sich keine Mühe geben, dasjenige an ihm wahrzunehmen, was wir, unser ganzes Leben lang, in Ansehung anderer ausüben wollen? Denn ich kann sie versichern, daß sie weit unvollkommnere Personen antreffen werden, als die Demoiselle ist, die ihnen zuwider ist.

Da sie es schon wissen, so darf ich es vor ihnen nicht mehr verhölen, daß sie hieher gekommen ist, und dort ihr neuntägiges Gebeth verrichtet hat. Ich kann ihnen aber sagen, daß sie das ganze Haus, in welchem sie gewohnt, erbaut hat, ob sie gleich in demselben nicht bekannt gewesen ist; und daß sie von ihr gesagt haben, sie hätten niemals eine so kluge Person gesehen, mit der so gut umzugehen gewesen wäre, und die sich weniger gezwungen hätte. Alles dieses spricht sie nicht von Fehlern frey, und sie kann sich in Ansehung ihrer nicht gut betragen haben. Denn es

ist ein groſser Unterschied unter mit denen, die uns loben, höflich umzugehen, und eine gewisse Verlegenheit zu überwinden, welche von der Einbildung herkömmt, daß man mit der Person, mit welcher man redet, auf keinem gar zu guten Fuße stehe, welches allemal eine Unvollkommenheit ist.

XXXVI. Brief.

Daß das Unvermögen eine groſse Gabe ist.

An dieselbe.

Ich schreibe ihnen, Mademoiselle, bey einer Art von Widergenesung, vor welcher keine groſse Krankheit vorhergegangen ist. Zween fieberhafte Tage sind für einen andern nichts; für mich ist es aber genug, um sehr schwach zu werden. Es scheint indessen, daß ich das Fieber los bin, aber nicht den kurzen Athem oder die Engbrünstigkeit; die seit vier Monaten bey mir anhält. Es ist dieses eine Krankheit, in welche ich von einer Zeit zur andern wieder verfalle, und die mich dem Ansehen nach einmal wegraffen wird. Wenn sie nur noch so lange bey mir fortdauert, als sie gedauert hat; so wird es eben so übel nicht gehen. Denn es sind vierzig Jahre, als ich das erstemal von ihr angefallen wurde; und die ersten fünf Jahre hielt sie beständig an, und

man

man glaubte alle Jahre, daß ich daran sterben würde. Seit dem ist sie nicht so heftig gewesen; aber in diesem Jahre hält sie ziemlich lange an. Vielleicht werden mich die warmen Tage davon befreyen. Sie sehen, daß es eine Krankheit ist, mit welcher man noch gar wohl zu rechte kommen kann, weil sie die Leute so lange leben läßt. Sie ist aber noch besser für die Seele, als für den Leib. Sie hat mich in eine Art von nothwendigem Stillschweigen versetzt, indem sie mich zu allen Aemtern und Bedienungen in der Welt fast ganz ungeschickt gemacht hat, weil nicht leicht eins gefunden wird, bey welchem man nicht Stimme und Leibesstärke nöthig hätte. Es ist also ein gut bewiesenes Unvermögen eine große Gabe. Was meynen sie wohl, wie viel Nachdenken und Ueberlegung es dem Herrn le Tourneux gekostet hat, um zu wissen, wie er seine Gabe zu predigen anwenden soll? Er kann sich irren, indem er es thut; er kann sich aber auch irren, wenn er es unterläßt. Ich bin, Gott sey Dank, in diesem Stücke niemals verlegen gewesen, weil ich gewußt, Gott wolle es nicht haben, daß ich ein Amt annähme, zu welchem Lungen erfordert würden; und ich versichere sie, daß dieses kein geringer Trost ist. Ich schwatzte mit ihnen auf diese Art fort, weil mich dünkt, es sey nicht ganz ohne Nutzen. Die Welt schätzt nur Gaben der Thätigkeit hoch, und der Gegenstand ihres Abscheuens ist, zu nichts gut seyn und taugen. Indessen ist es ein sehr falsches

Ur-

Urtheil, das nur aus der natürlichen Eitelkeit des Menschen entspringt. Und wenn wir diese recht abgelegt hätten; so würden wir in der Beraubung der Gaben, die ich Gaben des Unvermögens nenne, ein weit größeres Glück finden, als in allen grossen Eigenschaften. In den Klöstern sind diejenigen glücklich, die keine äußerliche Gabe haben, und von denen man weis, daß sie keine haben, und welche froh sind, daß sie keine haben. Diejenigen, welche Gaben haben, sind bey weitem nicht so glücklich, wenn man sie kennt und braucht, weil man sie aus dem Stande der Herabwürdigung herauszieht, welcher der rechte und wahre Stand ist, der sich in diesem Leben für den Menschen schickt. Und es ist allemal eine Veranlassung, sich zu grämen und zu bekümmern, wenn man Gaben hat, und doch nicht gebraucht wird, welches mehr oder weniger empfindlich ist, nach dem die Seele mehr oder weniger demüthig ist.

Nicht als ob ich dafür hielte, es sey einer Person, die sich in einem Kloster befinde, erlaubt, sich zu verstellen, und die Gabe, die ihr Gott gegeben hat, zu verbergen. Sie soll aufrichtig handeln, und alles, was ihr befohlen ist, so gut machen, als sie nur kann, weil sie weder über sich selbst, noch über das, was ihr Gott gegeben hat, Herr ist. Wenn man aber, wegen eines wirklichen Mangels der Gaben, wegen gewisser Zufälle und Krankheiten, und so gar aus vorgefaßten

Mey-

Meynungen glaubt, sie sey zu nichts gut, so soll sie diesen Stand als das größte Geschenk von Gott annehmen, und in demselben so lange vergnügt und ruhig bleiben, als sie Gott darinnen läßt, und so gar wünschen, daß er sie darinnen lassen möge. Das heißt genug moralisirt. Es wäre aber nicht billig gewesen, sie mit einer kleinen Krankheit, wie die meinige war, zu unterhalten, ohne ihnen wenigstens einen Anlaß zu geben, für sich selbst einigen Nutzen davon zu haben. Ich bin, ꝛc.

XXXVII. Brief.

Wie man sich gegen eitle und neugierige Personen verhalten soll.

An dieselbe.

Sie sollen durch eine Demoiselle, welche hier durchgereist ist, ein Päckchen von mir erhalten. Und damit sie sich nicht darüber verwundern mögen; so habe ich geglaubt, ich müsse ihnen vorhero einige Nachricht von ihr geben. Diese Demoiselle gehört in den Kirchensprengel des Herrn Bischoffs von N.***, und er hat gegen ihren Vater, der ein Kriegsbefehlshaber ist, wie auch gegen sie, viel Hochachtung. Sie hat sich

fast

fast sechs Jahre zu Paris aufgehalten, binnen welchen sie jederman besucht hat, und ich habe die Ehre gehabt, oftmals ihr ordentlicher und ausserordentlicher Prediger zu seyn. Ich kann sie versichern, daß ich sie nicht sonderlich geschont habe. An ihren Aeusserlichen werden sie gar leicht wahrnehmen, daß an ihr noch gar viel zu verbessern ist. Denn sie ist in der Kleidung sehr eitel, und man hat mir gesagt, es erstrecke sich dieses bis zur Unehrbarkeit. Eine von ihren Krankheiten besteht darinnen, daß sie sehr neugierig ist. Ich kann indessen nicht sagen, daß ich an ihr wahrgenommen hätte, daß sie nichts verschweigen können. Dem sey nun aber wie ihm wolle, so besteht die Mittelstraße, die man gehen kann, darinnen, daß man sie höflich aufnimmt, ihr nichts besonders sagt, sie aber auch durch eine gar zu große Zurückhaltung in Ansehung gemeiner Dinge, von welchen jedermann redet, nicht vor den Kopf stößt. Der wenige Nutzen, den sie von allem, was man ihr sagen können, gehabt hat, hätte mich fast bewogen, sie nicht zu sprechen, als sie hier durchreißte, und sich bey mir melden ließ. Es fällt mir aber schwer, mich auf eine solche Art zu betragen. Ich befürchte immer, das glimmende Dacht, wider das Verbot des Evangeliums, auszulöschen, und ich halte dafür, es sey nicht übel gethan, wenn man gewisse Thüren offen ließe, durch welche die Leute wieder zurückkehren könnten. Glauben sie indessen nicht, daß damit

eine Unordnung von denen, welche die Welt verdammt, verbunden ist; das will ich nicht sagen. Ich tadle sie nur, daß sie nach ihrem Kopfe lebt, und in ihren Leidenschaften ausschweift; und ich würde ihnen auch alles dieses von ihr nicht sagen, wenn es ihnen nicht ein jeder, der sie kennet, eben so gut als ich sagen könnte, und es ist doch gut, die Leute, mit welchen man zu thun hat, zu kennen. Uebrigens ist sie ein ehrbares und verständiges Frauenzimmer.

XXXIIX. Brief.

Von den Freunden. Daß man sich nach ihren verschiedenen Charaktern richten, und in Ansehung dessen, was von ihrem guten Willen abhängt, nichts von ihnen verlangen soll.

An dieselbe.

Ich mache mir einiges Gewissen darüber, Mademoiselle, daß ich ihnen zu erkennen gegeben, ich sey mit der wenigen Pünktlichkeit des Herrn N. *** sehr schlecht zufrieden. Das sicherste ist, die Leute es machen zu lassen, wie sie es verstehen; ihnen zu danken, wenn sie ihre Sache gut machen, und sich nichts merken zu lassen, wenn sie es anders machen. In Ansehung dessen,

sen, was von dem guten Willen abhängt, und wozu man durch keine Pflicht der Gerechtigkeit und Billigkeit verbunden ist, muß man nichts verlangen. Ein jeder hat seine Absichten, seine Grundsätze, und seine Fehler, und man muß sich um anderer ihre wenig bekümmern, weil man mit sich selbst genug zu thun hat.

Was den Herrn N. *** anbetrifft, so kömmt er ein wenig gar zu geschwind ins Feuer. Was ich ihm geschrieben, habe ich ihm vergeblich geschrieben, und es gelingt meiner Vernunft doch immer, dergleichen Einbildungen zu verbessern. Ich kann nicht leugnen, daß mir die Furcht gewisser Leute bisweilen zu ziemlich lustigen Gelegenheit giebt. Das geht aber nicht weiter, und ich hüte mich gar sehr, mich über die Wirkungen zu beklagen, die ich von dieser Furcht empfinde. Es geht mit den Freunden, wie mit den Kleidern; einige sind nur für den Sommer gut, andere für den Winter, noch andere für den Frühling und den Herbst. Da man aber seine Sommerkleider alsdenn nicht wegwirft, wenn diese Jahrszeit verflossen ist, sondern sie für ein anderes Jahr aufhebt; so muß man auch seine Freunde sparen, ob wir sie gleich zu gewissen Zeiten nicht brauchen können, und sie für diejenigen aufheben, wo sie zu brauchen sind. Einige sind nur für den Monat Julius gut, das heißt, wenn keine Kälte zu befürchten ist, und ihre Anzahl ist ziemlich groß.

XXXIX. Brief.

Von der Geschicklichkeit der Eigenliebe, unsere Fehler vor uns zu verhölen; und von den Bußen, die sie auflegt.

An dieselbe.

So sehr ich auch, Mademoiselle, den bewußten ersten Bogen gesucht habe; so habe ich ihn doch noch nirgends finden können, welches mich auf die Gedanken bringt, daß sie ihn vielleicht zu etwas anderem können gebraucht haben. Aber der Schluß, den sie daraus ziehen, daß sie ihn also für ihre zween Thaler behalten wollen, scheint mir werth zu seyn, einige Anmerkungen darüber zu machen.

Es ist dieses ein Urtheil, das sie wider sich selbst fällen; und ich befürchte gar sehr, daß es weder die Gerechtigkeit, noch die Liebe fällt, sondern ein gewisser Richter und Oberer, den wir in uns selbst haben, und welcher sich bisweilen darein mengt, unsere Handlungen zu beurtheilen, und uns, nach seinem Gutbefinden Strafen aufzulegen.

Dieser wunderliche und unbillige Obere heißt, damit sie es wissen, Mademoiselle, die Eigenliebe.

be. Da sie in allen Sachen untrüglich seyn will; so legt sie bisweilen Bußen, die kein Verhältniß haben, und ohne allen Grund, auf, um zu verhindern, daß man an ihr keinen Fehler wahrnehmen möge. Ha man wohl z. B. jemals eine unbilligere gesehen, als diejenige ist, die sie ihnen auflegen will? Eine Demoiselle nimmt es aus Liebe und Gütigkeit über sich, ein Exemplar von einem guten Buche zu verkaufen. Es trägt sich zu, daß sie aus Unachtsamkeit den ersten Bogen davon verlegt oder verliert. Man müßte ein wunderlicher Mensch seyn, wenn man deswegen unwillig über sie werden, und sich auch nur im geringsten darüber beklagen wollte. Indessen fällt dieser eigensinnige Richter so gleich ein Urtheil über sie, und spricht: Mademoiselle, sie müssen das ganze Buch bezahlen, weil sie diesen Bogen verlohren haben. Sie hört das Urtheil an, und entschließt sich, es zu vollstrecken.

Das sehe ich nun, Mademoiselle, als eine Sache an, die gar nicht auszustehen ist. Man muß sich von diesen seltsamen Urtheilssprüchen auf die Vernunft und Wahrheit berufen; und wenn sie sie um Rath fragen, so werden sie ihnen sagen, daß dieses ein ganz ungerechtes Urtheil ist. Diejenigen, die sich wegen des Verkaufs dieses Buchs an sie gewandt haben, haben gar nicht vorausgesetzt, daß nicht ein Bogen davon verlohren gehen könnte. Sie haben ihnen nur auf-

richtig dienen sollen, und sie können für diese menschlichen Zufälle gar nicht gut seyn.

Ich sehe aber wohl, wie die Sache steht. Man würde also zu diesen Personen sagen müssen, Sie hätten diesen Bogen verlohren, und sie werden daraus den Schluß machen, sie wären durch ihre Nachläßigkeit um zween Thaler gekommen. Das ist ein großer Schade. Ich will sie lieber verlieren, spricht die Eigenliebe. Sie sagt es, Mademoiselle; aber sie sagt es ohne Grund und Ursache. Wie! wird sie sagen, ist es mir nicht erlaubt, diesen Verlust zu tragen? Nein, Mademoiselle, weil es nicht billig ist, daß sie ihn tragen. Es ist eine Freygebigkeit, die ich ausüben will, spricht die Eigenliebe. Mit ihrer Erlaubniß, es ist jetzo nicht Zeit, diese Freygebigkeit auszuüben. Man muß sich bey der Erwählung der Tugenden nach Gott richten. Nun ist aber die Tugend, die uns Gott bey solchen Gelegenheiten vorschreibt, nicht die Freygebigkeit; sondern das bloße Bekenntniß unsers Fehlers, unserer Vergessenheit oder Nachläßigkeit, wenn eine vorgefallen ist. Das ist es, was Gott verlangt. Aber diese Geldstrafe von zween Thalern hat ganz und gar das Ansehen einer Buße der Eigenliebe. Wenn ich also an ihrer Stelle wäre; so würde ich diesen Rath oder dieses ungerechte Urtheil verwerfen, und mich entschließen, diesen Bogen aus dem Lande, aus welchem dieses Buch gekommen ist, kommen zu lassen. Denn es trägt sich selten zu,

daß

daß sich nicht unter den sogenannten Defecten, oder Makulaturbogen, einer finden sollte, mit welchen man den fehlenden ersetzen könnte. Und wenn sich keiner findet; so muß man sich, aller Widersetzlichkeit der Eigenliebe ungeachtet, entschliessen, das, was sich zugetragen hat, gerade zu gestehen, und ihr so gar zu sagen, sie soll sich nicht mehr darein mengen, ihnen in Zukunft einen solchen Rath zu geben, und wenn sie zween Thaler verthun wollen, so wollen sie sie besser anwenden, als sie zu vergnügen.

Das ist, Mademoiselle, eine kleine förmliche Vertheidigung ihrer selbst wider sie selbst. Und wenn sie sie recht einsehen; so glaube ich, sie werden sie so wohl bey dieser, als auch bey vielen andern solchen Gelegenheiten brauchen können. Denn ich befürchte gar sehr; die Eigenliebe werde ihnen viel solche Bußen auflegen, welche sie zu thun geneigt genug, oder vielmehr, sie zu verwerfen, nicht geneigt genug seyn werden.

XL. Brief.

Daß man nicht alle fremde Nonnen mit Recht aus den Klöstern ausschließen kann.

Mein ehrwürdiger Vater, ich habe weiter nichts zu thun, als ihnen wegen der Sache, um derentwillen sie an mich haben schreiben wollen, zu danken; weil es scheint, daß sie aus Liebe von selbst bereit und willig waren, der Frau von N.** das, warum sie nachsuchte, zu verwilligen. Ich wundere mich nicht, daß die guten Nonnen, deren sie gegen mich gedenken, ganz anders gesinnt sind, und die fremden Nonnen nicht aufnehmen wollen. Es ist bey Leuten von ihrem Stande, ja so gar bey Personen von ihrem Geschlechte etwas gewöhnliches, daß sie gar sehr geneigt sind, von besondern Beyspielen Anlaß zu nehmen, allgemeine Schlüsse zu machen, und die Liebe und Mildthätigkeit gar zu sehr in den Bezirk ihrer Häuser einzuschränken. Da ich aber schon lange dafür gehalten habe, diese Art zu denken und zu handeln sey unbillig, und mir oftmals eingefallen ist, daß die Entschließungen, die man faßt, überhaupt gewisse Stände auszuschließen, mit dem Geiste und Sinne der Kirche nicht gar zu sehr übereinstimmen; so kann ich nicht umhin, ihnen zu sagen, was mir bey verschiedenen Gelegenheiten

hier-

hierüber eingefallen ist, ohne es auf irgend eine Art auf diese guten Nonnen anzuwenden; weil sie nicht Gelegenheit dazu gegeben haben, und sie sich vielleicht auch mit ihren Ordensregeln entschuldigen können, wenn sie nur von der Kirche gebilligt worden, und es nicht etwan gewisse Erlaubnisse sind, die man ihrer Neigung zugestanden hat, und von welchen sie gar leicht würden abgehen können.

Indem ich also von solchen rede, die durch kein Gesetz gebunden sind, so frage ich, aus was für einem Grunde sie sich eins machen können, überhaupt alle fremde Nonnen abzuweisen? Die Klöster sind heilige Oerter und Wohnungen für die, welche Gott dahin beruft. Wie können sie nun aber wissen, daß Gott niemals eine fremde Nonne in ihre Häuser beruft? Oder wie würden sie die, welche Gott dahin berufen hätte, mit Recht davon ausschließen können? Ich sage noch mehr. Es ist gewiß, daß ein göttlicher Ruf an Nonnen ergeht, sich in ein anderes Kloster zu begeben. Denn es giebt wirkliche Nothwendigkeiten, die bisweilen, nach den Regeln der christlichen Klugheit, urtheilen lassen, es befinde sich eine Nonne, in Ansehung ihrer Seligkeit, in augenscheinlicher Gefahr, wenn sie in gewissen Häusern bliebe. Sie muß sie also in diesem Falle verlassen. Und da es nicht gut ist, daß sie in der Welt bleibt; so will Gott haben, daß ihr ein Kloster die Liebe erzeigt, und sie aufnimmt.

Es ist zwar nicht ein jedes besondere Kloster allemal verbunden, diese Liebe auszuüben; es ist aber verbunden, sich nicht zu entschliessen, sie niemals auszuüben.

Die ganze Kirche ist verbunden, alle Arme zu ernähren, und ihnen alles, was sie nöthig haben, zu geben, und diese so allgemeine Verbindlichkeit geht nicht alle einzelne Personen insbesondere an, weil sie sie unmöglich ausüben können. Es ist genug, daß ein jeder thut, was er kann, und daß er einen rechten und richtigen Antheil an der allgemeinen Liebe und Mildthätigkeit der Kirche gegen die Armen nimmt, indem er denen hilft und beysteht, welche ihm die Vorsehung besonders zuführt. Es würde aber nicht erlaubt seyn, sich zu entschließen, niemals einigen Antheil daran zu nehmen, und niemanden in der Noth zu helfen und beyzustehen. Eben so verhält es sich mit dem Falle, von welchem die Rede ist. Alle Klöster zusammen sind verbunden, einer Nonne zu helfen und beyzustehen, welche Gewissens halber nicht in ihrem Kloster bleiben kann. Ein jedes Kloster ist verbunden, zu dieser allgemeinen Liebe und Mildthätigkeit das seinige beyzutragen, indem es diejenigen aufnimmt, welche ihm die Vorsehung besonders zuführt, und in Ansehung ihrer gewissermaßen die Stelle der Vorsehung der Kirche, und der christlichen und klösterlichen Liebe und Mildthätigkeit zu vertreten. Es kann aber, ohne ganz be-

son-

sondere Ursachen, nicht erlaubt seyn, dieser Liebe zu entsagen, und sie niemals ausüben zu wollen.

Ich gehe so gar noch weiter, und behaupte, daß ein solches Verhalten gewissermaßen dem Gelübde der Armuth zuwider ist, worüber die Nonnen so sehr halten sollen. Denn diejenigen, die den Anfang desselben recht einsehen, sollen glauben, daß sie nicht nur kein Recht zu ihren besondern Gütern, sondern daß sie auch so gar keins zu den Gütern ihrer Klöster haben. Sie sollen sie als solche ansehen, die der Kirche gehören, und sich auch selbst als Arme betrachten, die von der Liebe und Mildthätigkeit der Kirche erhalten werden. Wie können sie sich also entschließen, diejenigen an und für sich selbst auszuschließen, die die Kirche nicht ausschließt, und welche, weil sie von Gott berufen werden, gewissermaaßen eben so viel Recht, als sie, in ihrem Kloster haben? Der Beruf giebt ein Recht dazu, und den Entschluß fassen, diejenigen, die Gott dazu beruft, davon auszuschließen, heißt den Entschluß fassen, die ihres Rechts berauben, die es rechtmäßiger Weise haben. Wie kann man also sagen, man handle als ein Armer, wenn man so handelt? weil das nicht wie diejenigen handeln heißt, welche, ob sie gleich wirklich Herren über ihre Güter sind, dennoch die Gerechtigkeit im Herzen haben.

XLI. Brief.

XLI. Brief.

Es gehört eine nahe und genaue Aufsicht dazu, wenn man diejenigen, die zur Nachläßigkeit geneigt sind, bey der Beobachtung ihrer Pflicht und Schuldigkeit erhalten will.

Ich habe aus ihrem Briefe ersehen, wie diejenige gesinnt ist, derer Gedanken sie ausdrücken, und welcher sie so lebhafte Worte lehnen. Wenn aber auch gleich die Bewegungen, die sie anzeigt, so heftig wären, als sie dieselben blicken läßt, und sie sie vorstellen; so würden sie es doch bey mir nicht dahin bringen, daß ich im Grunde meine Meynung änderte, weil ich glaube, daß meine Gedanken mit ihrem wahren Wohl übereinstimmen. Wenn sich Leute, die eine lebhafte Einbildung haben, etwas in den Kopf gesetzt haben; so vereinigen sich alle ihre Einsichten in diesem Punkte, und sie sehen von allem übrigen weiter nichts. Das verschafft ihnen die feurigen Ausdrücke, welche geschickter sind, die Heftigkeit ihres Verlangens, als die Gerechtigkeit dessen, was sie verlangen, zu erkennen zu geben. Darum ist es gut, ihnen zuvörderst zu rathen, daß sie in diese hitzige Einbildung ein Mißtrauen setzen, und die Sachen etwas ruhiger und gelassener untersuchen sollen, indem sie alle Ursachen in Erwegung ziehen, und

nicht

nicht nur diejenigen, die ihren Leidenschaften günstig sind.

Wenn sie es mit dieser Person so machen, so werden sie sie ohne Zweifel gar leicht beruhigen, nicht durch nichtige, sondern durch gegründete Ursachen, die von ihrem eigenen Nutzen und Vortheil hergenommen sind. Es mangelt dieser Person nicht an Einsicht. Sie will das gute; sie will es aber nur schwach. Sie wird von der Heftigkeit eines zur Nachläßigkeit geneigten Naturells, von langen Gewohnheiten und von einem hitzigen Temperamente, dem sie nicht Einhalt thut, hingerissen. Indessen hat sie große Schulden zu bezahlen; sie leistet aber weder Gott, noch der Pflicht, die ihr obliegt, würdige Früchte der Buße zu thun, Genüge, nicht nur, wenn sie nicht so viel, als andere, sondern auch, wenn sie nicht mehr, als andere, thut; das heißt, wenn sie in Ansehung ihrer Beobachtungen nicht ordentlicher und genauer, in der Tödtung ihres Fleisches nicht pünktlicher, nicht zurückhaltender, nicht verschwiegener, und vornehmlich nicht weniger neugierig und demüthiger, als die andern, ist. Sie hat es noch lange nicht dahin gebracht; sie soll aber nicht daran verzweifeln, daß sie es nicht noch dahin bringen werde. Sie soll dieses Geschäfte ihres Heils an einem jeden Tage unternehmen, und, ohne ihre Widerspenstigkeit und Schwachheit zu Rathe zu ziehen, dieses neue Leben so gleich anfangen. Was für einen Beystand

hat

hat sie aber dazu nöthig? Ohne Zweifel keinen entfernten und ungewissen, sondern einen nahen Beystand. Sie hat eine Person nöthig, die sie dringt, und die ihr auf eine liebreiche Art Gewalt anthut; die es nicht zuläßt, daß sie nachläßig wird, und die ihr, so zu sagen, keine Ruhe läßt, denn sie wird sich schon selbst allemal Ruhe genug verschaffen. Sie wird eine solche Person finden, wenn sie sich hinlänglich entdeckt, wenn sie recht um diese Gnade bittet, wenn sie ihren Beichtvätern vollkommene Freyheit läßt, und ihnen die Furcht, sie abzuschrecken und zu betrüben, benimmt. Aber von diesem allen kann sie in einem entfernten und fremden Beystande, und bey Leuten, die nur in finstern tappen, und von dem, was man sehen muß, nicht den hundertesten Theil sehen, nichts finden; sie wird bey ihnen vielmehr eine Veranlassung zu einem sehr großen Zeitvertreibe, zu unaufhörlichem Schreiben, und zu einer Menge unnützer Betrachtungen, finden. Anstatt, sich bloß mit dem thun zu beschäftigen, wird sie die Zeit mit denken zubringen. Anstatt, ihrem lebhaften Geiste Einhalt zu thun, wird sie ihm alle Freyheit lassen. Indessen werden ihre Leidenschaften in diesen langen Zwischenräumen sich geschäftig erweisen; sie wird, anstat weiter fortzugehen, zurückweichen; sie wird aus den Büchern lernen, was sie schon weis, und nichts zu Ende bringen. Ich halte also alles dieses für eine Versuchung, die sie des nahen Beystandes berauben

will,

will, um sie entfernten suchen zu lassen, der ihr weit weniger Zwang anthut, und mehrere Freyheit, ihren Leidenschaften zu folgen, läßt.

Es ist so gar nicht nöthig, daß sie Beichtväter sucht, wie sie sie gern haben möchte; sondern sie soll mit denen zufrieden seyn, die sie an dem Orte, wo sie sich befindet, haben kann. Wenn sie bedenken wollte, wie schrecklich die mehresten Klöster verlassen sind, die nur lasterhafte und unwissende Beichtväter haben; so würde sie mit dem, was sie hat, sehr wohl zufrieden seyn, und nur daran denken, wie sie das, was ihr Gott gegeben, recht anwenden und gebrauchen wollte. Ich kann nicht umhin, ihnen, in Ansehung dieser Person, zu sagen, daß mir ihr Eifer für die Wahrheit ein wenig verdächtig vorkömmt, und daß ich dafür halte, er solle ihr selbst auch so vorkommen. Diese so eifrigen Personen scheinen dafür zu halten, es gäbe nur eine Wahrheit, das heißt, ihr Eifer solle sich auf eine einzige Materie einschränken, die, in Ansehung ihrer, oftmals nur ein Gegenstand der Speculation ist. Indessen verhält sich die Sache nicht so. Eine jede Wahrheit soll geliebt werden; eine jede Wahrheit soll der Gegenstand unsers Eifers seyn. Wir sollen ihn nicht so theilen, daß wir ihn auf gewisse Wahrheiten ganz richten, und für die andern keinen haben. Und unter diesen Wahrheiten sollen diejenigen, die mit unserem Stande übereinkommen, und uns auf unserem Wege leiten und führen

ren sollen, die vornehmsten Gegenstände unsers Eifers seyn.

Diese Person mag also bey sich überlegen und nachdenken, ob sie bishero einen großen Eifer für die Wahrheiten gehabt hat, welche die Ordnung, die Einförmigkeit, und die Liebe zu ihren Schwestern vorschreiben; ingleichen für diejenigen, welche die Verbindlichkeit anzeigen, unsere bisherigen Fehltritte durch Bußfrüchte wieder gut zu machen; und endlich für alle diejenigen, welche die Verrichtungen einer Nonne, und den Zustand ihres Herzens, bestimmen. Und wenn sie sieht, daß sie sie gar sehr geliebt, und wider keine derselben angestossen hat; so mag sie immerhin nachdrücklich wider diejenigen reden, die für gewisse Wahrheiten nicht auch so sehr eifern, als sie eifern sollten. Wenn sich aber ihr Eifer nur auf diese eingeschränkt, und sie sich um alle übrige nicht bekümmert hat; wenn ihr so gar dieser Eifer nur zu einem Gegenstande der Unterredung, und oftmals der Neugierigkeit, nicht aber zu einem Bewegungsgrunde zum Gebethe und der Verachtung ihrer selbst gedient hat; so hat sie nicht gar zu grosse Ursache, sich daran zu erbauen, sondern ihn vielmehr für eine menschliche Leidenschaft, als für einen Religionseifer zu halten. Vielleicht ärgere ich sie, indem ich so rede; ich halte aber dafür, ich sey verbunden, es zu thun. Und wenn sie sich will Gerechtigkeit wiederfahren lassen; so soll sie selbst auf diese Art mit sich reden, und daraus den

Schluß

Schluß machen, daß sie, um die Wahrheit in Zukunft besser zu ehren, sie sie in ihrem ganzen Umfange ehren soll; und daß die Ueberzeugung, die sie haben soll, es nicht gethan zu haben, sie des Rechts beraubt, wider anderer ihre Schwachheiten nachdrüchlich zu reden.

XLII. Brief.

Daß man bisweilen die ungerechten Urtheile, die man über uns fällt, mit Recht vermeiden kann.

An den Herrn von Sacy.

Ich habe es, mein Herr, gewissermaßen ungern gethan, daß ich dasjenige über mich genommen, was mir der Herr von V. *** in ihrem Namen aufgetragen hat, nämlich meine Gedanken über das Durchsehen der Uebersetzung der heiligen Schrift aufzuschreiben; weil ich vorhersah, daß die Berathschlagung, die sie anstellen wollen, von keinem sonderlichen Nutzen seyn werde. Von den beyden Männern, auf welche man sein Absehen gerichtet hat, kann sich der eine wegen seines Amts gar nicht damit beschäftigen; und der andere arbeitet so ungern, daß man ihm

keine größere Marter anthun könnte, als wenn man sie ihm auftrüge.

Ich weis nicht, ob ihn die Freundschaft, die er gegen sie hegt, dazu würde bewegen können; und ich weis noch weniger, ob man ihn darum bitten soll, weil es ohne Zweifel sehr verdrießlich ist, Leuten eine wichtige Arbeit aufzutragen, ohne zu wissen, ob sie es Gott und die Menschen recht machen werden. Aus diesen Betrachtungen, die ihn angehen, habe ich andere, die mich besonders angehen. Ich bin ein solcher Feind von allen Streitigkeiten, daß, weil die Verschiedenheit der Meynungen einige Aehnlichkeit damit hat, ich mich allemal davor fürchte, und mich nicht darein menge. Darum bitte ich sie, es sich gefallen zu lassen, daß, wenn ich ihnen meine Meynung über die Frage, wie man sich zu verhalten hat, überschicke, ich mir wegen des Gebrauchs, den sie davon machen werden, von ihnen etwas gehorsamst ausbitte, nämlich, daß sie nicht unter meinem Namen an diejenigen überschickt werden, welchen man sie mittheilen soll; denn es ist nicht billig, daß ich an der Spitze einer Meynung erscheine, die fast ein jeder hegt. Vielleicht habe ich hierbey etwas gar zu menschliche Absichten; ich halte aber doch dafür, es habe keinen Nutzen, sich ohne Noth dergleichen Verdrießlichkeiten auszusetzen. Man würde nicht unterlassen, dieses die Meynung des Herrn N. *** zu nennen. Man würde sagen, ich behauptete und vertheidigte sie, und man würde

de auf die eine Seite den Herrn N. *** und den Herrn ***, welches Männer sind, die ich gar sehr in Ehren halte, und auf die andere mich stellen. Die Vergleichung ist, mein Herr, gar zu ungleich, und ich mag sie nicht aushalten. Ich hege so gar gegen ihre Meynungen so viel Hochachtung, daß ich mich nicht nur niemals unterfangen werde, ihnen allein zu widersprechen; sondern daß ich auch, wenn ich sehe, daß mir alle diejenigen, welchen ich mehrern Glauben beymesse, beypflichten, ihre Meynung nicht schlechterdings verwerfe, sondern nur sage, ich sey nicht ihrer Meynung. Wenn es auf den Nutzen der Wahrheit ankäme; so würde ich indessen doch kein Bedenken tragen, meine Gedanken gerade herauszusagen. Da es aber bey dieser Gelegenheit weiter zu nichts dient, als zu unnützen Reden Anlaß zu geben; so glaube ich, sie werden es für billig erkennen, mich dieser unangenehmen Dinge zu überheben. Es ist dieses um so viel mehr zu verzeihen, weil ich sie nicht ohne allen Grund befürchte. Fünf oder sechs Jahre lang stellte man gemeiniglich den Herrn Singlin, den Herr N. *** und den Herrn N. *** auf die eine, und mich auf die andere Seite, ob ich gleich damals, und in Ansehung der Materien, von welchen die Rede war, alle Gottesgelehrte der Kirche auf meiner Seite hatte. Es mochte nun dieses entweder daher kommen, weil ich mich etwas gar zu sehr hervorthat; oder weil diejenigen, welche diese Vergleichungen

anstellten, einigermaßen ungerecht handelten, um ihre Unzufriedenheit an die schwächsten Theile desto eher auslassen zu können. Diese Streitigkeiten haben mich so schüchtern gemacht, daß ich mich so gar fürchte, wenn und wo nichts zu fürchten ist. Ich rechne es deswegen einigermaßen mit unter die Vortheile der stillen und eingezogenen Lebensart, daß ich frey davon bin, und an den verschiedenen Meynungen, die man hegen kann, keinen Theil habe, welches unvollkommene Personen, wie ich bin, allzeit beunruhigt und ihnen beschwerlich fällt. Selbst heydnische Weltweise haben den Grundsatz des Hippocrates, daß das Stillschweigen nichts ändert, auf die Leidenschaften des Verstandes angewendet, und gesagt, er reize nicht zum Zorne. Wenn ich nicht klug genug bin, es bey vorfallenden Gelegenheiten zu beobachten; so werde ich mich doch allemal freuen, wenn ich in diese Gelegenheiten nicht verwickelt bin, und mich also gewissermaßen genöthigt sehe, es zu beobachten. Ich kann, wie mich dünkt, sagen, die stille und eingezogene Lebensart falle mir gar nicht beschwerlich, und ich rechne es gar nicht unter die Unannehmlichkeiten dieser Lebensart, wenig zu reden, und der Unterredungen, die wir zu Paris hatten, beraubt zu seyn. Ich empfehle mich ihrem Gebethe.

XLIII. Brief.

XLIII. Brief.

Daß es für die Kirche und auch für die Schriftsteller selbst gut seyn würde, wenn die guten Bücher, die man in unserer Sprache herausgegeben hat, in der lateinischen wären abgefaßt worden. Von der Geschichte des heiligen Ludwigs. Von dem Charakter der jetzigen Beredsamkeit.

Was sie mir, mein Herr, von dem Werke sagen, an welchem eine gewisse Person arbeitet, das hat mich wieder vom neuen auf eine Menge alter Gedanken gebracht, die mit den ihrigen gar sehr übereinstimmen. Weil sie aber damals nur von mir gebilligt wurden; so waren sie mir selbst gar sehr verdächtig, und fanden auch bey niemanden Beyfall. Ich habe allemal dafür gehalten, diejenigen, welche man wegen der Einrichtung des Studierens um Rath fragt, sollten, bey dem gegenwärtigen Zustande der Kirche, die, welche geschickt dazu wären, anhalten, die lateinische Sprache genau zu lernen, und eine Schreibart zu erlangen suchen, welche die geistlichen Sachen auf eine nicht niedrige und kriechende Art ausdrücken könnte; und sie sollten ihnen dieses als eine wichtige Sache vorstellen, um sie, ver-

mittelst eines starken Willens, und Gewissens halber, das unangenehme überwinden zu lassen, welches mit dieser Art von Studieren verbunden ist, wovon man den Nutzen nur sehr spät einsieht. Diesen Gedanken habe ich auch gar sehr in Ansehung desjenigen gehabt, von welchem die Rede ist, und der ihn überaus nöthig würde gehabt haben. Er würde sehr geschickt dazu gewesen seyn; denn er hat Verstand und Geschmack. Ich habe oftmals mit ihm davon geredet; ich konnte aber nichts bey ihm ausrichten, weil mir sonst niemand beystund; und vornehmlich derjenige nicht, den er bey der Einrichtung seines Studierens um Rath fragte, und welcher in Ansehung dessen, was man lernen sollte, gemeiniglich auf den Nutzen und die Erbauung des Refectoriums eines gewissen Klosters, über welches er gesetzt war, und einiger Personen, die ihm untergeben waren, sah. Es ist ein schalkhafter Ausdruck, dessen ich mich bediente, um zu erkennen zu geben, daß seine Absichten sich nicht weit erstreckten, und daß er bey dem Rathe, den er gäbe, nicht auf den allgemeinen Nutzen der Kirche sähe. Denn kurz, alle solche Schriften, wie diejenigen sind, die er in den Gedanken hatte, stiften zwar eine Zeit lang Nutzen; aber sie verschwinden in wenig Jahren, und werden ganz unbekannt; da hingegen Bücher, die lateinisch geschrieben sind, und von einer Materie handeln, die einen allgemeinern Nutzen hat, immer bleiben, und, so zu sagen, ein ewiges Ge-

schenk

schenk sind, das man der Kirche macht. Ich fand so gar diesen Nutzen dabey, daß derjenige, der daran arbeitete, in seinem Leben fast gar keinen Genuß davon hätte; weil die Anzahl der Gelehrten, welche die einzigen Richter derselben sind, nicht groß ist, und weil sie gemeiniglich mit ihrem Lobe und Beyfalle sehr sparsam umgehen; da hingegen die Bücher, die den andächtigen Weibspersonen angemessen sind, und ihnen gefallen, gemeiniglich ein großes Aufsehen machen, und ihr Verfasser, in seinem Leben, einen großen Genuß davon hat, weil sie ihm den Beyfall und die Lobsprüche eines Geschlechts zuwegebringen, das allemal geneigt ist, seinen Beyfall nach seinen Leidenschaften einzurichten. Wenn man den heiligen Basilius und den heiligen Chrysostomus, die sehr schlecht übersetzt sind, und welche allen denen, die kein griechisch verstehen, fast gar nichts nutzen, recht gut übersetzt hätte; so würde doch nichts elender seyn, als der Nutzen, den der Verfasser davon haben würde, weil die andächtigen Mütterchen keinen Theil daran nehmen würden. Und so würde auch, wenn das Werk, von welchem wir reden, so gleich lateinisch wäre geschrieben worden, wie es nach allen Ursachen hätte geschehen sollen, der Verfasser desselben wegen des allgemeinen Beyfalls gar sehr in Ruhe geblieben seyn. Sie werden sagen, warum ich denn also dieses nicht auch selbst gethan hätte; ich kann sie aber mit Wahrheit versichern, daß ich es immer habe thun wollen, aber nicht glück-

lich genug gewesen bin, es thun zu können. Ich habe so gar eine Zeit lang gehoft, es dahin zu bringen. *Quam spem consiliorum et cogitationum mearum, cum graves communium temporum, tum varii nostri casus fefellerunt.* Ich habe also fast nur an solchen Sachen gearbeitet, zu welchen ich keine Neigung habe, und woraus ich nichts mache, worunter sie ein gewisses Werk setzen können, das man in ihr Land geschickt hat, und von welchem man sagen kann, es habe dreymal mehr Glück gehabt, als es verdiente. Ich habe es auch nur aus einer besondern Absicht herausgegeben. Ich wußte nämlich nicht, wie ich einigen nothleidenden Personen, denen ich gern helfen wollte, und die es werth zu seyn scheinen, auf eine andere Art helfen könnte, und ich hielt dafür, ich könnte ihnen mit diesem Werke ein Geschenk machen. Aus dem allen, was ich bisher gesagt habe, folgt nun, daß der Verfasser des bewußten Werks nach jetzo, wenn er wollte, gar wohl im Stande seyn würde, sich einen Stil zu bilden, der sich zu dem Werke, das sie für ihn bestimmten, schickte. Der Herr von Thou hat viel später angefangen, seine Geschichte zu schreiben, und hatte vorhero niemals etwas geschrieben. Ich mache mir aber keine Hoffnung, daß er es thun wird, weil er nicht Muth genug haben wird, die Schwierigkeiten, die er drey oder vier Monate dabey antreffen würde, zu überwinden. Wenn er es nun aber nicht thut, wer wird es sonst

thun?

thun? Es mag niemand an dem Werke eines andern arbeiten, weil die Eigenliebe dabey nicht genugsam befriedigt wird.

Die Genehmhaltung zum Drucke, die sie dem Verfasser der Geschichte des heiligen Ludwigs ertheilt haben, ist sehr billig, und wird dienen, ihn wider die Unbilligkeit des fast allgemeinen Urtheils zu schützen. Die Wahrheit, die richtigen Gedanken, der vortreffliche Verstand und das Genie sind gewisse Eigenschaften, an welchen wenig Leute Geschmack finden. Es ist gleichsam ein Sinn, der den mehresten fehlt; und dennoch sind die Leute, die diesen Sinn nicht haben, die Schiedsrichter des Ruhms der armen Schriftsteller. Und da sie wegen ihrer Menge immer stärker werden; so machen sie diejenigen, die nicht ihrer Meynung sind, lächerlich. Jetzo regiert die Beredsamkeit des warmen Wassers, oder anders zu reden, die schmerzstillende Beredsamkeit; und der Geschmack ist nicht gar zu bekannt, welcher in diesem Verse ausgedrückt wird:

Hæc demum sapiet dictio, quæ feriet.

Wenn eine Rede das Herz rührt; so hat sie Geschmack.

Man hat Ursache, diesen Geschmack zu mißbilligen, wenn das, was rührt, nur ein witziger Einfall ist, der weder gar zu richtig, noch wahr ist; aber nicht, wenn es kluge, nachdrückliche und wahre Sachen sind.

XLIV. Brief.

Ueber eine Antwort der Mademoiselle Voller, welche die Leute begleitete, die Schritte Jesu Christi zu ehren.

Als mich einsmals die Mademoiselle Voller begleitete, und sich die Mühe machen wollte, eine Treppe hinunter zu steigen, so sagte ich zu ihr, sie mache sich eine unnütze Mühe, und fragte sie zugleich im Ernste, warum sie das thäte. Worauf sie mir zur Antwort gab, sie thäte es, die Schritte Jesu Christi zu ehren.

Ich wurde durch diese Antwort erbaut, weil ich mir dabey vorstellte, sie verrichte alle ihre Handlungen in der Absicht, Jesum Christum in den Handlungen zu ehren, die mit denen, welche er verrichtet, eine Aehnlichkeit hätten. Damit ich sie aber von dem hinabsteigen abhalten möchte, so stellte ich ihr so gleich vor, aus diesem Grunde würde man unnütze Worte reden, und sich deswegen damit rechtfertigen können, daß man sie fragte, um die Worte Jesu Christi zu ehren. Gleichwie aber Jesus Christus keine unnützen Worte geredet; also hätte er auch keine unnützen Schritte gethan. Man müsse also Jesum Christum nicht durch Schritte ehren wollen, die keinen Nutzen hätten; gleichwie man ihn nicht durch unnütze und

unnöthige Worte ehre. Sie verstund es nicht recht, was ich ihr antwortete, und fuhr fort Jesum Christum zu ehren, indem sie mich begleitete.

Hier haben Sie, Madame, einen kurzen Auszug von der Unterredung, über welche sie eine Erläuterung verlangen.

Nachdem ich aber hernach über diese Art, seine Handlungen in der Absicht, ähnliche Handlungen Jesu Christi zu ehren, zu verrichten, nachgedacht habe; so habe ich dafür gehalten, man müsse, um sie nicht zu mißbrauchen, und den Grund dieser Verrichtung recht einzusehen, gewisse Vorsichtigkeiten dabey brauchen, die auf den Grundsätzen des Christenthums beruhten.

Es ist gewiß, daß der unmittelbare und eigentliche Zweck einer jeden christlichen Handlung dieser ist, sie in Rücksicht auf das ewige Gesetz und die ewige Gerechtigkeit, die sie befiehlt zu verrichten. Da eine jede Handlung ihre Regel hat; so ist sie wegen der Uebereinstimmung mit dieser Regel gut, welches nicht nur von wichtigen Pflichten, sondern auch von geringern christlichen Handlungen zu verstehen ist. Ja Gott ist eine Wahrheit, ein Gesetz und eine Regel, die den Christen vorschreibt, wie sie essen, schlafen, mit andern Umgang pflegen, gehen, und andern Menschen Höflichkeiten erweisen sollen. Wegen der Uebereinstimmung mit dieser Regel, sind diese Handlungen gut; und seine Handlungen für Gott verrichten, heißt nichts anders, als sie aus Liebe zu

die-

diesem Gesetze und zu dieser Wahrheit, die sie vorschreibt, verrichten, weil dieses Gesetz und diese Wahrheit Gott selbst sind. Und darum befiehlt David, indem er seinem Sohne Salomo vorschreibt, was er thun müsse, wenn er Gott bey der Regierung seines Königsreichs gefallen wolle, ihm besonders, nichts anders, als mit Einsicht und Verstande zu thun. *Ut intelligas universa, quæ agis.* 3. Kön. 7, 3. Nun heißt aber einsehen, was man thut, wissen, warum man es thun muß, welche Pflicht uns dazu verbindet, und welche Gerechtigkeit es recht macht. Wer seine Handlungen in dieser Absicht, und vermittelst dieser Einsicht, verrichtet, der handelt mit Verstande. Denn dieses Licht, welches uns leitet und führt, ist nichts anders, als das Wort Gottes, das er uns in seiner Schrift geoffenbaret hat, wo es heißt: *Lucerna pedibus meis verbum tuum, et lumen semitis meis:* Dein Wort, o Herr, ist die Lampe, die meine Schritte erleuchtet, und das Licht, das mich auf den Wegen, auf welchen ich wandle, leitet und führt. Ps 118, 105.

So hat Jesus Christus gelebt und gehandelt. Er hat keinen Schritt gethan, und keine Bewegung des Leibes vorgenommen, die nicht von der Wahrheit wäre eingerichtet worden. Wenn er gegangen ist; so hat er es um eines gewissen Zwecks willen gethan, den Gott ha haben wollen. Der Gehorsam gegen diesen göttlichen Willen ist seine

Spei-

Speise, und der beständige Gegenstand seines Verstandes und seines Herzens gewesen. Und darum sagte er zu seinen Aposteln, er habe eine Speise, die sie nicht benannten, und welche in der Erfüllung des göttlichen Willens bestünde. *Meus cibus est, ut faciam voluntatem ejus, qui misit me, ut perficiam opus ejus.* Joh. 4, 34. Es würde also Jesum Christum nicht nachahmen, und ihn nicht ehren heißen, wenn man bloß das Aeusserliche seiner Handlungen nachahmte; wenn man redete, weil er geredet hat; wenn man gienge, weil er gegangen ist; und wenn man äsfe, weil er gegessen hat. Wenn man ihn wahrhaftig nachahmen und ehren will; so muß man thun, was der heilige Apostel Johannes sagt: *Quid dicit, se in Christo manere, debet, sicut ille ambulavit, et ipse ambulare.* Wer da sagt, er bleibe in Jesu Christo, der soll wandeln, wie er gewandelt hat; 1. Joh. 2, 4. das heißt, er soll seine Handlungen bey denselben Gesinnungen, und in eben der Absicht verrichten, in welcher Jesus Christus die seinigen verrichtet hat.

Wenn man also Jesum Christum in seinen Schritten nachahmen will; so muß man sie in eben der Absicht thun, in welcher sie Jesus Christus, und wie er die seinigen gethan hat. Nun hat er aber keine andere, als in der Absicht gethan, eine Pflicht zu erfüllen, die von dem ewigen Gesetze vorgeschrieben ist, und aus Liebe zu diesem Gesetze. Wir sollen also auch keine, als

in dieser Absicht, und wegen dieser Liebe thun. Wenn man sie gehörig thun will; so muß man diese Regel kennen und lieben: *Ut intelligas universa, quæ agis.* Es würde also um eine Handlung der Höflichkeit, die man jemanden erweist, zu heiligen, nicht genug seyn, sie zu verrichten, um die Schritte Jesu Christi zu ehren; sondern man muß sie in der Absicht, die Regel dieser Handlung zu erfüllen, verrichten; denn diese Handlung hat eine Regel und eine Gerechtigkeit und Billigkeit. Es ist z. B. recht und billig, andere gewisse Pflichten der Höflichkeit zu erweisen, weil es recht und billig ist, die Ordnung der Welt zu beobachten, in so fern sie etwas beyträgt, die Liebe zu erhalten, die gar leicht verlischt, wenn man sie nicht beobachtet. Denn aus diesen und andern ähnlichen Absichten hat Jesus Christus etwas gethan, und die Nachahmung Jesu Christi besteht darinnen, daß man seine Handlungen aus ebendenselben Absichten verrichtet. Ob nun aber gleich die wahre Liebe diese Dinge nicht aus einander setzen kann; so vereinigt sie doch diese von uns angezeigte Absichten vollkommen mit einander. Und ob sie gleich diese zufälligen Absichten mit dem Hauptwerke verbindet; so verrichtet sie sie doch um dieses Hauptzwecks willen, und um das göttliche Gesetz, das sie vorschreibt, zu beobachten. Denn es ist gewiß, daß die gottesfürchtige Person, von welcher ich rede, ihre Absicht, die Schritte Jesu Christi zu ehren, niemals

mals auf unnütze Besuche anwenden würde, und ohne vermittelst des Lichts ihres Verstandes untersucht und eingesehen zu haben, ob die Handlung eine ordentliche Handlung, oder es nicht ist. Es ist also die Betrachtung der Regel, die sie leitet und führt, und, ohne daß sie daran denkt, sie handeln läßt. Und diese Absicht, die Schritte Jesu Christi zu ehren, ist nur eine zufällige Absicht, welche die andern voraussetzt, die der rechte Grund der Handlung ist. Es kann also dieses Verfahren in ihr nur etwas gutes hervorbringen. Es könnte sich aber gar wohl zutragen, daß sie bey nicht so einsichtsvollen Personen etwas böses hervorbrächte, welche glauben würden, es wäre genug, um ihre Handlungen gut zu machen, sie in der Absicht, Jesum Christum zu ehren, zu verrichten, ohne sich die Mühe zu geben, vermittelst des göttlichen Gesetzes zu untersuchen, ob sie recht oder unrecht, ordentlich oder nicht ordentlich sind.

Kann man sie aber nicht bloß verrichten, um Jesum Christum in ähnlichen Handlungen zu ehren?

Ich antworte, man kann diese zufällige Absicht damit verbinden, sie muß aber allemal die erste Absicht voraussetzen, welche diese ist, die Handlung in der Absicht, das Gesetz Gottes, der sie vorschreibt, zu beobachten, zu verrichten, und man kann sie auf verschiedene Arten, die alle gut sind, damit verbinden. Man kann folgende fünf davon angeben.

Zum ersten, man kann bey einer jeden Handlung die Augen auf die ähnlichen Handlungen Jesu Christi, als auf einen Gegenstand der Anbethung, richten. Denn Jesus Christus ist in allen seinen Handlungen anbethenswürdig. Und da es recht und billig ist, daß wir ihn darinnen anbethen; so ist es eine heilige Sache, sich der verschiedenen Handlungen, die man verrichtet, zu bedienen, um Jesum Christum in ähnlichen Handlungen anzubethen.

Zum andern, man kann die Handlungen Jesu Christi, die mit denen, die wir verrichten, eine Aehnlichkeit haben, als eine Quelle der Gnaden ansehen. Denn Jesus Christus hat durch alle seine Handlungen, und so gar auf eine besondere Art durch eine jede von seinen Handlungen die Gnaden verdient, die man nöthig hat, wenn man ähnliche verrichten will, als durch sein Leiden, die Gnade zu leiden. Da wir nun die Gnade Jesu Christi nöthig haben alle unsere Handlungen zu verrichten; so ist es eine heilige Gewohnheit, bey ähnlichen Handlungen die Augen auf Jesum Christum zu richten, damit er uns die Gnade erzeige, uns diejenige zuzugestehen, die wir nöthig haben, sie recht zu verrichten.

Zum dritten, man kann die Handlungen Jesu Christi, die mit den unsrigen eine Aehnlichkeit haben, als einen Gegenstand der Dankbarkeit ansehen. Denn wenn er uns durch dieselben die

Gna-

Gnade erworben hat; so sollen wir ihm dafür danken, und unsere verschiedenen Handlungen anwenden, Jesu Christo auf verschiedene Art zu danken.

Zum vierten, man kann bey einer jeden Handlung, die Handlungen Jesu Christi, die ihnen ähnlich sind, als den Bewegungsgrund, sie zu verrichten, betrachten. Denn wenn es sich Jesus Christus selbst hat gefallen lassen, diese kleinen Handlungen zu verrichten, und sich dieser Pflichten zu unterziehen; so sollen wir sie um so vielmehr auch selbst verrichten.

Zum fünften, man kann sie als die Regel ansehen, nach welcher wir uns richten sollen. Denn oftmals ist das göttliche Gesetz an sich selbst nicht so deutlich, als es in Jesu Christo ist. Er ist das abgekürzte Wort, das alles in sich faßt, und man kann das, was er gethan hat, als die Regel unserer Pflichten ansehen.

Man muß aber merken, daß, wenn man Jesum Christum auf diese Art ehrt, es eigentlich nicht heißt, seine Handlungen verrichten, um Jesum Christum zu ehren; sondern es heißt Jesum Christum in seinen Handlungen zu ehren, und es heißt, eine gottselige Absicht mit dem eigentlichen Zwecke der Handlungen verbinden, welcher der Grund davon seyn soll. So geht man eigentlich nicht, um Jesum Christum zu ehren; sondern man geht, indem man ihn ehrt:

XLV. Brief.

Man muß die ausserordentlichen und wunderbaren Dinge, so viel man kann, bestättigen, und zeigen, daß sie wahr sind.

So gern ich, Madame, indem ich ihnen antworte, ihren Kopf schonen möchte, wie sie, nach ihrem Geständnisse, als sie geschrieben, ihn geschont haben; so wird man doch weder sagen, daß ich das letzte Wort habe, noch auch, daß man, beym disputiren, ihnen die Antwort schuldig bleiben wird. Ich kann also, um ihnen nicht beschwerlich zu fallen, weiter nichts thun, als sie bitten, diesen Brief nicht eher zu lesen, als bis sie im Stande seyn werden, es ohne Beschwerlichkeit zu thun. Es ist nun unter uns die Rede nicht mehr von dem, was vorgegangen ist; denn ich bin nicht Willens, die Einsichten des Herrn Leefdael zu untersuchen. Da ich aber von der Wahrheit der Sache, von welcher ich redete, überzeugt war; so wolle ich durch das Zeugniß derjenigen, mit welcher ich davon redete, einen Beweis hinzufügen, der auch andere überzeugen könnte. Seit dem ich auch eingesehen hatte, daß man Thatsachen nicht eingestund; so unterließ ich die ganze Untersuchung, und legte auch keine andere Frage vor. Um aber auf den allgemeinen Satz

zu

zu kommen; ob es nämlich gut oder nicht gut ist, die ausserordentlichen Sachen zu untersuchen; so bin ich mit ihnen fast in allen Stücken eins, und ich weis nicht, worüber wir noch mit einander werden zu streiten haben:

Zum ersten, sie geben zu, daß diese Untersuchung für diejenigen, welche diese Einsichten haben, allzeit nützlich seyn kann:

Zum andern, daß sie bey denen Nutzen schaffen kann, die billig sind; und welche, wegen eines einzigen Irrthums, nicht alle übrige Einsichten, welche ein rechtschaffener Mann kann gehabt haben, verwerfen:

Ich gebe ihnen auch zu, daß sie für Leute, die verwegen und übereilt urtheilen, gefährlich seyn kann. Und wenn sie hieraus weiter nichts schließen wollen, als daß man, indem man diese Untersuchung anstellt, die üble Folgen, die daraus entstehen können, zu vermeiden suchen muß; so werden wir auch in diesem Stücke eins seyn: Wenn sie aber entweder daraus schließen, daß mit dieser Untersuchung allemal üble Folgen verbunden wären, oder daß man sie niemals anstellen müsse, wenn einige üble Folgen zu befürchten wären; das heißt, daß man allemal das Böse vielmehr vermeiden, als daß das Gute befördern müsse; so werden sie in ihren Schlüssen etwas zu weit gehen:

Denn es ist wahr, daß diese üblen Folgen etwas sehr seltenes sind, und daß man nicht gar

zu sehr Ursache hat, sich davor zu fürchten. Wenn ich darein gefallen bin; so ist es geschehen, weil, da ich die Sache, nach welcher ich mich erkundigte, damals für gewiß hielt, (sie schien so zu seyn), und nicht das geringste Mißtrauen darein setzte, ich nur noch eine gewisse äusserliche Gewißheit hinzuthun wollte, um sie in Ansehung anderer gewiß zu machen, und ich that die Frage ohne Rückhalt. Wenn ich aber einiges Mißtrauen gehabt hätte; so war es etwas leichtes, dieses ganze Geschrey, welches nicht wohl vorherzusehen war, zu vernichten.

Gesetzt aber auch, daß bey dergleichen Untersuchungen allzeit etwas zu befürchten wären, muß man sie wohl deswegen niemals anstellen? Ich sage, wenn es die Sache verdient, und wenn etwas gutes davon zu hoffen ist; so muß man sie, dieser vermeynten üblen Folgen ungeachtet, anstellen. Denn man kann in diesem Stücke die Regel anwenden, die der heilige Augustinus in einem andern Falle giebt, daß nämlich die Bekanntmachung einer Wahrheit den einen nützlich, und den andern unnütze ist; und da er gerade heraus sagt, man müsse sie denen, welchen sie nützlich ist, wegen derer, welchen sie schädlich seyn kann, nicht vorenthalten; so kann man auch sagen, man müsse die nützliche Untersuchung der Wahrheit einer Sache deswegen nicht unterlassen, weil sie andere mißbrauchen können; welches aber doch eine Gleichheit zwischen dem Guten, das man sucht, und

dem

dem Bösen, welches andern daraus zuwächst, voraussetzt. Denn wenn das Gute klein, und das Böse sehr groß wäre; so würde man anders davon urtheilen müssen.

Wir wollen, wenn es ihnen gefällig ist, von der Hypothese des Herrn von Leefdael, welche verwickelter ist, abstehen, und eine andere Sache nehmen. Muß man, z. B. untersuchen, ob das, was, wie man sagt, der Schwester Seraphine begegnet ist, wahr ist, oder nicht? Ich rede von der ausserordentlichen Erhebung in die Luft vor allen ihren Schwestern. Wenn man fände, daß sie falsch oder ungewiß wäre; so würde es dem Kloster nachtheilig seyn. Wäre sie aber wahr; so würde die Kirche Nutzen davon haben. Was muß man nun bey dieser Furcht und Hoffnung thun? Ich sage, man muß die Sache untersuchen. Wenn man keine von den ausserordentlichen Sachen untersucht, die Gott jetzo thut, und welche er ohne Zweifel in der Absicht thut, daß sie Nutzen schaffen sollen; so sind sie alle, nicht nur rechtschaffenen Leuten, sondern auch allen klugen und verständigen Personen, nichts nütze. Wegen der Leichtgläubigkeit, des Betrugs und des Mangels der Einsicht bey denen, die sie erzählen, ist das wahre und falsche so mit einander vermischt, daß eine ausserordentliche Sache, die man erzählt, und welche sich von vielen andern nicht durch ein ausserordentliches Merkmaal unterscheidet, nach dem Urtheile der Vernunft soll verworfen werden, das

heißt, man soll gar nicht darauf achten. Dieses vorausgesetzt, frage ich, ob die Kirche, rechtschaffene Leute, kluge und verständige Personen, des Nutzens eines Wunders, das Gott gethan hat, bloß deswegen sollen beraubt werden, weil es sich vielleicht zutragen kann, daß, wenn diese Untersuchungen Sachen, die für wunderbar gehalten werden, ungewiß machen, dumme Leute sich daran ärgern? Denn, man muß sich nicht irren, alle ausserordentliche Sachen, die nicht untersucht und bewiesen sind, haben keinen Nutzen; und je größer sie sind, desto leichter werden sie lächerlich. Man muß sich also ausserordentliche Mühe geben, sie, wenn man kann, recht zu beweisen und darzuthun. Denn, wenn man es unterläßt; so ist es um sie geschehen.

Ich erinnere mich hierbey, daß, als ich einsmal in dem Leben eines gewissen Barfüssermönchs, welcher der Vater Dominicus hieß, gelesen hatte, er wäre vor dem Könige in Spanien, vor der Königinn und dem ganzen Hofe in die Luft erhoben worden, und er habe nur seinen Leib anblaßen dürfen, um ihn, wie eine Seifenblase, zu bewegen, ich solches bey der Frau von Longueville zum Spaaß erzählte. Verschiedene Personen, denen es nicht am Verstande fehlte, suchten meine Erzählung lächerlich zu machen. Und ihr vornehmster Grund war dieser, daß sie sagten, da dieses Wunder die herrlichste und für die Religion wichtigste Sache wäre; so würde man glaub-

würs

würdige Urkunden davon aufgesetzt, und ein Denkmaal haben aufrichten lassen, um sie für die Nachwelt aufzubewahren. Dieser Grund ist nicht gar zu gewiß; denn die Menschen sind überaus nachläßig, der Wahrheit das Ansehen und die Gewißheit, die sie haben soll, zu verschaffen. Er ist aber hinlänglich, um zu erkennen zu geben, daß die wichtigsten Sachen von der Welt nicht nur unnütze, sondern auch lächerlich werden, weil man ihre Gewißheit nicht bewiesen hat.

Bilden sie sich auch nicht ein, es sey etwas geringes, was, wie man sagt, der Schwester Seraphine widerfahren ist, welche in die Höhe gehoben worden, so das vier Personen, welche sie herunterziehen wollten, es nicht dahin bringen konnten. Das beweist gar nichts für sie. Wenn aber die Sache recht ist bestätigt worden; so beweist sie Gott und den Teufel, das heißt, die ganze Religion. Es verachten auch diejenigen, welchen man dergleichen Begebenheiten erzählt, sie nicht als Sachen, die nichts sind, sondern als solche, die falsch sind; und sie sehen die unterlassene Bestätigung derselben als ein Kennzeichen der Falschheit an. Wenn ich auch an dem Orte, wo dieses soll geschehen seyn, einiges Ansehen gehabt hätte; so würde ich die Sache viel weiter getrieben, und geglaubt haben, ich leistete Gott einen Dienst, wenn ich dieser Begebenheit die größte Gewißheit verschaffe.

Es ist wahr, unter der Bestätigung einer Erscheinung, und der Bestätigung einer äußerlichen Begebenheit, ist ein großer Unterschied. Denn eine Erscheinung beweist wenig, ob sie gleich ist bestätigt worden; da hingegen eine äußerliche Begebenheit viel beweißt. Darum muß man auch, weil weniger dabey zu gewinnen, und mehr zu verlieren ist, zurückhaltender dabey seyn, und behutsamer verfahren. Es läßt sich aber doch aus allen den verschiedenen Gedanken, die der Herr von Leefdael gehabt hat, etwas schließen. Und wenn nur diese Untersuchung klüglich angestellt würde, wie es möglich ist; so würde es nicht unmöglich seyn, das, was man befürchtet, zu vermeiden, und von dem, was wahr und gewiß wäre, Nutzen zu haben.

Nichts ist so leicht, als sich in diesem Stücke zu betriegen, und zu denken, andere werden das, was wir für gewiß halten, auch für gewiß halten, und deswegen unterlassen, Beweise davon anzuführen.

Der Cardinal Jacob von Vitry, ein wichtiger und verdienter Mann, erzählt z. B. in dem Leben der Marta von Ognins, ausserordentliche Dinge, die einer heiligen Jungfrau begegnet waren, die noch zu seinen Zeiten lebte, und welche man die bewundernswürdige Christine nannte. Er war Beichtvater in ihrem Kloster, in welchem sie sich befand, und vermuthlich auch der ihrige; und darum hatte er sich eingebildet, man werde glauben,

hen, was er von ihr sagte. So groß indessen sein Ansehen auch immer seyn mag, so ist doch das, was er von ihr sagt, etwas so ausserordentliches, daß man lacht, wenn man es erzählt; und der Herr von Andilly hat geglaubt, er müsse es aus dem Leben der Maria von Ognies, welches er französisch herausgegeben, weglassen.

Wenn es dieser Cardinal anders gemacht, und, an statt uns mit seinem Zeugnisse zu bezahlen, sich die Mühe genommen hätte, die Thatsachen mit guten Zeugen zu bestättigen, und die Sachen umständlich vorzutragen; so würde man ganz anders davon urtheilen, und diese Geschichten würden der Kirche nicht so unnütze seyn, als sie es jetzo sind.

Würden sie sich nicht freuen, Madame, wenn die guten Domherrn zu Craucau, die zu den Zeiten des heiligen Stanislaus lebten, eine glaubwürdige Registratur von diesem vor drey Jahren verstorbenen und wieder auferstandenen Heiligen hätten verfertigen lassen, der dem Könige Boleslaus die Wahrheit einer Sache bezeugte, in Ansehung welcher dieser Heilige war verleumdet worden, worauf der Todte wieder in sein Grab gelegt wurde; und auch von dieser andern Begebenheit, die eben so wunderbar ist; daß die Glieder des heiligen Stanislaus, welche stückweise auf die Felder waren geworfen worden, bey einem gewissen Lichte erkannt, und wieder an ihren Ort gelegt wurden, so daß man nicht die geringste Narbe

daran gewahr wurde, wie wir solches vor einiger Zeit in dem Brevier lasen. Weil sie es aber nicht gethan haben; so wird durch das, was man davon sagt, niemand überzeugt.

Sie werden vielleicht sagen; was für einen großen Nutzen kann man sich wohl von der vollkommenen und unleugbaren Bestättigung eines Körpers versprechen, der ein ziemliches Stück in die Luft erhoben worden, und welchen vier Personen nicht herunter ziehen können, wie solches, dem Vorgeben nach, der Schwester Seraphine begegnet ist?

Das sehen die guten Leute, wie sie sind, nicht ein, und ich sehe es, in Ansehung meiner auch gar nicht ein; denn mich geht dieses ganze Wunder nichts an. Wenn ich aber gewisse Leute betrachte, deren es viel in der Welt giebt; so urtheile ich anders davon.

Sie sollen also wissen, daß die große Ketzerey der Welt nicht mehr der Calvinismus oder der Lutheranismus, sondern der Atheismus ist, und daß es allerley Atheisten, wirkliche, scheinbare, entschlossene, wankelmüthige und versuchte, giebt. Es ist zu hart, wenn man sagt, man müsse eine so böse Gemüthsverfassung gar keiner Achtung würdigen. Da ein jeder lebendiger Mensch der göttlichen Gnade fähig ist; so muß man weder an eines seiner Seligkeit verzweifeln, noch ihn der äusserlichen Mittel, die etwas dazu beytragen können, berauben. Die spekulativischen Bewegungs-

gründ-

gründe vermögen wenig über den Verstand solcher Leute; sie machen nur einen düstern Eindruck in denselben. Mit einem Wunder verhält es sich ganz anders; gemeiniglich streiten sie nur über die Wahrheit desselben. Denn sie sind nicht fein genug, um zu sagen, ein Körper könne natürlicher Weise eine Viertelstunde lang in die Luft erhoben worden; sondern sie sagen gerade heraus, das wäre nicht möglich.

Sie werden sagen, was wird man denn also dabey gewinnen, wenn man bewiesen hat, daß eine Sache wahr ist? Sie werden alles gewinnen; denn sie werden sie zwingen; den Schluß zu machen, daß ein Teufel und ein Gott ist; und das glauben sie alles nicht. Wegen des übrigen geben sie sich nicht viel Mühe. Hieraus folgt also nichts für die Schwester Seraphine; es folgt aber hieraus alles für die Kirche wider dergleichen Leute. Darum versichere ich sie, daß, wenn ich an dem Orte, wo dieses soll geschehen seyn, einige Macht und Gewalt gehabt hätte, ich die Sache viel weiter würde getrieben haben.

Die mehresten Menschen denken nur an sich, oder an die, so um sie herum sind, und halten alles, was ihnen nicht nutzt, für unnutze; man muß aber weiter sehen. Man muß das Allgemeine der Kirche und die ganze Nachkommenschaft in Betrachtung ziehen; und die kleinen besondern übeln Folgen scheinen etwas geringes zu seyn,

wenn

wenn man diese sich viel weiter erstreckenden Absichten hegt. Weil man aber diese allgemeinen Absichten nicht hat; so läßt man alles, was Gott in der Kirche thut, für dieselbe verlohren gehen, und alle Merkmaale seiner Gegenwart in der Welt und in der Kirche verschwinden.

Aber, werden sie sagen, man sieht nicht, daß man sich jemals die Mühe gegeben hat, alles auf das genaueste zu bestättigen. Es ist wahr, sie sehen aber auch die Wirkung davon; es wird nämlich alles für die Kirche ungewiß und unnütz, und endlich lächerlich. Wer weis auch, ob diese Nachläßigkeit, die nicht billig zu seyn scheint, nicht ein göttliches Gericht über diejenigen ist, die verblendet zu werden verdienen, und welche Gott dadurch der Einsichten berauben will, die sie eines bessern würden belehren können? Wenn nun aber dieses vermöge einer göttlichen Zulassung auf solche Art geschieht; so scheint die Nachläßigkeit derer, so etwas dazu beytragen, gar nicht tadelnswürdig zu seyn. Das ist meine Schutzrede für die Erläuterungen, welche aber nur diejenigen angeht, die sie geben sollen, nicht aber mich, weil sie mir nicht sind aufgetragen worden.

Ich muß noch etwas wegen des andern Theils ihres Briefs hinzusetzen. Die Regel, von den Heiligen gutes und böses zu sagen, hat in der That viele Ausnahmen nöthig.

Zum ersten ist sie nicht von besondern Unterredungen, sondern von öffentlichen Schriften, zu ver-

verstehen. Denn bey einer besondern Unterredung ist die Gemüthsverfassung desjenigen, mit welchem man redet, die Regel, und man soll dabey alles weglassen, was ihm anstößig seyn kann.

Sie ist auch nicht von den Handlungen zu verstehen, die nur dem Scheine nach böse und unrecht, im Grunde aber gut sind. Denn die Ursache, warum man glauben sollte, man müsse die Handlungen, welche ausschweifend zu seyn scheinen, nicht bekannt machen, ist diese, weil sie aus zwey Theilen bestehen; aus dem Aeußerlichen, welches unordentlich zu seyn scheint, und aus dem Innerlichen, welches recht und ordentlich ist. Da nun der Geschichtschreiber dieses Innerliche nicht zeigen und vorstellen kann; so hintergeht er gewissermaßen den Leser, indem er ihm nur den Theil zeigt, der ihm anstößig ist, und ihn betriegt.

Man soll sie also auf die Sachen einschränken, die ein gewisses Böses in sich fassen, das klar und unzweifelhaft ist, als ein Irrthum, eine falsche Einbildung, und auch in diesem Falle halte ich dafür, es sey wahr, daß man dergleichen Dinge niemals ohne alle Verbesserung sagen müsse. Wenn ich aber z. B. wüßte, daß ein rechtschaffener Mann viele wahre Dinge geweissagt hätte, und daß unter diesen wahren Weissagungen ein gewisser falscher Eindruck befindlich wäre; so würde ich lieber alles, als nur das gute, sagen. Die Ursache ist diese, weil es eine für die Kirche sehr

wichtige Wahrheit ist: Daß Gott zuläßt, daß sich unter die wahren Einsichten frommer und rechtschaffener Leute falsche Eindrücke mischen, und daß man also alles untersuchen, und weder so schließen muß, wer einmal unrecht hat, hat allemal unrecht; noch auch so, wer in vielen Stücken recht hat, hat allemal recht.

Ich sage, es ist eine wichtige Wahrheit, um so wohl den Irrthum einer gar zu großen Leichtgläubigkeit zu verhindern, die ohne allen Rückhalt denen anhängt, an welchen man etwas ausserordentliches gesehen hat; als auch zu verhindern, daß man nicht unbarmherziger Weise viele rechtschaffene Leute verdammt, welchen es begegnen kann, daß sie sich auf gleiche Weise irren.

Ich habe also kein Recht, der Kirche diese Lehre zu nehmen, die ihr Gott giebt; und wenn es dumme und unverständige Leute giebt, die üble Folgen daraus ziehen, so ist es ihr Fehler. Es ist aber deswegen nicht mehr erlaubt, die Kirche einer nützlichen Wahrheit zu berauben.

Ich würde es also, aber auf eine solche Art sagen, welche so viel, als es möglich wäre, die üble Folge, die sie befürchten, verhütete.

Das sind meine Gedanken, Madame. Ich weis nicht, ob sie mit den ihrigen übereinstimmen, oder nicht; denn vielleicht sind wir einerley Meynung. Sie mögen nun aber beschaffen seyn, wie sie wollen; so werden sie doch niemanden Schaden thun, weil ich nicht leicht Gelegenheit

haben werde, sie in die Ausübung zu bringen, indem ich mehr, als jemals, entschlossen bin, mich gar sehr einzuschränken, und mich in nichts zu mischen.

XLVI. Brief.

Von dem, was man denen schuldig ist, welche die Wahrheit und Gerechtigkeit verfolgen;

An eine Vorsteherinn eines Klosters.

Wenn es, meine ehrwürdige Mutter, das besondere Gesetz, welches ich mir gemacht habe, erfordert, daß ich bey dem Anfange dieses Jahres an sie schreibe; so erfordert es auch das allgemeine Gesetz des Christenthums, daß ich es auf eine Art zu thun suche, die so wohl mir, als auch ihnen, nützlich seyn kann. Und damit ich dieser doppelten Verbindlichkeit Genüge thun möge; so ist mir eingefallen, zum Innhalte dieses Briefs die Unruhen zu machen, die man in ihrer Stadt erregt, wie auch den mannichfaltigen Verdruß, den man ihrem Herrn Bischoffe gemacht hat; weil uns allen beyden gleich viel daran gelegen ist, zu wissen, was man davon denken soll.

Es ist mir also vorgekommen, meine ehrwürdige Mutter, als ob man die Verdrießlichkeiten,

die

die rechtschaffenen Leuten durch die Bosheit und Ungerechtigkeit der Menschen gemacht werden, oftmals auf eine gar zu menschliche Art ansähe; und als ob, indem man sie mehr mit den Augen der Sinne und der Vernunft, als mit den Augen des Glaubens, betrachtet, man mit den Gesinnungen, welche uns die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit einflößen kann, viele andere Bewegungen, die ihren Grund nur in der Natur haben, verbände. Denn es ist nichts gewöhnlicher, als auf diese Art von dem Glauben zu den Sinnen fortzugehen, und für eine Sache, die an und für sich selbst ganz heilig ist, ganz menschliche Leidenschaften zu hegen. Dieses kömmt daher, weil die Eigenliebe alles als ihre Sache ansieht, und an allem Theil nimmt. So bald man sich also mit einigen rechtschaffenen Leuten wegen der rechtmäßigsten weltlichen Sachen vereinigt hat; so nimmt man sich ihrer Sache als seiner eigenen an; man sucht ihren Nutzen als den seinigen zu befördern; man hält ihre Erniedrigung für die seinige, und verspürt in Ansehung alles dessen, was ihnen begegnet, eben die Leidenschaften, welche die Weltmenschen bey den zeitlichen Angelegenheiten ihrer Freunde haben. Man betrübt sich auf eine menschliche Art über ihre Unfälle; man wird gegen die, so ihnen unrecht thun, auf eine menschliche Art unwillig; man nimmt es übel, wenn man ihnen etwas zu Leide thut, und freuet sich, wenn man sie lobt.

Wenn indessen diese Bewegungen dem menschlichen Verstande natürlich sind; so sind sie sehr weit von denen entfernt, welche die Einsichten des Glaubens, so wohl in Ansehung derer, die Unrecht leiden, als auch in Ansehung derer, die Unrecht thun, wie auch in Ansehung der Wahrheit und Gerechtigkeit an sich selbst, hervorbringen sollen.

Denn zum ersten halte ich dafür, man solle unter der Sache Gottes und der Sache der Menschen einen großen Unterschied machen, und sie nicht, wie solches zu geschehen pflegt, mit einander vermengen. Die Wahrheit und die Gerechtigkeit werden durch die Ungerechtigkeit und die Lügen wirklich entehrt; aber die Beleidigungen, die man den Menschen zufügt, gereichen ihnen nur zur Ehre. Sie sind für sie eine Veranlassung, sich zu freuen; und wenn sie von dem Geiste des Evangeliums beseelt werden; so sollen sie die Gesinnungen hegen, welche in der Apostelgeschichte durch folgende Worte ausgedruckt werden: *Ibant gaudentes a conspectu concilii, quoniam digni habiti sunt pro nomine Jesu contumeliam pati:* Die Apostel giengen von dem Rathe freudig hinweg, weil sie würdig waren geachtet worden, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden. Apostelg. 5, 41.

Man soll sich also über das Unrecht, welches der Wahrheit zugefügt wird, betrüben, und nicht über dasjenige, welches man den Menschen zu-

fügt. Und wenn wir uns hierüber betrüben; so werden wir unser Betrübniß nicht auf eine einzige Stadt, oder auf einen einzigen Kirchsprengel, einschränken; wir werden von den Beleidigungen gerührt werden, welche die Menschen Gott zufügen, es geschehe, an welchem Orte es wolle. Wir werden nicht nur die Hirten und Lehrer beklagen, die den Beschimpfungen und Verleumdungen der Gottlosen ausgesetzt sind; sondern wir werden auch noch mehr so viele Völker beklagen, die ihre Hirten und Lehrer verlassen, und die sie selbst lästern; wie auch so viele Mißbräuche und böse Beyspiele, welche gegeben werden; so viele Priester, welche die Religion entehren; so viele Unordnungen in den Klöstern, woran niemand denkt; und bey der Menge dieser Veranlassungen uns zu betrüben, werden wir finden, daß dasjenige, was uns besonders betrübt macht, nicht gar zu betrachtlich ist. Es ist ein großes Unglück, daß die guten Bischöffe nicht alles Gute thun können, so sie wollen; es ist aber ein noch weit größres Unglück, daß die Bösen alles thun können, was ihnen gefällt, ohne daß ein Mittel darwider wäre. Und da man bey der Betrachtung aller der Unordnungen, die in der Kirche herrschen dennoch ruhig ist, indem man bedenkt, daß sie Gott sieht, daß er sie duldet, daß er von uns verlangt, daß wir sie leiden sollen, und daß er sie zu seiner Ehre anzuwenden weis; so soll man auch auf eben die Art in Ansehung der besondern Uebel ru-

hig

hig seyn, die mehrern Eindruck in uns machen, weil wir sie näher sehen, und weil sich, wie ich schon gesagt habe, in den Eifer, den wir für die Wahrheit haben, etwas menschliches mischt.

Wenn man Gottes Angelegenheiten von den Angelegenheiten der Menschen unterscheiden muß; so muß man auch einsehen, daß unter den Uebeln, die wir an den Menschen beklagen sollen, ein grosser Unterschied ist, und daß unsere Mitleiden und unsere Gebethe oftmals nicht nach der Grösse dieser Uebel, und dem Bedürfnisse derer, welche sie leiden, eingerichtet sind. Was ist wohl das Uebel eines Bischoffs oder der Geistlichen, die bey ihren Amtsverrichtungen beunruhigt, oder wohl gar aus ihren Ländern verbannt worden, für ein Uebel? Verlieren sie etwann, weil man so mit ihnen umgeht, eins von ihren wahren Gütern? Raubt es ihnen etwan ihren Glauben, ihre Hoffnung und ihre Liebe; Macht es ihnen den Weg zum Himmel schwer? Entzieht es ihnen den Frieden und die Ruhe der Seele? Es lauft also alles auf einige zeitliche verdrießliche Dinge hinaus, welche sich mehrentheils damit endigen, daß sie ihnen nahe Ruhe verschaffen, und sie an vielen Dingen, die für das Gewissen gefährlich sind, keinen Antheil nehmen lassen.

Ganz anders aber verhält es sich mit den Uebeln, die der Glaube an denen gewahr wird, welche diese Unruhen verursachen. Sie sind Wirkungen des großen Zornes Gottes; der Strafen,

welche das Herz verblenden und verstocken, und betrübte Vorboten von den Martern, die Gott seinen Feinden zubereitet. Es sind Uebel, die nicht in ihnen bleiben, und welche sich über die schwachen oder eigennützigen Seelen ausbreiten, die von dem scheinbaren Wohlstande der Gottlosen zu Boden geworfen werden, die sich den Strohm mit fortreißen lassen, und welche die Gerechtigkeit nicht eher einsehen und ehren können, als wenn sie von den Menschen geehrt wird.

Das ist, meine ehrwürdige Mutter, die Regel und Richtschnur, wornach wir unsere Urtheile, unser Mitleiden und unsere Gebethe einrichten sollten. Wenn wir diejenigen beklagen, die einige bald vorübergehende Beleidigungen und Verdrießlichkeiten erdulden müssen, welche ihnen doch, nach der Absicht Gottes, so vielen Nutzen schaffen können; wie viel mehr sollen wir nicht die beklagen, über welche so viel schreckliche Strafen hereinbrechen? Wenn wir für diejenigen bethen, denen man Unrecht thut, damit sie Gott bey diesen Prüfungen unterstützen und erhalten möge; wie viel mehr sollten wir nicht entweder für diejenigen bethen, die ihnen solches Leiden zufügen, oder für die, welche ihre Leiden und ihre Erniedrigung darnieder schlagen und ärgern?

Nach der Beobachtung dieser Pflichten soll man sich bey solchen Gelegenheiten besonders untersuchen. So oft die Menschen entweder uns selbst, oder unsern Freunden übel begegnen, so oft wer-

den

den wir erinnert, für diejenigen zu bethen, welche die Urheber davon sind. Jesus Christus trennt diese beyden Sachen nicht von einander. Bittet spricht er, für die, so euch verfolgen. Matth. 5, 44. Und wir können sie auch nicht von einander trennen, ohne von der Verfolgung keinen Nutzen zu haben, und ohne uns den Absichten und dem Willen Gottes zu widersetzen.

Woher wissen wir, ob es Gott nicht zuläßt, daß uns die Menschen also begegnen, weil wir diese Lehre noch nicht recht gelernt, und uns die übrigen Prüfungen durch die Ausübung der Liebe gegen unsere Feinde noch nicht recht zu Nutze gemacht haben? Woher wissen wir, ob er uns nicht den Vorwurf macht, den er ehemals durch den Propheten den Juden machte? Ich habe sie vergeblich geschlagen, sie haben die Lehre nicht angenommen: *Frustra percussi eos, disciplinam non receperunt.* Jerem. 2, 10. Wenn man Gott für die Urheber dieser Unruhen eifriger angerufen, und mehr Liebe für sie gehabt hätte; so würde man vielleicht ihre Härte gemildert, und Gott zur Barmherzigkeit gegen sie bewogen haben. Und vielleicht läßt Gott dieses neue Ungewitter nur zu, um uns Gelegenheit zu geben, unsere vormaligen Nachlässigkeiten durch eine größere Liebe wieder gut zu machen. Wir müssen sie uns also, meine ehrwürdige Mutter, auf diese Art zu Nutze zu machen suchen, weil wir auf keine andere Art Theil daran nehmen können. Und

auf diese Art wird es vielleicht geschehen, daß diejenigen, die uns haben schaden wollen, nur dienen werden, uns zu bereichern, und uns wirklich glücklicher zu machen; weil es in diesem Leben kein anderes Glück giebt, als in der Liebe immer mehr und mehr befestigt zu werden. Sie würden sich übrigens irren, wenn sie das, was ich gesagt habe, auf sich anwendeten. Ich kann mit Recht voraussetzen, daß sie nichts darinnen finden werden, das sie nicht bereits gethan und beobachtet hätten. Von mir kann ich es nicht sagen; es besteht also der vornehmste Nutzen, den ich davon haben will, darinnen, daß sie Gott für mich bitte, daß er diese Gesinnungen meinem Herzen eben so sehr einprägen wolle, als ich sie in dem Verstande habe.

XLVII. Brief.

An eine Vorsteherinn des Instituts von der Visitation.

Von der Absicht und dem Geiste dieses Instituts.

Am Tage der Heimsuchung der allerheiligsten Jungfrau Maria.

Es ist heute, meine ehrwürdige Mutter, das Fest der Heimsuchung, und es ist an einem diesem Geheimnisse gewidmeten Tage billig, an sie, an ihr Haus, und an ihr Institut zu denken, welches dasselbe zum besondern Gegenstande seiner Andacht gewidmet hat. Ich werde dieses in einer oder zwoen Stunden in ihrem Kloster, welches sie in dieser Stadt haben, thun, wo ich mein Gebeth mit dem ihrigen und mit dem Gebethe aller ihrer Schwestern, welche mein schwaches unterstützen werden, vereinigen werde. Indessen will ich die bis dahin übrige Zeit anwenden, mich bey ihnen für den letzten Brief zu bedanken, den sie an mich zu schreiben mir die Ehre erwiesen haben. Und damit es nicht auf eine so ganz leere Art geschehen möge; so will ich ihnen die Gedanken melden, welche ich diesen Morgen, als ich an dieses Fest gedacht, in Rücksicht auf ihr Institut gehabt habe.

Es betrachtet Jesum und die Jungfrau Maria als seine vornehmsten Gegenstände; aber nicht Jesum und die Maria besonders, sondern Jesum in dem Leibe der Jungfrau Maria, welchem die heilige Elisabeth und der heilige Johannes die gebührende Ehre erweisen. Kurz, es ist die Maria, die Jesum in ihrem Schooße trägt.

Es ist so gar nicht der mit der Maria vereinigte Jesus, noch die mit Jesu vereinigte Maria allein, welche die Kirche in diesem Geheimnisse ehrt; sondern es ist der in dem Schooße der Maria verborgene Jesus, der die Menschen in der Person des heiligen Johannes besucht, und in dem Herzen der heiligen Elisabeth und des heiligen Johannes seine Gnade auf eine verborgene Art wirken läßt. Es ist Maria, welche bey diesen Gnaden mitwirkt, und den Menschen den Sohn Gottes, den sie empfangen hatte, mittheilt.

Es ist eigentlich das Fest Jesu Christi, welcher anfängt, den Zweck seiner Menschwerdung zu erfüllen. Es ist das Fest der Maria, der Mutter Gottes, welche anfängt, das Amt ihrer Mutterschaft gegen die Kirche zu verrichten, welches darinnen besteht, etwas dazu beyzutragen, daß Jesus Christus in den glaubigen Seelen möge gebohren werden. Denn sie ist nicht nur die Mutter Jesu Christi dem Leibe nach; sondern sie ist auch, dem Geiste nach, die Mutter Jesu Christi in den Gläubigen, indem sie durch ihre Fürbitten etwas dazu beyträgt, daß er in ihnen gebohren

ren und erhalten wird. Sie ist, spricht der heilige Augustinus, nicht die Mutter unsers Hauptes dem Geiste nach, weil sie auf diese Art vielmehr von ihm ist gebohren worden, indem alle diejenigen, die an ihn geglaubt haben, unter welchen auch die Maria war, Kinder des Bräutigams sind genannt worden; sondern sie ist die Mutter seiner Glieder, das heißt der Christen, weil sie durch ihre Liebe etwas beygetragen hat, daß die Gläubigen in der Kirche sind gebohren worden. Diese Gegenstände können gar wohl unsern Verstand und unser Herz einnehmen, und sie verlangen von uns einen neuen Dank für alle Gnaden, die wir in unserem Leben erhalten haben, indem keine darunter zu finden ist, die nicht von dem ins Fleisch gekommenen Jesu, und von seiner Gütigkeit, die Menschen zu besuchen, und sich ihnen zu schenken, herkäme: *Visitavit nos oriens ex alto*, Luk. 2, 78. Sie fordern ein neues Verlangen, der Gnade seiner Menschwerdung theilhaftig zu werden, von seinen heiligen Besuchen Nutzen zu haben, und ihm in unserem Herzen einen Platz einzuräumen, weil dieses der Ort ist, wo er will aufgenommen werden.

Ich halte aber doch dafür, man müsse, dem Geiste der Kirche und dem Zwecke ihres Institutes zu Folge noch weiter gehen, und sich dieses Geheimniß in einem größern Umfange vorstellen und dasselbe ehren.

Die Jungfrau Maria ist wie die Väter sagen, so wohl wegen ihrer Jungfrauschaft, als auch wegen ihrer Mutterschaft, das Bild der Kirche. Denn die ganze Kirche ist, wie der heilige Augustinus sagt, dem Geiste nach Jungfrau und sie ist auch Jesu Mutter, weil sie die Mutter seiner Glieder ist, welche die Gläubigen sind, die sie durch Gottes Gnade zeugt: *Mater ejus est tota Ecclesia, quia membra ejus, id est Fideles ejus, per Dei gratiam ipsa utique parit* 1).

Jesus Christus ist in dem Schooße der Kirche verborgen, wie er es in dem Schooße der Maria war. Denn er wohnt geistlicher Weise durch den Glauben in den Herzen der Gläubigen, wie der heilige Paulus sagt; Ephes. 3, 17. und er wird wirklich und leibhaftig durch das Abendmahl empfangen, welches eine Ausdehnung seiner Menschwerdung ist. Er wohnt nicht nur in ihnen, um sie selbst zu heiligen; sondern er wohnt auch in ihnen, um andere zu heiligen; gleichwie er nicht in der Jungfrau Maria bloß um ihrer Heiligung willen war, sondern es auch dahin zu bringen, daß sie die Heiligung des ganzen Leibes der Kirche, befördern hülfe. Denn der heilige Augustinus sagt sehr vielmal hiervon, die von dem Geiste Jesu Christi belebte Kirche erlangt durch ihre Gebethe alle Gnaden, die einem jeden Gläubigen zu Theile werden; so daß ein jedes Glied insbesondere seine Seligkeit den Gebethen aller

1) De sancta Virginitate, c. 5. n. 5.

aller übrigen, das heißt den Gebethen der ganzen Kirche, zu danken hat. Und in diesem Verstande nennt Jesus Christus alle, die den Willen seines Vaters thun, seine Mutter, weil sie durch die Liebe etwas beytragen, Jesum Christum in dem Herzen der übrigen zu bilden. Es ist also billig, an diesem Tage Jesum Christum, der nicht nur in der Maria, sondern auch in der ganzen Kirche verborgen ist, zu ehren. Es ist billig, nicht nur die ganz reine Fruchtbarkeit der Maria, sondern auch die ganz reine Fruchtbarkeit der Kirche zu ehren, welche uns Jesum Christum mit seinen Gnaden mittheilt, wie sie die Maria dem heiligen Johannes und der heiligen Elisabeth mittheilte. Denn sie theilte sie ihnen nicht für ihre Person allein, sondern auch für uns mit, und sie theilte sie als ein herrliches Bild der Kirche, und als ihr vornehmstes Glied mit, und um dasjenige anzufangen, was in allen folgenden Zeiten, in Ansehung aller Gläubigen, sollte erfüllt werden.

Man muß also eigentlich an diesem Tage auf dasjenige aufmerksam seyn, wozu man in Ansehung der Kirche verbunden ist, und den Glauben des Artikels des Glaubensbekenntnisses erneuern, in welchem wir die Gemeinschaft der Heiligen zu glauben bekennen. Denn diese Gemeinschaft ist nichts anders, als die Mittheilung, welche darinnen besteht, daß einem jeden Gläubigen die Gnaden aller übrigen mitgetheilt werden, weil, was

ein jeder davon hat, eine Wirkung des Gebeths und der Liebe des ganzen Leibes ist, und uns nur durch Jesum Christum, welcher in der Kirche wohnt, gegeben wird; gleichwie die Gnaden, die der heilige Johannes bekam, ihm nur durch Jesum Christum gegeben wurden, welcher in dem Schoße der Maria wohnte, die ein Bild davon war.

Mich dünkt, meine ehrwürdige Mutter, es könne keine Lehre mehr beytragen, die Gläubigen unter einander zu vereinigen, als diese. Denn sie lehrt, Jesum Christum als einen solchen anzusehen, der in einem jeden Gläubigen verborgen ist und wohnt; welches uns verbindet, sie alle auf eine besondere Art zu ehren, die von den Höflichkeiten, welche die Menschen einander erweisen, gar sehr unterschieden ist.

Sie lehrt uns, von ihnen abzuhängen, weil unsere Seligkeit von ihrem Gebethe abhängt; weil sie an allen den Gnaden, die wir von Gott erhalten, Theil haben, und weil wir sie nur vermittelst dieser Vereinigung und Abhängigkeit erhalten können. Denn in der Kirche ist niemand sich selbst genug; niemand kann sagen, er habe einen andern Gläubigen nicht nöthig; und wir sollen sie insgesammt nicht nur als unsere Brüder und Schwestern, sondern auch als unsere Mütter ansehen, weil wir das Leben der Gnade von ihnen haben, und es ohne sie nicht haben können. Endlich soll sie uns gar sehr befürchten lassen, wir

möch-

möchten sie unrechtmäßiger Weise verdammen, ärgern, ihnen schaden, und sie betrüben, weil alles dieses auf Jesum Christum zurückfällt, der in ihnen ist, und folglich in ihnen verdammt, geärgert und betrübt wird.

Da, meine ehrwürdige Mutter, ihr Institut der Liebe des Nächsten ganz gewidmet ist, und aus diesem Grunde ihr heiliger Stifter ihnen dieses Geheimniß, welches ganz Liebe ist, erwählt hat; so hat er es ohne Zweifel in diesem weiten Umfange betrachtet, und gewollt, daß, da sie besonders bekennen, den in der Jungfrau Maria verborgenen Jesus zu ehren, sie dadurch besonders mit der heiligen Jungfrau und der Kirche, und mit Jesu Christo, der in der einen und der andern wohnt, verbunden seyn sollen.

Mit einem Worte, er hat gewollt, daß sie Töchter der Kirche, nicht nur vermöge eines besondern Gehorsams und einer besondern Abhängigkeit von den Lehrern und Predigern, sondern auch vermöge einer zärtlichen Liebe und einer besondern Ehrerbiethung gegen alle ihre Glieder, seyn sollen, wie auch, vermöge eines aufrichtigen Danks dafür, daß sie von ihr so wohl ihren besondern Beruf zum jungfräulichen und Klosterleben, als auch ihren gemeinschaftlichen Beruf zum Christenthume, haben. Wenn man fragt, spricht der heilige Augustinus, wer die Mutter der Jungfrauen ist; so muß man sagen, es ist die Kirche. Die heiligen Jungfrauen können nur von dieser

hei-

heiligen Jungfrau gebohren werden; von dieser Jungfrau, sage ich, welche Jesu Christo in einer vollkommenen Reinigkeit ist dargestelt worden. Von der Kirche, welche, nicht dem Leibe nach in allen seinen Theilen, sondern dem Geiste nach, Jungfrau ist, werden die Jungfrauen, dem Leibe und dem Geiste nach, gebohren: *Si harum quæritur mater, ecclesia est. Non parit virgines sacras nisi virgo sacra, virgo illa, quæ desponsata est uni viro casta exhiberi Christo. Ex illa non tota corpore, sed tota virgine spiritu, nascuntur sacræ virgines et corpore et spiritu* 1). Wenn sich also die Nonnen von der Visitation der besondern Absicht ihres Instituts gemäß verhalten wollen; so müssen sie sich vornehmlich hüten, daß sie es nicht wie gewisse Gesellschaften machen, die sich dergestalt auf sich selbst einschränken, daß es scheint, die andern Gläubigen wären in ihren Augen nichts, und sie sollten nur für ihren Orden Hochachtung und Liebe haben. Ihre Andacht soll eine allgemeine und gemeinschaftliche Andacht, und ganz auf Jesum Christum gerichtet seyn, der in dem ganzen Leibe der Kirche ausgebreitet ist, und ihn durch seinen Geist und durch seinen Leib bildet; und sie sollen für sich selbst nur durch die Gemeinschaft, die sie mit diesem Leibe und diesem Haupte haben werden, Gnaden hoffen.

Das

1) De sancta Virginitate, c. 12. n. 11.

Das, dünkt mich, verlangt ihr Institut von ihnen, und das sollen sie in dem Geheimnisse der Heimsuchung ehren, welches uns diesen Einfluß des in der Kirche wohnenden Jesu Christi in alle seine Glieder vorstellt. Und das soll auch alle Gläubige, die ihre Seligkeit hoffen können, zu einer besondern Hochachtung gegen ihr Institut bewegen, das ihnen diesfalls zu einem Beyspiele dienen soll. Ich kann ihnen sagen, meine ehrwürdige Mutter, daß ich mich glücklich schätze, daß ich es in dieser Absicht und bey dieser Gesinnung ehre, und daß ich hoffe, das Zeugniß, das ich ihnen davon gebe, werde mir die Fortsetzung ihres Gebeths, und des Gebeths ihres heiligen Hauses zuwege bringen, zu welchem ich, wie sie leicht denken können, ein großes Zutrauen wegen der in diesem Briefe vorgetragenen Grundsätze haben soll, die Gott meinem Herzen tief einprägen wolle. Sie verpflichten mich zu einer besondern Dankbarkeit für die Liebe, die sie gegen mich hegen, und mein ganzes Leben lang aufrichtig zu seyn, ꝛc.

XLVIII.

XLVIII. Brief.

Wie man sich die Lehren, die man andern giebt, zu Nutze machen kann.

An eine Vorsteherinn eines Klosters.

Ich weis nicht, meine ehrwürdige Mutter, ob sie es nicht am Ende bereuen werden, daß sie mir die Freyheit geben, zum Innhalte der Briefe, die ich von Zeit zu Zeit an sie schreibe, die Einfälle zu wählen, die ich, wenn ich anfange zu schreiben, habe, ohne daß sie mir den Briefen, die ich von ihnen bekommen, einigen Zusammenhang haben, oder sie anders angehen, als vermöge eines so gemeinen Bezugs, daß niemand zu finden ist, an den ich sie nicht eben so wohl, als an sie, richten könnte. Da mir aber diese Freyheit sehr bequem ist, und sie mir sie noch nicht untersagt haben; so will ich sie auf eine Art brauchen, die ihnen wenigstens einen Zeitvertreib wird machen können, wenn sie sonst keinen Nutzen davon haben.

Ich dachte also, meine ehrwürdige Mutter, an etwas, das ein jeder, jedoch einer mehr, und der andere weniger, an sich wahrnehmen kann. Es besteht darinnen, daß wir in Ansehung anderer ihrer Pflichten sehr scharfsichtig sind. Wir se-

hen

hen ihre Fehler, und was sie zur Verbesserung derselben thun sollten, sehr gut ein. Wir unterscheiden an ihnen die Bewegungen Gottes von den Wirkungen ihrer Einbildungskraft, und den Wirkungen ihrer Leidenschaften. Wir sehen deutlich was Gott, nach ihren verschiedenen Zuständen, von ihnen verlangt. Endlich reden wir mit ihnen gemeiniglich von ihrem Zustande auf eine einsichtsvolle und liebreiche Art. Wenn aber von uns die Rede ist; so verschwinden alle unsere Einsichten. Wir kennen weder unsere Krankheiten, noch die Mittel wider dieselben. Wir wissen nicht, ob Gott, oder die Einbildung, in uns wirkt. Und endlich reden wir mit uns selbst von unsern Krankheiten und Gebrechlichkeiten nicht mit der Einsicht, mit welcher wir von anderer ihren Krankheiten und Gebrechlichkeiten reden, und sind oftmals entweder zu dienstfertig oder zu muthlos.

Es ist leicht zu sehen, daß die Eigenliebe die Ursache von dieser Unordnung ist. Denn weil sie in uns geheime Absichten des Eigennutzes, oder der Leidenschaft, erregt; so vermengt sie die wahren Einsichten, und bringt eine Vermischung guter und böser Gedanken hervor; welche macht, daß wir die Wahrheit nicht einsehen. Dieses begegnet uns aber in Ansehung anderer nicht, weil wir ohne Leidenschaft und Eigennutz von ihnen urtheilen. Es ist aber sehr schwer, wider dieses so gefährliche Uebel Mittel zu finden. Denn man

kann zwar die gänzliche Zerstörung der Eigenliebe wünschen; sie ist aber in diesem Leben nicht zu hoffen. Sie wird in uns allzeit bis an unsern Tod bleiben, und uns allzeit eine von den üblen Wirkungen, die wir angezeigt haben, empfinden lassen. Wir können also weiter nichts thun, als Gott bitten, daß er sie vermindern, und uns vor ihren Ueberraschungen bewahren wolle, und so viel, als es uns möglich ist, auf uns selbst Acht zu haben, um sie zu vermeiden. Unter den Mitteln, die wir hierzu brauchen können, ist folgendes eins, das mir eingefallen ist, und welches eigentlich den Inhalt dieses Briefs ausmacht. Es besteht darinnen, meine ehrwürdige Mutter. Da uns die Eigenliebe oftmals betriegt; so halte ich dafür, wir sollten sie unsers Orts wieder zu betriegen, und durch diesen Betrug abzuhalten suchen, daß sie uns in Ansehung unser selbst nicht die Einsichten raubte, die wir in Ansehung anderer haben.

Ich halte nicht dafür, meine ehrwürdige Mutter, daß, so redlich und aufrichtig sie auch immer seyn mögen, sie sich bey dieser Anwendung vor dem Worte Betrug fürchten werden, weil nur die Eigenliebe soll betrogen werden, und sie sehen werden, daß sich dieser Name zu den Verrichtungen, die ich anzeigen werde, nicht übel schickt.

Wir haben gesagt, die Eigenliebe widersetze sich nicht ganz und gar den Einsichten, die wir in Ansehung anderer haben; sie ist uns so gar

bis,

lswellen einigermaaßen behülflich, ihre Fehler wahrzunehmen. Man darf sie also nur machen lassen. Nachdem wir aber deutlich eingesehen haben, wozu andere verbunden sind; und nachdem wir die Mittel wider ihre Gebrechen, und was Gott nach ihrem Stande von ihnen verlangt, haben kennen lernen; so müssen wir diese Einsichten nach ihrem ganzen Umfange auf uns selbst anwenden, und uns anhalten, eben die Mittel zu brauchen, die wir ihnen vorgeschrieben haben. Denn wenn wir uns nicht sehr gröblich betriegen, welches die Eigenliebe nicht allemal thun kann; so ist es sehr leicht, an uns entweder dieselben Uebel, oder solche wahrzunehmen, die ihnen sehr nahe kommen, und welche durch dieselben Mittel können geheilt werden. Es wird also, wie ich gesagt habe, die Eigenliebe betrogen werden, weil es sich zeigen wird, daß die Einsichten, welchen sie sich nicht widersetzt hat, indem sie glaubt, daß sie für andere gehörten, vornehmlich für uns gehören.

Man hat auch angemerkt, daß wir uns in Ansehung dessen, was uns angeht, in einer gewissen Dunkelheit befinden, und wegen dieser verwirrten Einsichten, die sie in uns hervorbringt, das, was Gott von uns verlangt, nicht einsehen. Es scheint also, es würde ein Mittel seyn, diese unruhigen Gedanken aufhören zu lassen, und nur diejenigen zu haben, die aus der Wahrheit entstehen, wenn wir bey solchen Gelegenheiten die Au-

gen von uns abwendeten; die Sachen, die uns beunruhigen, in einem andern betrachten, und bloß an das dichten, was wir in einem gleichen Zustande zu thun sagen, und ihm nach Gott rathen würden.

Ich weis, daß dieses nur eine andere Wendung der Einbildungskraft ist. Da aber die Einbildungskraft an den Unruhen, welche die Eigenliebe in uns erregt, großen Antheil hat; so kann diese Art, die Sachen zu betrachten, als ob wir keinen Antheil daran hätten, unsere Wolken gar sehr zerstreuen, und uns unsere Einsichten wieder verschaffen. Denn als Räthe denken wir nicht so, wie wir als Parteyen, welche die Sache angeht, denken. Wir müssen also so sehr, als es uns möglich ist, vergessen, daß wir Partheyen sind, und uns an die Stelle der Räthe setzen. Auf diese Art werden wir die Sachen von andern Seiten ansehen, als von denjenigen, die sich uns darstellen würden, wenn wir sie an unserer eigenen Person betrachten.

Um aber das, was ich sage, deutlicher zu machen, glaube ich mich eines Gleichnisses bedienen zu müssen, das mit dem Gleichnisse der beyden Marien, von welchen die eine gut und die andere böse ist, einige Aehnlichkeit hat, und dessen sich der heilige Franz von Sales, wenn ich mich nicht irre, in einem von seinen Briefen bedient. Und weil ich an sie schreibe, und nicht weis, was für eine andere Person ich einführen soll; so wer-

den

den sie mir erlauben, meine ehrwürdige Mutter, es auf sie anzuwenden; damit dieses Bild desto deutlicher und lebhafter seyn möge.

Ich setze also voraus, und hierinnen liegt kein Gleichniß, daß die vornehmste Pflicht eines jeden darinnen besteht, für seine Seele zu sorgen, und ihr alles zu verschaffen, was sie vor dem Bösen bewahren, und in dem Guten wachsen lassen kann; daß dieses unser erstes und vornehmstes Amt ist; daß uns keine Verrichtung davon freysprechen kann, und daß man sich Mühe geben muß, auf dieses vorzügliche Amt alles zu beziehen, was wir thun, um unsern übrigen Aemtern und Verrichtungen Genüge zu leisten.

Hieraus folgt, daß die vornehmste Pflicht der Mutter N.*** darinnen besteht, für sich selbst zu sorgen, und auf ihr eigenes Wachsthum bedacht zu seyn. Damit sie aber dabey nicht von der Eigenliebe möge gestört werden; so würde sie sich eines Kunstgriffs bedienen können, der mit demjenigen eine Aehnlichkeit hat, welchen ich hier bekannt machen will; und hier fängt mein Gleichniß an.

Sie würde sich also einbilden können, Gott habe ihr, ausser den ihr anvertrauten Nonnen, auch noch eine überzählige Novize gegeben, für welche sie sorgen solle, indem er zu ihr gesagt, er werde ihr ganzes Verhalten nach der Mühe beurtheilen, die sie sich geben werde, dieselbe vollkommener zu machen.

Diese Novize hat ganz besondere Eigenschaften; sie gleicht der Mutter N. *** dergestalt, daß man sie nicht von einander unterscheiden würde. Sie redet wie sie; sie denkt, wie sie; sie hat mit ihrem Verstande ein solches Verständniß, daß ihr von allem, was sie sagt oder denkt, nichts entgeht; sie wird so gar nur von ihr gesehen; sie verläßt sie niemals; und so ist sie allemal zugegen, wenn sie mit den Schwestern redet, und man kann es nicht hindern, daß sie nicht alles hört, was von beyden Seiten gesagt wird. Sie hat unter vielen guten nur eine einzige böse Eigenschaft, welche darinnen besteht, daß sie in Ansehung dessen, was sie angeht, nicht gleich versteht, was man sagen will, und daß sie über sich selbst nicht nachdenkt, wenn ihr ihre Aufseherinn nicht behülflich ist, die Sachen auf sich anzuwenden.

Es ist nicht zu zweifeln, daß, weil die Mutter N. *** mit dieser Novize so ganz besonders belästigt ist, sie alles thun soll, was ihr nützlich und dienlich seyn kann, und daß sie ihr helfen soll, über alles, was sie sieht und hört, die nöthigen Betrachtungen anzustellen. Sie wird sich also ohne Zweifel sehr viel Mühe geben, sie alle Tugenden der übrigen Schwestern bemerken zu lassen; der einen ihre Aufrichtigkeit, der andern ihre Einfalt; dieser ihre Geduld, und jener ihre Genauigkeit. Sie wird nicht unterlassen, ihr zu sagen, wie viel noch fehle, daß sie ihnen in diesen Tu-

genden gleich komme. Trägt es sich zu, daß sich die Schwestern ihr entdecken, und ihr ihre Schwachheiten bekannt machen, und daß sie ihnen sagt, wie sie dieselben verbessern und ablegen sollen; so wird sie, da es unmöglich ist, daß die Novize nicht alles hört, es so einzurichten suchen, daß sie von allem, was gesagt worden, Nutzen hat. Sie wird sie an sich dieselben Fehler bemerken lassen: sie wird ihr dieselben Hilfsmittel vorschreiben. Mit einem Worte, sie wird in Ansehung der übrigen Schwestern nichts thun, ohne es auf diese Novize anzuwenden, und ohne es so einzurichten, daß sie von allem Nutzen hat, um sie entweder noch mehr zu demüthigen, oder ihr einen neuen Eifer, ihre Fehler zu bestreiten, einzuflößen.

Es wird also die ganze Religion für sie seyn; alles wird zu ihrem Wachsthum etwas beybringen, so wohl die Fehler, als die Tugenden der Schwestern; alles wird dienen, sie zu demüthigen, zu erbauen und zu erleuchten. Sie wird gewissermaßen Novize und Superiorinn zugleich seyn, und als Novize wird sie sich das zu Nutze machen, was ihre Vorgesetzte, die ihr sehr ähnlich ist, als Superiorinn thun wird. Und, welches etwas ganz vortreffliches ist, indem Gott die Mutter N.*** für die Mühe, die sie sich wegen dieser lieben Novize gegeben hat, belohnt; so wird er zugleich ihr selbst alle die Tugenden mittheilen, zu welchen sie jene gebildet hat.

Bis hieher giebt, meine ehrwürdige Mutter, mein Gleichniß einigermaßen zu erkennen, was ich sagen will; ich werde aber in etwas gehindert, es auf dasjenige anzuwenden, was ich noch zu sagen habe. Ich wollte zeigen, wie die Mutter N. **, um ihre Einsichten wieder zu bekommen, und die Wolken, in welchen sie sich bisweilen befinden kann, zu zerstreuen, das, was ihr in der Person einer andern Mühe macht, würde ansehen können, und sie nur die Person einer Rathgeberinn vorstellen lassen, indem sie bedächte, was sie zu einer Person sagen würde, welche sie wegen dieser und jener Mühe und Beschwerlichkeiten um Rath fragte. Da sie aber gemeiniglich von ihrem Stande einer Superiorinn herkommen, so schickt sich der Stand einer Novize, den wir der ihr besonders anvertrauten Schwester gegeben haben, nicht wohl zu dieser Erdichtung, weil er nicht erlaubt, daß man ihm die Mühe und Beschwerlichkeiten, welche eine Superiorinn hat, beylegt. Da wir also aus ihr machen können, was wir wollen; so halte ich dafür, wir machten sie zur Superiorinn, und setzten sie dadurch in den Stand, eben die Unruhen und Beschwerlichkeiten zu haben, welche die Mutter N. *** hat, damit sie dieselben, wegen der großen Uebereinstimmung, gerade zu eben der Zeit, und in eben dem Grade empfinden möge, wenn und in welchem sie jene empfindet.

Es darf also die Mutter N *** nur sich selbst vergessen, und dieser lieben Schwester nur

den

den reinsten, richtigsten und am wenigsten passionirten Unterricht ertheilen, und ihn hernach für sich selbst brauchen. Sie würde ihn so gar aufschreiben können, weil man, wenn man ihn aufschreibt, besser daran denkt, indem man es in diesem Stücke wie ein gewisser ** macht, der in einer andern Sache eben nicht sonderlich nachgeahmt zu werden verdient, und welcher oftmals keine andere Absicht hat, als mit sich selbst zu reden, wenn es scheint, als ob er mit andern reden wolle.

Mein Gleichniß ist nun aus, meine ehrwürdige Mutter, welches, wie sie sehen, ganz und gar darinnen besteht, daß ich aus einer Person zwo gemacht habe, damit sie einen doppelten Stand annehmen könne, und daß ich die eine zur Superiorinn, und die andere zur Novize, oder zu einer andern Superiorinn, die sich nach der ersten richtet, mache. Es ist auch hierbey eben nicht gar zu viel erdichtetes. Denn wir vertreten gewissermaßen bey uns selbst die Stelle zwoer Personen, von welchen die eine regiert, und die andere regiert wird, und wir sollten es gegen die Parthey thun, deren wahres Wohl man befördern will, ohne an ihren Gesinnungen Theil zu nehmen. Dem sey nun aber, wie ihm wolle, so habe ich mir doch, so gut ich gekonnt, aus der Sache geholfen, und sie werden es brauchen, wie sie es für gut befinden. Ich merke, daß die Zeit herannaht, da ich bey meiner lieben Schwe-

ster Antoinette meine Schulden abtragen muß. Ich bin im Ernste Willens, es zu thun. Wenn ich aber kein anderes Mittel finde; so werde ich es, wie in Ansehung ihrer, durch ein Gleichniß thun. Erlauben sie mir indessen, daß ich mich jener ihrem Gebethe, und auch dem ihrigen empfehlen, und versichern darf, daß ich mit aller Ehrerbiethung bin ꝛc.

XLIX. Brief.

Vom Gebethe der Nonnen von der Visitation.

An dieselbe.

Ich würde mir, meine ehrwürdige Mutter, einige Gedanken darüber machen, daß ich ihnen nur ein kleines Briefchen schreibe, nachdem ich an die Schwester Antoinette einen Brief von acht Seiten geschrieben habe, wenn ich nicht, da dieser Brief ein ganz allgemeiner Brief ist, sagen könnte, er gehörte eben so wohl für sie, als für jene. Ich freue mich gar sehr, daß ich auf die Erfindung gekommen bin, welche ich in ihrem Briefe gebraucht habe, weil es mir auf diese Art niemals an Materie fehlen wird. Denn so lange es Bücher der Väter giebt, wird mir, wie sie wohl einsehen, allemal Materie genug übrig bleiben.

ben. Ich werde mir auch so gar bey der Wahl dieser Stellen den Kopf nicht gar zu sehr zerbrechen. Alle christliche Wahrheiten hängen zusammen, und sind gewissermaßen insgesammt in einer jeden besonders enthalten. Darum sollten wir uns mehr Mühe geben, sie recht einzusehen, und einen Geschmack daran zu finden, als nur unser Gedächtniß damit anzufüllen, wo sie gewissermaßen befleckt werden und verderben, wenn man sie nicht aus dem Gedächtnisse in das Herz, welches ihr natürlicher Ort ist, überzutragen sucht. Dieses thun und beobachten sie ganz natürlich durch die Art zu bethen, die sie von ihrem heiligen Stifter sind gelehrt worden, und welche, wie es scheint, ganz und gar auf dieser Wahrheit beruht. Denn vermittelst desjenigen, was sie Betrachtungen nennen, sucht man die göttlichen Wahrheiten in dem Gedächtnisse auf; man öffnet ihnen durch die Neigungen die Thüre des Herzens, und vermittelst der Entschließungen verschafft man ihnen in demselben vornehmlich alsdenn, wenn man sie ausübt, einen dauerhaften Grund.

Diese Anwendung ihres Gebeths giebt zu erkennen, daß, ob man gleich diese Art zu bethen in den Schriften der Väter nicht findet, sie doch allzeit in der Kirche ist beobachtet worden. Denn man hat in derselben dem göttlichen Gesetze allzeit nachgedacht, und es allzeit aus dem Gedächtnisse in das Herz zu bringen gesucht. Besonders schreibt dieses der heilige Augustinus sehr oft vor, wenn

er den Christen empfiehlt, die göttlichen Wahrheiten wiederzukäuen, damit sie nicht unter die unreinen Thiere gehören mögen, welche Gott den Israeliten zu essen verbothen hatte. Und hierauf wendet er auch noch sehr oft diese Stelle des Weisen an: *Thesaurus desiderabilis in ore sapientis; vir autem stultus glutit illum.* Sprichw. 21, 10. Das heißt in dem Sinne, den er ihr beylegt, das göttliche Gesetz ist ein wünschenswerther Schatz in dem Verstande des Weisen, weil er ihm nachdenkt, und es vermittelst dieses Nachdenkens in sein Herz kommen läßt; da es hingegen der Thor vermittelst der Augen nur in sein Gedächtniß kommen läßt, ohne ihm nachzudenken. Dieses giebt aber auch zu gleicher Zeit zu erkennen, daß es bey dem Gebethe nicht darauf ankömmt, neue Gedanken hervorzubringen; sondern die Wahrheiten, die man schon weis, zu betrachten. Das Licht der Wahrheit soll durch das Lesen und den Unterricht von aussen in uns kommen; und das Nachdenken thut weiter nichts, als daß es unsere Aufmerksamkeit darauf richtet; so daß diejenigen, deren Gedächtniß nicht mit göttlichen Wahrheiten angefüllt ist, weit besser thun würden, wenn sie sie aus einem Buche entlehnten, als daß sie sich martern, Gedanken zu suchen, die man allemal im Verdachte hat, daß sie nicht gar zu gründlich sind, wenn man sie von sich selbst findet, und welche wegen des Vergnügens, sie erfunden zu haben, der Eigenliebe noch überdieses schmeicheln.

cheln. Ich sehe, daß ich unvermerkt auf eine Materie komme, die mich sehr weit würde führen können. Aber die Kunst besteht darinnen, kurz abzubrechen, auf keine andere Art zu schließen, als mich dieses ganze neue Jahr hindurch ihrem Gebethe zu empfehlen, und sie von meiner fernern Ehrerbiethung zu versichern.

L. Brief.

Wie man sich gegen diejenigen verhalten soll, mit welchen schwer auszukommen ist.

An eine Nonne.

Ich bin von dem Zustande, in welchem sie sich befinden, gar sehr gerührt; ich halte aber dafür, sie machen ihn dadurch, daß sie sich die Mühe geben, ihn so umständlich zu beschreiben, noch schlimmer. Würden sie nicht besser thun, wenn sie diese Zeit und Mühe anwendeten, sich wider das, was sie zu leiden haben, vor Gott zu stärken? Von Menschen können sie keine wahre Hülfe erhalten; sie können ihnen nur mit Worten dienen, sie haben aber eine innere Stärke vonnöthen, diese Angriffe auszuhalten.

Was kann ich ihnen so gar sagen, das sie nicht eben so gut, als ich wüßten? Denn es ist ihnen z. B. nicht unbekannt, daß, wenn wir

die

die Gesinnungen, welche gewisse Personen in Ansehung unser hegen, nicht ändern können, es ein Kennzeichen ist, daß uns Gott durch dieselben will leiden lassen; daß wir von dieser Prüfung Nutzen haben; daß wir sie bedürfen; daß es Gottes Wille ist, daß wir sie zu einem Mittel unserer Seligkeit machen, und sie dadurch bewirken sollen; daß wir uns seinen Willen unterwerfen, und seine Gerechtigkeit verehren und anbethen sollen.

Sie wissen sehr wohl, daß das, was man von uns sagt und urtheilet, uns nicht schaden kann, wenn wir uns nur nicht selbst schaden, indem wir gegen die, so es thun, in unserem Herzen Unwillen und Erbitterung hegen.

Sie wissen, daß man diesen Uebeln nicht muß abhelfen wollen, indem man anderer ihrer Denkungsart ändert, ob man gleich thun soll, was man kann; sondern daß wir vielmehr an uns selbst arbeiten, und lernen sollen, das, was wir nicht ändern können, zu ertragen.

Es ist ihnen nicht unbekannt, daß wir nur in dieser Welt sind, um Buße zu thun, und daß diejenige, die wir von uns selbst thun, sehr unvollkommen ist, wenn wir nicht diejenigen damit verbinden, die uns Gott entweder selbst, oder durch die, so um uns herum sind, auflegen will.

Sie wissen, daß, wenn sie das Ungemach, welches sie leiden, mit demjenigen, welches andere leiden, vergleichen, sie mit ihrem Theile sehr wohl zufrieden seyn werden. Denn es leidet nur ihre

Ein-

Einbildung, welche durch diese Reden und Urtheile ist beleidigt worden; es giebt aber sehr viel andere Personen, denen in ihren Seelen und an ihren Leibern wirkliche und tiefe Wunden sind geschlagen worden, die ihnen weit empfindlichere Schmerzen verursachen.

Endlich ist ihnen nicht unbekannt, daß man den Muth nicht muß sinken lassn, wenn uns auch gleich die Widersprüche und die üblen Nachreden verleiten, Fehler zu begehen; sondern daß man sich nur deswegen demüthigen, und davon mit mehrerer Kraft und Entschließung, sich den Empfindungen der Natur zu widersetzen, wieder aufstehen soll.

Es ist kein Zweifel, daß sie nicht dieses alles wissen, und ich sage es ihnen nur, um ihnen zu zeigen, daß eins von den Uebeln der Seelen darinnen besteht, auf eine unruhige Art anderswo zu suchen, was sie in sich selbst finden würden, wenn sie ihre Einsichten zu Rathe ziehen, ihren Glauben ermuntern, und Jesum Christum aufweckten, der in ihnen schläft, weil sie nicht genugsam an ihn denken.

Daß man aber das, was man hat, auf solche Art sucht, kömmt daher, weil oftmals die Wahrheiten nur in dem Gedächtnisse sind, und man keinen Geschmack daran findet. Man bildet sich also ein, die Menschen würden uns einen bessern Geschmack daran finden lassen. Indessen muß man den Geschmack an der Wahrheit, der uns bey

dem

dem mannichfältigen Verdruße, der uns von den Geschöpfen zugefügt wird, tröstet, nicht von Menschen erwarten. Gott allein kann ihn geben, und er giebt ihn nur denen, die er, wie David sagt, im Verborgnen seines Angesichts verbirgt, um sie vor der Beunruhigung der Menschen zu bewahren; nur denen, die er in seinem Zelte vor dem Widerspruche der Zungen bewahrt. Ps. 30, 20. Das heißt, er bewahrt, durch die Salbung seiner Gnade, vor diesen Beunruhigungen nur diejenigen, die beständig auf ihn sehen, und welche, indem sie auf ihn sehen, die Reden und Urtheile der Menschen, welche sie beunruhigen, nicht achten; nur die, welche sich in ihrem Herzen eine innere Wohnung und gleichsam ein Heiligthum errichten, wo sie Gott hören, und weder die Stimmen ihrer Leidenschaften, noch anderer ihre Stimme, vernehmen.

Dahin sollen sie sich, meine geliebte Schwester, begeben; da sollen sie ihre Hilfe und ihren Trost suchen. Wenn sie sich an diesem Orte zu den Füßen Jesu Christi befinden werden; so werden sie daselbst von diesen Widersprüchen sicher seyn, und in ihm ihren Frieden und ihre Ruhe finden.

Sie werden sie aber niemals finden, so lange sie sich nur mit den Menschen beschäftigen, und den Kopf nur von dem, was man von ihnen sagen kann, voll haben. Alles lauft darauf hinaus, bey solchen Gelegenheiten sehr auf Gott zu sehen, un-

unser Gemüthe durch diesen Anblick so sehr, als wir nur können, zu beruhigen; was man nicht beruhigen kann, geduldig zu leiden, und nur zu verhindern, daß nichts davon öffentlich ausbricht; diese bald vorübergehende Stürme als etwas geringes anzusehen; zu bedenken, daß alles vergeht, und alles ein Ende nimmt; daß wir einmal das, wovon wir jetzo so eingenommen sind, als nichts ansehen, und uns verwundern werden, daß alle diese geringfügigen Dinge einen so großen Eindruck in uns gemacht haben. Denn was thun uns denn wohl alle die Reden, mit welchen wir uns so beschäftigen? Welches Gut des Leibes, oder der Seele, können sie uns wohl rauben, wenn wir nur nicht mit unserm unsichtbaren Feinde einverstanden sind, uns zu schaden. Dieser, meine geliebte Schwester, macht, daß die Geschöpfe etwas thun, ohne daran zu denken. Er erregt den Verdacht, der diese Eindrücke verursacht. Wir wollen ihm also Widerstand zu thun suchen, und die Geschöpfe vergessen. Wir wollen seine Anschläge zunichte zu machen suchen. Er will uns gern aufbringen und erbittern; wir wollen uns in der Sanftmuth und Liebe befestigen, indem wir sie bey vorfallenden Gelegenheiten ausüben. Wir wollen demjenigen, der uns versucht, die Freude nicht machen, daß er uns auch nur ein Wort hat sagen lassen; wir wollen auch von diesen Personen nicht urtheilen. Und damit wir andern nichts davon sagen mögen; so wollen wir

uns selbst nichts davon sagen. Wir wollen sie als solche ansehen, die uns so wohl wegen der übrigen Eigenschaften, die sie haben können, als auch wegen derjenigen schätzbar sind, weil sie Gott als Werkzeuge braucht, uns von unsern Sünden zu reinigen, und uns zu heilen, wenn wir ihn nur machen, nnd es uns gefallen lassen, daß er mit uns nach seinem Willen, und nicht nach dem unserigen, umgeht.

Ich will noch hinzusetzen, daß eins von dem, was man bey solchen Gelegenheiten thun muß, darinnen besteht, nicht seinen Verstand zu überwinden, denn er kann nicht überwunden werden; sondern ihn zum Stillschweigen zu bringen, indem man ihn, so viel als möglich, auf andere Sachen richtet. Denn wenn man ihn anhört; so wird er uns tausenderley Dinge sagen, die wider die Liebe, die Wahrheit und die Vernunft sind. Warum will man ihn, meine geliebte Schwester, anhören, da es nicht billig ist, daß er in diesem Zustande redet, und er selbst die Wahrheit nicht anhört, die ihm vorschreibt, bey diesen Aufwallungen stille zu schweigen?

Man muß das, was uns beunruhigt, erst alsdenn ansehen und betrachten, wenn die Hitze vorüber ist; und alsdenn muß man es in die Gränzen der Wahrheit einschränken. Nun heißt aber, es in diese Gränzen einschränken, alles, was ungewiß ist, davon absondern, weil es nicht billig ist, anderen ungewisse Gesinnungen zuzuschreiben.

Die-

Diese Absonderung erstreckt sich sehr weit. Denn sie verlangt zuvörderst, niemals von dem, was andere zum thun und reden antreibt, zu urtheilen, weil es uns nicht bekannt ist. Oftmals ist mit diesem Auffahren keine Bosheit verbunden; es ist eine bloße Schwachheit einer Einbildung, die sich leicht einnehmen läßt, die von den Gegenständen lebhafte Eindrücke bekömmt, die sie nicht untersucht, und welche ihnen in ihren Reden hitzig folgt. Wir wollen also zuvörderst alle diese schwarzen Vorstellungen von Bosheit, Haß und Neid, abschaffen, und Wirkungen einer schwachen Einbildungskraft keine so verhaßten Namen beylegen. Wir wollen uns selbst fragen, ob wir uns niemals wider jemanden einnehmen lassen; ob wir mit unsern Urtheilen niemals über das, was wahr und gewiß ist, hinaus gehen, und von den Fehlern, die wir in diesem Stücke begangen haben, diejenigen, die man wider uns begehen kann, geduldig ertragen lernen.

Unser Heiland sagte zu den Juden, die das ehebrecherische Weib steinigen wollten: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Joh. 8, 7. Und wir sollten auch sagen: Wer sich niemals wider jemanden hat einnehmen lassen, wer allzeit nur nach der Wahrheit und Liebe geurtheilt hat, der steinige diejenigen, die verwegen urtheilen. Diejenigen aber, die es nöthig haben, daß ihnen Gott dergleichen Fehler vergiebt, sollen anderer ihre Fehler erdulden lernen.

Die andere Vorstellung, welche man abschaffen muß, ist diejenige, welche uns diese Gesinnungen als beständige, dauerhafte und immerwährende ansehen läßt. Wenn sie es auch wären; so wissen wir es doch nicht, und sollen auch nicht davon urtheilen; gemeiniglich aber sind die Leidenschaften vielen Abwechselungen unterworfen. Die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, die sie hervorbringt, trägt oftmals viel zu ihrer Vernichtung bey. Wenn dergleichen Personen heute eingenommen sind; so werden sie es vielleicht morgen nicht seyn. Man darf diese Stürme nur vorüber gehen lassen; das schöne Wetter wird schon wieder kommen, wenn man nur nicht stolz und heimlich ist, und bey vorfallenden Gelegenheiten nicht unterläßt, sie in Ansehung desjenigen, was ihnen hat verdrießlich fallen können, in Demuth eines andern zu belehren. Wenn wir aber auch gleich unsern Zweck nicht erreichten; so würden wir doch bey Gott nichts verlieren, wenn wir nur gegen diese Personen so gesinnnt wären, wie wir es seyn sollen.

Denn es ist nicht billig, von andern zu verlangen, daß sie uns geben sollen, was sie uns schuldig sind, wenn wir ihnen nicht auch geben, was wir ihnen schuldig sind. Nun sind wir ihnen aber auch so gar in diesem Zustande sehr viel schuldig. Wir sind ihnen zum ersten die Duldung schuldig, das heißt, wir sollen wegen desjenigen, was sie wider uns thun und sagen können, weder erbittert, noch unge-

dul-

duldig werden. Wir sind ihnen das Mitleiden schuldig, weil sie wirklich elend sind. Wir sind ihnen eine große Liebe schuldig, ihre Fehler zu zudecken, und das Hülfsmittel darwider zu brauchen. Wir sind oftmals schuldig, ihnen entweder selbst, oder durch andere, Erläuterungen zu geben, um sie eines bessern zu belehren. Wir sind ihnen unser Gebeth schuldig, damit ihnen Gott gnädig seyn möge.

Eine Person, die dieses thut, schaft oftmals denen, die wieder sie eingenommen sind, sehr vielen Nutzen, und hat auch allemal selbst Nutzen davon. Wer es nicht thut, hat kein Recht, von andern zu verlangen, daß sie von dem, was sie ihm schuldig sind, nichts unterlassen sollen; weil sie selbst so wesentliche Pflichten unterlassen. Erlauben sie mir, daß ich diesen Brief nicht noch länger machen darf, da er ohnehin schon viel zu lang ist; und sie werden das, was er nicht enthält, um so viel besser ersetzen können, da sie das, was er in sich hält, ohne Mühe würden ersetzt haben.

LI. Brief.

Man soll, besonders Frauenzimmern, nur mit vieler Behutsamkeit sagen, wie sie sich verhalten sollen, wenn man nicht vermöge seines Amtes dazu verpflichtet ist.

Sie haben mir ein Vergnügen gemacht, Mademoiselle, 1), daß sie mir Gelegenheit gegeben, sie von einem Kummer zu befreyen, der ihnen vergebliche Sorge und Unruhe gemacht hat. Ich hatte andere Ursachen, als diejenigen, die sie sich einbilden, warum ich mit ihnen kein Verständniß mehr haben wollte, und welche von den Begebenheiten, deren sie gegen mich gedenken, ganz und gar nicht abhängen. Die Eindrücke, welche dergleichen Dinge in mich machen können, sind weder so stark, noch so dauerhaft. Da ich ihnen aber niemals anders habe dienen wollen, als ihnen die Hülfe zu verschaffen, die sie von dem Herrn N. *** erhalten konnten; so habe ich geglaubt, daß, da der Zweck unsers Briefwechsels wegfiele, ich in Ansehung ihrer wieder in meinen natürlichen Zustand zurückkehren könnte, welcher darinnen besteht, mich in dergleichen Liebesdienste nur zu mischen, um gewissen Personen die Mittel

zu

1) S. den 5. Brief.

zu erleichtern, sich an diejenigen zu halten, die deswegen da sind. Ich bin, Mademoiselle, mehr, als jemals, überzeugt, daß ich es dabey soll bewenden lassen; daß, ob man gleich den Leuten einigen Dienst leisten kann, um ihnen bey gewissen Gelegenheiten beyzustehen, man doch allzeit daran denken soll, wie man sich davon losreißen will, und daß dieses dasjenige ist, was die Liebe der Privatpersonen, wenn sie sich in solche Vertraulichkeiten einlassen, von der Liebe der Seelenhirten unterscheidet; daß nämlich die eine immer daran denken soll, wie sie diesen äusserlichen Umgang einschränken, und sich in das Herz einschließen will; da hingegen die Liebe der Seelenhirten, weder in Ansehung des Innerlichen, noch in Ansehung des Aeusserlichen, Schranken haben soll, und sie immer bereit seyn sollen, den Seelen zu helfen, wie und wo sie können.

Ich gestehe ihnen noch überdieses, daß, je weiter ich fortgehe, ich von Unnützlichkeit aller, so wohl schriftlicher, als mündlicher Unterredungen, die man mit Leuten von ihrem Geschlechte haben kann, immer mehr und mehr überzeugt werde, wenn man nicht ihr ganzes folgendes Leben, und alle ihre folgenden Handlungen wissen kann, welches der Grund von allen gottseligen Unterredungen, die man mit ihnen haben kann, seyn soll. Viele haben wirklich die Absicht nicht, sich durch diese Unterredungen von etwas nützlichem zu unterrichten, sondern sich in dem Begriffe, den

sie von sich selbst haben, zu befestigen. Ueberdieses ist es fast unmöglich, sie nach ihrem wahren Zustande einzurichten. Die mehresten jungen Frauenzimmer haben lebhafte Vorstellungen, von welchen sie durchdrungen sind; das heißt mit einem Worte, sie hängen an ihren Einbildungen, und sind fast gar nicht im Stande, das, was ihnen zuwider seyn würde, zu billigen. Man muß ihnen bisw ilen widersprechen, und bisweilen auch nachgeben; wie will man aber davon urtheilen, wenn man die Leute wenig kennt, und nicht weis, wie weit sich ihre Kräfte erstrecken? Wenn ich eine von diesen Vorstellungen zur Unzeit bestreite; so schade ich der Person, mit welcher ich rede. Ich mache, daß sie strafbarer wird, als sie es vorhero war. Ich bringe sie auf, und schade mir selbst, weil ich den Schaden zu verantworten habe, den ich ihr durch meine wenige Nachsicht zufüge. Habe ich Geduld mit ihr, wenn man sie antreiben soll; so schade ich ihr wieder. Sie bildet sich ein, diejenigen, die weit nachdrücklicher mit ihr reden könnten, hätten nicht Recht; sie wären eingenommen und übel unterrichtet. Denn von zween Urtheilen, von welchen uns das eine günstig, und das andere zuwider ist, halten wir allemal das günstige für das wahre. Wir müssen also diejenigen handeln und reden lassen, die mehrere Kenntnisse haben, und welche also ihre Worte nach den Bedürfnissen der Seelen besser einrichten können. Sehen sie, Ma-

demoiselle, wie weit es in diesem Stücke mit mir gekommen ist. Und da es nun mit mir so weit gekommen ist; so bin ich für diejenigen, mit welchen ich eine Zeit lang in einer etwas genauern Verbindung gestanden habe, nur desto bequemer. Ich urtheile nicht mehr von ihnen; ich setze voraus, es sey alles, was sie thun, gut, und mein ganzer Umgang besteht in einigen äusserlichen Pflichten und Liebesdiensten.

LII. Brief.

Von der Pflicht der Mönche und Nonnen, ihren Superioren ihr Inneres bekannt zu machen, und von dem Nutzen, den sie davon haben.

Ein gewisser Heyde sagte, er würde alt, indem er viel lernte; mich dünkt aber, mein Herr, ich würde dagegen sagen können, ich würde alt, indem ich vieles verlernte, weil entweder mein Gedächtniß schwach wird, dem viele Dinge entfallen; oder weil man, je älter man wird, an allen Sachen mehr Schwierigkeiten entdeckt, als man sonst an ihnen wahrnahm, und also weniger entscheidend wird. Einige fürchten sich nur vor der Nachläßigkeit; ich fürchte mich aber eben so sehr vor der gar zu großen Strenge, und

bin überzeugt, daß dieser ihre Fehler, ob sie gleich aus einer bessern Quelle entstehen, dennoch oftmals eben so gefährliche Folgen haben. Man verderbt dadurch gewisse Seelen, indem man sie gar zu weit treiben will. Man schreckt sie ab, man thut ihnen wehe, man legt ihnen eine Last auf, die sie nicht tragen können. Es besteht also die rechte und wahre Wissenschaft darinnen, dasjenige dulden zu können, was man dulden muß, und die Seelen wachsen zu lassen, ohne sie gar zu sehr anzutreiben, indem man sich für die nothwendigen Sachen, die keinen Aufschub leiden, spart. Ich weis nicht, ob dieses nicht einer von den Sinnen ist, den man diesem Verse in den Sprichwörtern würde geben können. Die Wissenschaft eines Menschen wird aus der Geduld erkannt: *Doctrina viri per patientiam noscitur.* Sprichw. 19, 11. Und hingegen: Der Ungeduldige wird Thorheiten begehen: *Impatiens operabitur stultitiam.* Sprichw. 14, 17. Wer wird also diese Mittelstraße finden, wer wird diese Gränzen der Geduld und des Eifers einsehen können, wer wird sagen, was man dulden, und was man geschwind verbessern muß? Das wird, mein Herr, derjenige thun, den Gott selbst unterrichten wird, und den er die rechte Anwendung seiner Gesetze wird einsehen lassen: *Beatus homo, quem tu erudieris, Domine, et de lege tua docueris eum.* Ps. 93, 12. Und da er diese Gnade nur denen erzeigt, die dieses Amt verwalten sollen,

und

und bey welchen die Nothwendigkeit selbst die Stelle des Verdienstes vertritt, um sie zu erlangen; so können Leute, wie ich, die nicht dazu verpflichtet sind, sich nur überhaupt mit den Sachen unterhalten, indem sie die Schwierigkeiten betrachten; und sie denen vorlegen, die sie auflösen und beantworten sollen, nicht als Entscheidungen, sondern als blose Gedanken, die sie anderer ihrer Beurtheilung überlassen. Auf diese Art werde ich kein Bedenken tragen, ihnen meine Gedanken über den Fall, den sie mir vorgelegt haben, zu sagen.

Daß die Mönche und Nonnen sich gegen ihre Superioren entdecken, ist keine Sache, welche in diesen letzten Zeiten erfunden worden, sondern eben so alt, als die Klöster, ist. Die alten Regeln, als die Regeln der Carmeliter, und der Nonnen von der Visitation, haben es befohlen; aber so, indem sie es, wie viele andere Dinge, von der Einrichtung und den Regeln der alten Orden entlehnt. Der heilige Basilius und der heilige Benediktus reden in ihren Regeln davon. Und da die französischen Kirchenversammlungen den Ausspruch gethan haben, es solle alles, was in der Regel des heiligen Benediktus von den Aebten gesagt worden, auch von den Abtissinnen verstanden werden; so sieht man deutlich, daß der Artikel, welcher befiehlt, seine Gedanken dem Abte zu sagen, auch von den Abtissinnen zu verstehen ist. Es wurde auch der Abt in dem Orden der Cistercienser als ein solcher angesehen, dem

das

das Innere seiner Mönche bekannt seyn sollte, weil er ihr einziger Beichtvater war. Und man sieht aus vielen Geschichten, die von dem Cesarius angeführt werden, daß man die Beichten für keine Beichten hielt, wenn sie einem andern, als dem Abte, waren abgelegt worden.

Diese Gewohnheit ist bey dem Klosterleben etwas so wesentliches und nothwendiges, daß man sagen kann, sie wäre dasjenige, was es von den übrigen Lebensarten, die eine Aehnlichkeit damit haben, unterscheide, als die Lebensart der andächtigen Jungfrauen, welche besonders die Jungfrauschaft bewahren; und die Lebensart der Beghinen, als z. B. derer, die in Flandern sind, und welche noch eine Art von äusserlicher Gesellschaft und äusserlichen Gehorsame erwahlen sich einen Beichtvater, dem sie ihr Inneres bekannt machen, und dessen Macht und Gewalt sich nicht weiter erstreckt. Aber die rechten Benedictinernonnen setzen das vornehmste Mittel ihrer Heiligung darein, daß sie sich so wohl in Ansehung des Innerlichen, als des Aeusserlichen, der Führung einer Superiorinn unterwerfen; daß sie sich in Ansehuug ihres Verhaltens nach ihrer Vorschrift richten, und ihr nicht nur das Recht geben, sie in Ansehung der äusserlichen Fehler zu bestrafen; sondern auch verlangen, daß sie ihre innern Bewegungen, und ihre geheimsten Gedanken, einrichten soll.

Diese Lebensart beruht auf sehr starken und wichtigen Gründen. Der Beystand, den eine andäch-

dächtige Jungfrau von ihrem Beichtvater, er sey so einsichtsvoll, als er nur immer will, erhalten kann, ist etwas gar sehr geringes. Er kennt sie nur aus dem, was sie ihm sagt. Nun sagt sie ihm aber nur, was sie von sich selbst weis, und was sie von sich selbst weis, stimmt oftmals mit der Wahrheit nicht überein. Es ist durch die Daruntermischung der Eigenliebe verfälscht worden. Man rechtfertigt sich selbst, damit man sich vor einem Priester nicht anklagen darf. Oftmals treibt auch die Einbildung gewisse Fehler gar zu weit, und vergrößert sie so, daß man sich auf die Beichten vieler Leute sehr wenig verlassen kann, weil sie sich nicht kennen. Das einzige Mittel darwider besteht darinnen, uns von Personen beurtheilen zu lassen, welche sehen, was wir thun, und Zeugen unserer Handlungen sind.

Denn die Handlungen zeigen den Grund des Herzens gemeiniglich weit besser und richtiger an, als die Worte; und derjenige, welcher sieht, was jemand thut, kennt ihn weit besser, als sein Beichtvater. Da nun unser vornehmster Nutzen und Vortheil darinnen besteht, uns recht zu kennen; so haben die Stifter des Klosterlebens diese beyden Kenntnisse mit einander verbinden wollen; nämlich die Kenntniß, die man von den Handlungen bekömmt, und diejenige, die man durch das aufrichtige Bekenntniß erhält, welches ein jeder von dem, was er von sich weis, ablegen kann. Und darum haben sie die Ordenspersonen verpflichtet,

ihre Gedanken ihren Superioren bekannt zu machen, welche die natürlichen Zeugen ihrer Handlungen, und durch die Nachricht, die man ihnen davon giebt, am besten davon unterrichtet sind.

Hierinnen besteht die Hülfe und der Beystand, den die Ordensstifter den Seelen haben verschaffen wollen, und das eine ist ohne das andere nicht hinlänglich. Seine Sünden bloß einem Priester beichten, ist, wie ich gesagt habe, eine sehr geringe Hülfe, weil diese Beichte gemeiniglich durch die Leidenschaften und die falschen Urtheile, von welchen ein jeder für sich eingenommen ist, verfälscht wird. Die bloßen äusserlichen Handlungen sind für eine Superiorinn auch nicht hinlänglich, ihren Nonnen zu helfen und beyzustehen; weil sie ihr nicht zu erkennen geben, wie weit sich ihre Einsichten erstrecken, was sie an ihren Handlungen billigen und mißbilligen. Sie hat also keine Gelegenheit, ihnen behülflich zu seyn, sich besser kennen zu lernen, und ihre Worte nach ihrem Zustande einzurichten. Sie kann entweder zu schwach, oder zu nachdrücklich mit ihnen reden. Sie weis nicht, was sie dulden, und was sie verbessern soll. Von der Verbindung dieser doppelten Kenntniß der Handlungen, von welchen sie Zeuge ist, und von dem Geständnisse der Nonnen, soll sie die Einsichten, sie zu leiten und zu führen, hernehmen. Es verlangen also diejenigen, die es bey dem Bekenntnisse der Handlungen bewenden lassen, die Superiorinn soll sie blindlings, und

nach

nach einer unvollkommenen Einsicht führen; und sie versuchen gewissermaßen Gott, indem sie die Superioren eines Theils der Einsicht berauben, die zu ihrer Leitung und Führung nöthig ist.

Was würde man von einer Nonne sagen, welche, da sie am Leibe krank, und der Arzt zugegen wäre, um ihr, was für ihre Krankheit gut ist, vorzuschreiben, zu ihm sagte: Errathen sie einmal meine Krankheit; suchen sie dahinter zu kommen; erwarten sie aber nicht, daß ich ihnen etwas davon sage? Indessen ist dieses fast eben dasjenige, was eine Nonne thut, die gegen ihre Superiorinn so zurückhaltend ist. Denn eine Gesellschaft Nonnen, ist eine Gesellschaft kranker Personen, die gesund werden wollen. Die Superiorinn ist deswegen da, daß sie ihnen helfen und beystehen soll. Wenn man also zu ihr sagt, sie solle so lange es ihr beliebte, sehen, was die Leute machten, man werde sich aber ihr nicht entdecken; so sagt man wirklich zu ihr: Errathen sie, wenn sie können, unsere Krankheiten, und thun sie, was sie können, um sie zu heilen, wir werden ihnen aber nichts davon sagen. Es so machen, heißt nicht als eine Nonne handeln, sondern gewissermaßen den Stand ändern, und sich, wie ich schon gesagt habe, in das Leben der andächtigen Jungfrauen und Beghinen versetzen.

Wie kann eine Superiorinn die Verrichtungen nach dem Zustande und Gesinnungen einer jeden Nonne einrichten; wie kann sie es vermeiden, gewisse

wisse Personen zusammen zu gesellen, die einander zur Versuchung dienen; wie ist es möglich, daß sie die Nachrichten, die man ihr giebt, nicht weiter ausdehnt, wenn man sich nicht gewöhnt, aufrichtig und offenherzig mit ihr zu reden? Es giebt Nonnen, die zu gewissen Verrichtungen gar sehr geschickt sind, die ihnen aber von den Superiorinnen niemals aufgetragen werden; die Schuld liegt aber nicht an den Superiorinnen, sondern an den Nonnen, die sich nicht bekannt gemacht, und welche ihnen keine Gelegenheit gegeben haben, zu urtheilen, wozu sie geschickt und fähig sind. Denn diese Fähigkeit hängt nicht nur von äusserlichen Talenten, die man verbergen kann, sondern von innern Zuständen ab, und wer diese nicht genau kennt, ist berechtigt, ein Mißtrauen darein zu setzen.

Ich halte übrigens nicht dafür, daß man auf dasjenige Acht haben solle, was die Nonnen, denen dieses zu thun schwer fällt, gemeiniglich anführen, um es zu unterlassen. Denn wenn diese Ursachen keine besondern, und von den Betrachtungen hergenommen sind, welche die Heiligen nicht haben vorhersehen können; so sieht man deutlich, daß sie auf die Zernichtung der Regel hinauslaufen, und voraussetzen würden, die heiligen Stifter der Orden hätten wenig Einsicht gehabt.

Hierunter rechne ich, was man sagt, nämlich, die Offenherzigkeit sey keine Sache, die in unserer Macht und Gewalt stünde; man könne

nicht

nicht gegen einen jeden offenherzig seyn, und man müsse nichts unmögliches verlangen. Denn man sieht deutlich, daß dieser Einwurf wider die Gewohnheit selbst ist, und daß folglich diejenigen, die ihn machen, sich über ihre heiligen Stifter erheben. Ueberdieses beruht er auch darauf, daß man nicht recht weis, was für eine Offenherzigkeit man verlangt. Denn es giebt eine doppelte Offenherzigkeit. Die eine entsteht aus der Uebereinstimmung der Einsichten und Meynungen, die das Herz öffnet und erweitert, und ihm alle Mühe, sich zu entdecken, benimmt, und welche Gedanken und Worte genug verschafft, weil man sich einbildet, man verstehe und werde verstanden. Es ist wahr, man hat diese Art von Offenherzigkeit nicht gegen einen jeden, gegen den man sie haben will; das ist aber auch diejenige nicht, welche die Regel vorschreibt. Diejenige, die man verlangt, ist eine Offenherzigkeit des Glaubens und der Vernunft, und im Grunde nichts anders, als eine Handlung der Aufrichtigkeit. Denn es kann sich ein jeder vor Gott untersuchen; ein jeder kann Gott beichten, und sich gewisser Fehler schuldig erkennen. Hernach kann man Worte finden, um dasjenige auszudrücken, was man bey dieser Untersuchung wahrgenommen hat. Der Wille kann der Zunge befehlen, zu sagen, was man von sich selbst weis. Man würde es einer Mauer sagen können; man kann es also einer Superiorinn sagen. Wenn man dieses thut; so beobachtet man

seine Pflicht, man mag es nun auf eine trockene Weise, oder mit Ausschüttung des Herzens, thun. Denn die Tugend besteht in einem festen Entschlusse, Gott zu gehorchen, und nicht in allen den Bewegungen, die unsere Handlungen entweder angenehm oder verdrießlich, leicht oder schwer machen. Es ist auch noch ein schlechter Grund, wenn man sagt, die Superiorinnen könnten das, was man sagte, mißbrauchen; sie trieben es gar zu weit; es blieben bey ihnen unangenehme Eindrücke davon zurücke; es befestige sie in ihren vorgefaßten Meynungen; und da man mit ihnen leben und umgehen müßte, so habe man Ursache, sich zu schonen. Da alle diese Vorwände zu allen Zeiten können gebraucht werden; so können sie zu dieser Zeit nicht Stich halten, wie sie denn auch zu andern nicht Stich gehalten haben. Bey dem allen sind es nur menschliche Gedanken, und Anmerkungen der Eigenliebe, die mit den geistlichen Gütern nicht können verglichen werden, welche eine Seele, die Gott sucht, in dieser Entdeckung findet.

Man kann sagen, daß, menschlicher Weise zu reden, diese Gedanken falsch und nicht gar zu vernünftig sind. Denn es heißt das menschliche Herz schlecht kennen, wenn man nicht weis, daß es etwas giebt, wodurch es bey dem Zutrauen, das man zu ihm hat, indem man seine Fehler aufrichtig bekennt, eingenommen wird. Deswegen setzt Aristoteles die Bekanntmachung seiner Fehler un-

unter die Sachen, welche die Liebe zuwege bringen: *Amamus eos, qui mala ſua dicunt.* Alles, was man offenherzig bekennt, verſchwindet gewiſſermaßen in den Augen derer, welchen man es bekannt. Man ſieht es als eine Krankeit an, die nachgelaſſen hat, und nicht mehr da iſt. Hierinnen beſteht die große Kunſt, die vorgefaßten Meynungen zu vertreiben, und zu verhindern, daß ſie den Verſtand nicht einnehmen. Es fehlt alſo ſo viel, daß diejenigen, die ſich gewiſſenshalber an ihre Superiorinn wenden, ſich vor ihren vorgefaßten Meynungen zu fürchten haben, daß ſie vielmehr befürchten ſollen, ſie möchten ſie gar zu ſehr zu ihrem Vortheile einnehmen. Diejenigen, die gegen ſie zurückhaltend ſind, und ihr gar nichts ſagen, können vielmehr mit Grunde befürchten, daß, wenn ſie eine nachtheilige Meynung von ihnen hegte, dieſe Meynung von Dauer ſeyn werde. Denn da ſie nicht iſt zernichtet worden; ſo kann ſie eine dauerhafte Meynung, und ein beſtändiges Urtheil werden. Die Nonnen ſollten bedenken, daß ſie es nicht hindern können, daß die Superiorinn nicht nach ihren Handlungen, die ſie ſieht, von ihnen urtheilt. Diejenigen, die alſo niemals reden, konnen von dieſem Verhalten nichts anders hoffen, als daß ſie auf eine nicht gar zu günſtige Art von ihnen urtheilen wird; daß ihr ihre Fehler weit größer vorkommen werden, und daß ſie alſo an den vorgefaßten Meynungen, welche die Superiorinn in Anſehung ihrer hegen kann, Schuld ſind.

Endlich heißt es nicht vernünftig reden, wenn man, um dieses gegen eine Superiorinn zu unterlassen, sagt, sie sey selbst nicht fehlerfrey. Denn als der heilige Benediktus verordnet hat, den Superiorinnen seine Gedanken zu entdecken, so hat er nicht vorausgesetzt, daß sie Engel seyn würden. Die Regel würde in diesem Falle sehr unnütze, und vielmehr ein Fallstrick, als eine nützliche Verordnung gewesen seyn. Man muß sie also überhaupt von den Superiorinnen verstehen, und es würde eine große Undankbarkeit seyn, wenn man nicht alle diejenigen mit darunter begriffe, durch welche das Haus seit langer Zeit ist regiert worden.

Es ist an dem, daß überhaupt der Stand oder die Beschaffenheit der Superiorinnen Anlaß geben kann, die Beobachtung dieser Regel zu unterlassen, und das muß hier erklärt werden. Denn so wichtig sie auch an sich selbst ist; so halte ich doch nicht dafür, daß sie in den mehresten Klöstern als ein Gebot einer unumgänglichen Nothwendigkeit verpflichte. Meine Ursache ist, weil in allen Abteyen, wo die Abtissinnen von dem Könige ernannt werden, und einen von den Nonnen gar sehr unterschiedenen Rang haben, die Beobachtung derselben abgeschafft ist. Man betrachtet daselbst die Abtissinn als eine vornehme Dame, die man ehren muß, und nicht als eine Vorsteherinn und Führerinn. Es würde sogar diesen Abtissinnen gar sehr beschwerlich fallen, wenn sie ihre Nonnen anhören sollten, und die mehresten

haben auch die dazu erforderliche Geschicklichkeit nicht. Es können also die Nonnen in diesem Falle die Freyheit, die sie ihnen geben, brauchen, und sie nur in Ansehung des Aeusserlichen als ihre Superiorinnen betrachten. Hieraus kann man den Schluß machen, daß die bekannte Unfähigkeit einer Superiorinn, oder der Mangel des Willens, den Nonnen diesen Liebesdienst zu erzeigen, sie von dieser Pflicht freyspricht. Denn man ist nicht verbunden, das Licht zu suchen, wo keins ist, und wo man keins geben will.

Man muß aber daraus schließen, daß das Leben dieser Häuser eigentlich kein Klosterleben, sondern ein Leben solcher Jungfrauen ist, die in Ansehung des Aeußerlichen abhängig, und in Ansehung des Innerlichen unabhängig sind. Das heißt, diese Oerter sind vielmehr solche, wo Beghinen wohnen, als Klöster; so daß, da diejenigen die sich darinnen befinden, keine wirklichen Nonnen sind, sie es nur vermöge des Verlangens des aufrichtigen Willens, den Gott in ihren Herzen wahrnehmen kann, sich dieser Gewohnheit, wenn sie eingeführt wäre, zu unterwerfen, seyn können. Denn es ist nicht bloß das strenge Leben, und auch nicht bloße Beobachtung der Keuschheit und Armuth, die eine rechte Benediktinernonne machen, sondern wenn man sich in Ansehung des Innerlichen und des Aeußerlichen von einer Aebtissinn führen läßt, und sie gern zum Zeugen seiner innern Gesinnungen macht, wie sie es wegen ihres

Amts in Ansehung der äusserlichen Handlungen ist.

Es scheint aber, als ob hieraus eine andere Regel folge, die ihnen gelinde vorkommen wird. Sie besteht darinnen, mein Herr, daß in den verbessertesten Klöstern diese Beobachtung nur als ein Rath soll angesehen werden. Denn da alle jetzo verbesserte Klöster lange Zeit sehr unordentliche Klöster gewesen sind, und diese Beobachtung währender Unordnung in denselben nicht gebräuchlich gewesen ist; so hat sie nur auf die Art, wie sie in denselben wieder eingeführt worden, angefangen, für die verbesserten Nonnen verbindlich zu seyn. Nun halte ich aber dafür, sie seyn in demjenigen, von welchem die Rede ist, niemals als eine solche angesehen worden, die sehr genau verbände; das heißt, sie hat in demselben die Stelle eines sehr nützlichen Raths vertreten, man hat die Seelen dazu ermahnt, und ihnen den Nutzen davon vorgestellt; man hat aber die Beobachtung derselben niemals befohlen. Es hat also diese Beobachtung ihre Verbindlichkeit bestimmt, und hierauf kann man, wie mich dünkt, gewisse Regeln gründen.

Die erste ist diese: Da die Räthe selbst müssen gebilligt werden, und es niemals erlaubt ist, die Seelen davon abwendig zu machen, wenn man glaubt, daß sie ihnen nützlich sind; so ist es ein großer Fehler, diese Beobachtung in ein böses Geschrey zu bringen, und diejenigen, die sich darnach

nach richten wollen, davon abzuhalten, indem man ihnen menschliche üble Folgen vorstellt, die ihnen einen Eckel vor derselben, oder eine Verachtung einflößen würden. Diesen Ausspruch thut der heilige Franz von Sales, in Ansehung der mindern Beobachtungen seiner Regeln, zu eben der Zeit, da er sagt, sie verbänden selbst weder zu einer Tod, noch zu einer erläßlichen Sünde; und man kann ihn gar wohl auf die Beobachtung, von welcher wir reden, anwenden.

Die andere Regel ist: Da diese Beobachtung außer dem, was sie von dem positiven Gesetze an sich hat, auch etwas von dem natürlichen Gesetze an sich hat; so sind die Nonnen, die sie unterlassen, in Ansehung alles dessen, was zum natürlichen Gesetze gehört, strafbar. Ich halte z. B. dafür, es gehöre zum natürlichen Gesetze, nicht zuzulassen, jemanden eine gefährliche Verrichtung aufzutragen, ohne es ihm zu sagen. Und also sind diejenigen, welchen Sachen befohlen werden, wobey sie unzählige Fehler begehen, und die sie in Versuchung führen, gewiß strafbar, wenn ihnen dieses begegnet, weil sie diese Schwachheit der Superiorinn nicht auf eine Art entdeckt haben, die sie hat bewegen können, darüber nachzudenken.

Die dritte Regel ist: Die Nonnen, die dieses nicht nicht beobachten, sollen sich nicht als rechte Benedictinernonnen ansehen. Sie sollen in ihren Augen nur Beghinen seyn, und glauben, daß sie nur alsdenn nach dem Sinne des heiligen

Benediktus und des heiligen Bernhards leben, wenn sie in dieser innern Aehnlichkeit leben.

Die vierte Regel ist: Auch selbst in den verbesserten Klöstern soll man diese Entdeckung nicht von allen Nonnen vermittelst eines Gebots verlangen, und diejenigen dulden, die sich nicht dazu entschließen können. Ich trage diese letzte Regel nur auf eine zweifelhafte Art vor, es ist aber gewiß, daß ich auf diese Seite hänge. Meine Ursache ist, wie ich schon gesagt habe, diese: Man kann in den verbesserten Klöstern etwas auf eine zweifache Art wieder einführen, einmal vermittelst eines Gebots, und hernach vermittelst eines Raths. In einem gewissen Hause ist z. B. die alte Fasten nur auf diese letzte Art wieder eingeführt worden. Nun hatte ich aber dafür, man habe nicht Ursache zu glauben, die Gewohnheit, den Superiorinnen sein Inneres zu entdecken, sey auf eine andere, als auf diese Art, wieder eingeführt worden. Man hat sich freywillig dazu verstanden, man hat den Nutzen davon gezeigt; ich sehe aber nicht, daß man diese Entdeckung vermittelst eines Gesetzes und Gebotes gefordert habe. Ich weis so gar nicht einmal, ob es gut seyn würde, es auf diese Art zu thun. Denn wenn die Superiorinnen unfähig würden, wie sie es werden können; so würden sie, wenn sie sähen, daß dieses Recht eingeführt wäre, ihre Macht und Gewalt gar sehr mißbrauchen, und an den Seelen eine große Tyraney ausüben können. Da nun die Kirche dafür ge-

gehalten hat, es sey gut, es nicht als eine unumgängliche Pflicht vorzuschreiben, einen und denselben Beichtvater zu haben, obgleich dieses an sich besser ist, und da sie so gar, um gewissen üblen Folgen zuvorkommen, befiehlt, man soll den Nonnen des Jahrs viermal ausserordentliche Beichtväter vorstellen; so scheint es, man solle aus eben dem Grunde, diese Entdeckung der geheimen Gedanken und Fehler nicht zu einem strengen Gesetze und Gebote machen, weil man dadurch in dieselben Verdrießlichkeiten würde fallen können.

Das ist mein Gedanke. Erzeigen sie mir die Gnade, und theilen sie diesen Brief einer Person mit, die drey Meilen von ihnen wohnt, und nehmen sie sich ja wohl in Acht, daß sie nichts daran billigen, als was jene wird gebilligt haben. Denn ich billige selbst nur das daran, was jene Person und sie für wahr halten werden, und ich unterwerfe ihn schlechterdings ihrer Beurtheilung.

LIII. Brief.

Von der Hochachtung, die man gegen Gott ergebene Personen hegen, und von dem Nutzen, den man von den Verbindungen, in welchen man mit ihnen steht, zu haben suchen soll.

An die Superiorinn zu Annecy.

Meine ehrwürdige Mutter; ich kann sie mit Wahrheit versichern, daß es mir ein besonderes Vergnügen gewesen ist, den Brief zu erhalten, den sie zu dem Briefe an die Frau von N.*** gelegt haben; und daß, wenn ich nicht schon aus Hochachtung gegen ihren Herrn Bischoff, und diese betrübte Dame, geneigt gewesen wäre, ihr den wenigen Beystand zu leisten, den ich ihr leisten kann; so würde doch der Antheil, den sie ihre Liebe an ihren Angelegenheiten nehmen läßt, schon allein hinlänglich seyn, mich dazu zu bewegen. Da aber meine Anstalten in allen Sachen immer sehr mangelhaft sind; so will ich ihnen lieber, um sie etwas länger zu unterhalten, und es doch nicht auf eine ganz fruchtlose Art zu thun, etwas von demjenigen sagen, was mir eben jetzo von denjenigen einfällt, die ich bey dieser Gelegenheit hätte machen sollen.

Es ist mir also vorgekommen, meine ehrwürdige Mutter, als ob man gemeiniglich die Verbindungen nicht hoch genug schätzte, welche uns die göttliche Vorsehung mit denen verschafft, die Gott ergeben sind, und ihm treulich zu dienen wünschen; man sähe sie mit gar zu gleichgültigen Augen an; und wenn wir, in Ansehung unserer Seligkeit, eben so klug und weise wären, als es die Geizigen gemeiniglich in Ansehung der Vermehrung ihres Vermögens sind; so würden wir es uns weit besser zu Nutze machen, als wir es wirklich thun. Wir dürften es zu dem Ende nur wie die Geizigen, von welchen wir reden, machen, weil sie das Muster sind, das uns die Schrift bey dem Forschen nach der Weisheit vorlegt, indem sie uns befiehlt, sie so zu lieben, wie die Geizigen das Geld lieben. Sie sehen fast niemanden, in Ansehung dessen sie nicht eine Absicht hegten, und es fallen ihnen tausenderley Mittel und Wege ein, sie zur Beförderung ihres Nutzens zu brauchen. Bekommen sie von ungefähr mit einer mächtigen Person etwas zu thun; so haben sie unzählige Absichten, es sich zu Nutze zu machen, und verschiedene Vortheile davon zu haben. Diesem Beyspiele zu Folge hätte ich, meine ehrwürdige Mutter, als ich ihren Brief bekommen, vieles thun sollen. Ich hätte sie als groß und mächtig in dem Reiche Jesu Christi ansehen sollen, weil ich berechtigt bin, wegen des Amtes, das sie in einem der vornehmsten Häuser

ihres Instituts verwalten, so zu urtheilen; und dieses sollte mich auf die Gedanken bringen, mich mit einem von ihren Gütern zu bereichern. In Ansehung der weltlichen Güter kann man es nicht thun, ohne denen, die sie besitzen, Schaden zuzufügen; aber in Ansehung der geistlichen Güter, kann man sie sich zueignen, ohne die, so sie haben, arm zu machen. Ich darf mich nur, meine ehrwürdige Mutter, aufrichtig über die mannichfaltige Gnade, die Gott ihrem Kloster, und ihrem Institute erweißt, freuen, und ihnen noch größere wünschen, um Theil daran zu haben; und ich werde auch ohne Zweifel nach dem Maaße der Freude und des Verlangens, so ich darnach haben werde, Theil daran haben. Dabey hätte ich es nicht sollen bewenden lassen. Denn gleichwie die eigennützigen Leute sich gar sehr freuen, wenn sie Gelegenheit haben, denen, die ihnen nützlich seyn können, einige geringe Dienste zu leisten, und sie dieselben bemerken zu lassen; also hätte ich auch, meine ehrwürdige Mutter, vermöge eines rechten und vernünftigen Eigennutzes, die kleine Gelegenheit, die sie mir geben, mein Verlangen, ihnen zu dienen, gegen sie an den Tag zu legen, begierig ergreifen, und, um es ihren Augen etwas beträchtlicher zu machen, sie bemerken lassen sollen, daß man die Dienste, die man uns leistet, nicht nach den äusserlichen Wirkungen, die oftmals von dem, was auser uns ist, abhängen; sondern nach der Fülle des Willens, der in uns ist, beurtheil-

theilen müsse. Und da dieses das einzige wäre, das Gott hochschätzte; so sollte es auch das einzige seyn, woraus geistreiche Personen etwas machten. Da endlich, meine ehrwürdige Mutter, diese ei. gennützigen Personen bey den Diensten, die sie an. dern leisten, nicht unterlassen, einige von ihren Bedürfnissen bekannt zu machen, und die, wel. che ihnen helfen können, dabey zu brauchen; so sollte ich ihnen auch zu erkennen geben, daß ich es sehr nöthig hätte, mir den Beystand ihres Ge. bethes zu verschaffen, und sie so gar wegen eines Umstandes darum zu bitten, in welchem ich mich jetzo befinde, und wobey ich eine göttliche Erleuch. tung ganz besonders nöthig habe. Das sollte ich, meine ehrwürdige Mutter, thun; ich thue es aber nur auf eine sehr unvollkommene Art. Es ist aber gar sehr billig, daß ich wenigstens das letzte thue, welches mich verbindet, mich ganz besonders ih. rem Gebethe zu empfehlen, und daß ich so gar den Schluß mache, daß, da ich Ursache habe, diese Bitte an sie ergehen zu lassen, Gott sie ver. pflichte, Acht darauf zu haben; daß es billig ist, daß sie einige Liebe für mich haben, und daß sie sie ausüben, indem sie glauben, ich versichere sie aufrichtig, daß ich sey Dero, ꝛc.

LIV. Brief.

LIV. Brief.

Daß die Freundschaften, die auf der christlichen Liebe beruhen, sehr hoch zu schätzen, und denen, die sie gegen den Nächsten ausüben, sehr nützlich sind.

An den Herrn von Sacy.

Es war für mich genug, mein Herr, daß sie mich durch den Herrn Duviviers von der Fortdauer ihrer Liebe gegen mich versichern lassen, ohne daß sie sich die Mühe nahmen, mir selbst so besondere Merkmaale davon zu geben, wie diejenigen sind, welche aus dem Briefe erhellen, womit sie mich beehrt haben. Ich habe ihn deswegen auch mit desto mehreren Danke angenommen, weil ich ihn als eine Gnade angesehen, die ich nicht verdiente, und welche ich zu erwarten kein Recht hatte. Ich kann ihnen aber sagen, daß der Trost, den ich dadurch erhalten, kein bloß menschlicher Trost gewesen ist, und daß ich mich bey dem, was er für mich günstiges enthielt, weniger aufgehalten, als daß ich die so richtigen und so erbaulichen Gedanken bewundert, die sie darinnen an den Tag legen, und welche etwas weit wirklicheres sind, als der Trost, den man von der

Lie-

Liebe und Zuneigung seiner Freunde erhalten kann. Die Liebe, mein Herr, ist allemal ein weit größeres Gut für diejenigen, so sie ausüben, als für die, gegen welche sie ausgeübt wird. In Wahrheit, wenn alles, was man von mir bekannt zu machen sich die Mühe gegeben hat, wahr wäre; so würde ich doch bey allen Merkmalen der Hochachtung und Freundschaft, die sie gegen mich haben, an den Tag legen wollen, deswegen nicht besser seyn, weil, der Meynung der Menschen ungeachtet, das Böse, so wir an uns haben, vor Gott, bleibt, wie es ist. Ganz anders verhält es sich mit dem Nutzen, den sie davon haben. Dieser ist, auch selbst bey der Ungewißheit, ob diese Reden wahr und richtig sind, gewiß. Denn sie haben allemal gethan, was recht und billig war, weil sie von einer Sache, die nicht klar und deutlich war, nicht urtheilten, dieser schönen Regel des heiligen Augustinus zu Folge: *Si forte se aliter veritas habet, ipsi certe humanitati debitum redditur, cum homo de homine nihil mali temere suspicatur.*

Ich bekenne ihnen noch überdieses, daß ich mich sehr gefreut habe, sie etwas ausüben zu sehen, das mir sehr am Herzen liegt, und mir in dem christlichen Leben von sehr großer Wichtigkeit zu seyn scheint. Gleichwie man nämlich, um mich des Ausdrucks einer gewissen Kirchenversammlung zu bedienen, alle Tugenden ehren muß; also muß man auch die Freundschaft, welche eine davon ist,

und vornämlich die alten Freundschaften, ehren. Nun halte ich aber dafür, man müsse, um sie zu ehren, bey vorfallenden Gelegenheiten zu erkennen geben, daß die Freundschaften, die Gott zum Grunde und zum Zwecke haben, auf eine ganz andere Art dauerhaft und beständig sind, als die menschlichen Verbindungen, die nur auf dem Nutzen, oder den Leidenschaften, beruhen; daß sie nichts von dieser ihrer Leichtsinnigkeit und Unbeständigkeit an sich haben; daß sie durch die kleinen Wolken, die bisweilen aufsteigen, oder durch die unvermeidliche Verschiedenheit der Meynungen wegen des Verhaltens, wie auch durch unrecht erzählte, oder unrecht ausgelegte Begebenheiten, nicht so leicht zu ersticken sind; und daß die Liebe, die im Herzen ist, sie leicht zerstreut, indem sie uns geneigt macht, dasjenige günstig anzuhören, was man uns zur Rechtfertigung unserer Freunde sagen kann, und hernach auch eben so gütig mit ihnen umzugehen. Das haben sie, mein Herr, vollkommen durch die Zurückhaltung ausgeübt, die sie zu einer Zeit, da die Hitze so groß war, beobachtet haben, daß ich weit mehr Ursache habe, es denen, welche dieser Strohm nicht mit fortgerissen hat, Dank zu wissen, als mich über diejenigen zu beklagen, die ihm nicht widerstanden haben; ingleichen dadurch, daß sie das, was ihnen der Herr Duviviers hat vorstellen können, gern und willig angehört haben; und endlich durch den gütigen Beweis, den sie mir von der Fortdauer

ihrer

ihrer Freundschaft haben geben wollen. Ob ich nun also gleich gar wohl sehe, daß sie wegen vieler Sachen keine Erläuterung bekommen können, aber doch auch die Hoffnung, es einmal thun zu können, nicht ganz aufgebe; so verspüre ich doch bey mir noch keinen Trieb dazu, und ich bin mit der Gesinnung und Liebe, die sie hegen, sehr wohl zufrieden, weil sie dasjenige hervorbringt, was in den christlichen Freundschaften, deren vornehmste Pflichten vor Gott ausgeübt werden, am wirklichsten und beständigsten ist. Ich bitte sie, zu glauben, daß ich es nicht als eine kleine Gnade ansehe, da sie mich versichern, sie erinnerten sich meiner bey ihrem Gebethe und bey ihren Opfern; und daß mich dieses gar sehr verpflichtet, mehr, als jemals, zu seyn, Dero, ꝛc.

LV. Brief.

Daß an den Menschen nichts groß, wirklich und schätzbar ist, als die Furcht und Liebe Gottes.

Ich schreibe ihnen nicht, Mademoiselle, um ihrent, sondern um meinetwillen. Sie haben meine Briefe nicht nöthig; ich glaube es aber nöthig zu haben, ihnen von Zeit zu Zeit einige zu schreiben, weil ich ihre Neigung und Liebe nöthig habe, welche in diesem Leben durch eine Art von

Umgange sollen unterhalten werden. Ausser dem ist es auch, ohne auf dieses Bedürfniß zu ach en, eine natürliche Wirkung der N igung und Liebe, die man zu jemanden trägt, ihn gern zu unterh l ten und ihm seine Gedanken mitzutheilen. N n halte ich aber dafür, daß ich Neigung zu ihnen habe, und daß ich an ihnen das einzige li be, was wirklich zu lieben und hochzuschätzen ist, und darinnen besteht, daß sie Gott ang hören und ihn lieben. Ich bin von dem Gedanken, daß an den Menschen nichts groß, wirklich und schätzbar ist, als die Furcht und Liebe Gottes, so eingenom men, daß ich nicht umhin kann, einen Theil da von zum Inhalte dieses Briefs zu machen.

Ich bin dazu veranlaßt worden, weil ich seit kurzer Zeit Gelegenheit gehabt habe, zwo gar se r entgegenstehende Anmerkungen zu machen. Die eine davon heißt: Alle menschliche Eigenschaften sind nichts, wenn es ihnen an der wahren Got tesfurcht mangelt. Und die andere ist folgende: Die Fehler des Verstandes, welche machen, daß man die Sachen übel auslegt, und so gar viel Feh ler begeht, sind etwas geringes, wenn sie mit ei ner großen Liebe verbunden sind. Hieraus folgt, daß die Menschen nur wegen einer gewissen Eigenschaft schätzbar sind, die man nicht sehen kann, und wel che sehr schwer zu unterscheiden ist.

Die eine von diesen Anmerkungen rührte mich, als ich ein berühmtes Buch eines jetzt lebenden Schriftstellers las, der in seinem ganzem Leben alle

Mühe

Mühe angewendet hat, sich mit Wissenschaft anzufüllen, und dem es auch gelungen ist; der eine sehr weitläuftige Kenntniß von der Gottesgelehrheit und den Kirchenvätern hat, und welcher unendlich weit gelehrter ist, als viele von denen, die dafür gehalten werden. Er hat die Frucht seines Studierens und der Arbeit eines langen Lebens der Welt vorgelegt; er hat aber alles dieses mit einem gewissen Umstande verbunden, den ich nicht nennen will, und welcher so viel Niederträchtigkeit und einen so weltlichen Sinn anzeigt, daß ich, um dieses einzigen Fehlers willen, seine ganze Wissenschaft für nichts halte; so daß ich mir die Mühe nicht geben möchte, sie zu sammeln, wenn ich zugleich diesen Fehler mit übernehmen müßte. Es begräbt und vernichtet also, Mademoiselle, ein einziger wesentlicher Fehler in den Sitten alle menschliche Eigenschaften, so groß sie auch immer zu seyn scheinen mögen, und man bleibt bey allen diesen Eigenschaften ein nackender und elender Mensch, wie die Schrift sagt. Offenb. 3, 17. Sie sind nur eine unnütze Last, die uns drückt, und uns oftmals schadet. Sie sind wegen des aufgeblasenen Wesens, das sie verursachen, Schuld und Ursache an unserem Elende, und sie machen unsere Krankheiten nur desto gefährlicher und unheilbarer.

Die andere Anmerkung ist eben so wichtig. Und wenn die erste die gar zu große Hochachtung der menschlichen Leidenschaften in uns auslöschen kann; so sollte diese dienen, die Ungeduld zu mä-

ßigen, die man bey den Fehlern des Nächsten bey sich verspürt, unter welche ich den Mangel der Einsicht, die vorgefaßten Meynungen, die Uebereilungen, den Verdacht, und überhaupt alles rechne, was bey rechtschaffenen Leuten kann angetroffen werden, und welches die Liebe nicht ganz zu Grunde richtet.

Die Veranlassung dazu ist ziemlich sonderbar. Ich hatte eine gewisse weltliche Sache mit rechtschaffenen Leuten auszumachen, die gewiß sehr schätzbar sind; indessen hat es sich zugetragen, daß sie diese Sache so schlecht eingesehen und verstanden haben, daß man sich weder auf eine gröblichere noch augenscheinlichere Art, dabey irren und betriegen könnte. Das Verfahren ist nicht besser gewesen, als die Sache selbst, und der Irrthum ihres Verstandes hat sie zu vielen Urtheilen verleitet, die ganz gewiß unrecht waren. Ich habe mich genöthigt gesehen, sie zu widerlegen, und ich habe es, in Ansehung des Aeusserlichen, auf eine sehr gemäßigte Art gethan die für sehr überzeugend ist gehalten worden. Es scheint also, ich würde allen und jeden Vorzug vor ihnen haben; ich bin indessen überzeugt, daß ich keinen habe. Da diese Personen viel Liebe und Buße besitzen; so haben sie schon dadurch die Fehler der Unwissenheit und der vorgefaßten Meynungen, die sie haben begehen können, vernichtet. Und da ich deren weniger besitze; so habe ich Ursache zu glauben, daß die meinigen bleiben und dauerhafter sind.

sind. Man begeht viel Fehler, indem man Recht hat. Dann ob man gleich, in Ansehung des Aeusserlichen, und auch im Grunde Recht hat; so hat man doch kein Recht, gegen andere aufgebracht zu seyn, und einige Bitterkeit gegen sie zu hegen. Man hat kein Recht, sich ihnen vorzuziehen, und ihre Fehler größer zu machen, als sie in der That sind.

Hieraus folgt, daß diejenigen, die viel Liebe haben, vor Gott allemal Recht haben, weil ihre Liebe alle ihre Fehler verzehrt; und daß die, so keine Liebe haben, nimals Recht haben, weil die Fehler, welche sie in eben die Sachen, wo sie Recht haben, mischen, vor Gott bleiben, und machen, daß sie mehr Unrecht haben, als diejenigen, die sie so gar mit Recht anklagen.

Sie werden ohne Zweifel fragen, wozu alles, was ich bishero gesagt habe, gut wäre, und was es sie angienge? Ich antworte, Mademoiselle, ob sie gleich weder die eine noch die andere von diesen Anmerkungen angeht; so geht sie doch der Eindruck, der davon bey mir zurückg blieben ist, ganz und gar an. Dieser Eindruck ist, wie ich ihnen schon gesagt habe, daß nichts wirklich und schätzbar ist, als Gott zu lieben, und ihm treu zu dienen; welches der Weise durch folgende Worte ausdrückt: *Deum time, et mandata ejus observa; hoc est omnis homo.* Fürchte Gott und halte seine Gebote; das ist der ganze Mensch, Pohel. Sal. 12, 13. das ist, alles übrige ist nur Eitel-

telkeit. Nun kann ich nicht umhin, aus diesem Eindrucke Schlüsse zu ziehen, die ihnen günstig sind, weil ich überzeugt bin, daß ihnen Gott die Gnade erzeigt, ihm treu zu dienen, und daß sie mir deswegen sehr schätzbar vorkommen sollen. Es wird ihnen aber doch auch nicht schwer fallen, von diesen beyden Anmerkungen demüthigende Anwendungen auf sich zu machen.

Ausser dem, was in ihnen wirklich ist, besitzen sie auch schätzbare Eigenschaften nach der Welt. Sie haben mehr äusserliche Einsichten und mehr äusserliche Weisheit, als viele andere, und ich bin versichert, daß sie nicht werden umhin können, an anderen viele Fehler des Verhaltens, der Uebereilung, der falschen Urtheile, und der Irrthümer des Verstandes wahrzunehmen. Nun ist aber dieses eine gefährliche Versuchung, welche verleitet, sich ihnen vorzuziehen, und zu verachten. Es ist also gut, überzeugt zu seyn, daß, wenn diese Personen, an welchen sie so viel Fehler wahrnehmen, ein wenig mehr Liebe, als sie, haben, wie solches gar wohl seyn kann, sie vor Gott wirklich schätzbarer und achtungswürdiger, als sie, sind. Denn man muß überzeugt seyn, daß es übereilte, unbedachtsam und mit vielen Fehlern verbundene Lieben giebt; nicht als ob die Liebe an und für sich selbst diese Fehler hervorbrächte, sondern weil sie sie nicht allemal vernichtet; indem Gott haben will, daß gewisse Personen ihre Seligkeit schaffen sollen,

in

indem sie unzählige Fehler begehen, aus welchen er si etwas gutes hervorbringen zu lassen weis.

Ich kann noch hinzusetzen, Mademoiselle, daß es unter den Gaben Gottes oder der Natur welche gebt, so die Stelle des Reichthums nicht vertreten, und welche nur wegen des Gebrauchs, den wir davon machen, Güter für uns sind. Wenn wir nun voraussetzen, daß dasjenige, was wir ihren Zustand nennen, eine Gabe Gottes ist, so giebt es also in dieser Gabe selbst viele Dinge, die si nur nach dem Maaße ihrer Treue reich machen. Alles, was nur Einsicht und Genuß ist, ist noch keine Liebe. Es ist die Sprache der Engel. 1. Cor. 13, 1. Es sagt uns aber der Apostel, wenn wir auch gleich die Sprache der Menschen und der Engel redeten; so wären wir doch nur noch leere und klingende Schellen; so daß, da der Grad der Liebe, welchen Gott den Seelen verleiht, ihnen unbekannt ist, sie vielmals weder wissen, wie schätzbar sie sind, noch auch, ob sie es sind. Und sie sollen sich als Arme und Elende ansehen, weil sie nicht wissen, ob sie nicht wirklich leer von Liebe sind.

Es ist also, Mademoiselle, um sich wieder den Eindruck aller dieser äusserlichen und innerlichen, natürlichen Eigenschaften, zu vertheidigen, keine Wahrheit nöthiger, als diese: Daß der Mensch in der That nur wegen seiner Liebe und seiner Treue gegen Gott schätzbar, alles übrige aber nichts ist.

Und es ist auch, um sich wieder den Verdruß und die übrigen Leidenschaften, welche die Fehler des Nächsten in uns erregen können, zu vertheidigen, keine Wahrheit nöthiger, als diese: Daß die mehresten menschlichen Fehler in Gottes Augen nichts sind, wenn sie mit der Liebe verbunden sind; und daß eine Person mit vielen Fehlern, die aber eine große Liebe hat, unendlich weit schätzbarer ist, als eine andere, die keine Liebe, aber doch alle übrige Eigenschaften hat, die man nur wünschen und verlangen kann. Ich kann also nicht sagen, daß die beyden Anmerkungen, mit welchen ich angefangen habe, und die sich gar nicht hieher zu schicken scheinen, sie in der That nicht angehen; weil sie zu einem Mittel wider die gefährlichsten Versuchungen des Lebens dienen können, welche die Hochachtung sein selbst, und die Verachtung des Nächsten sind.

Es wird ihnen vielleicht lieb seyn, wenn ich ihnen von mir etwas neues melde; und was ich ihnen davon sagen kann, besteht darinnen, daß es nur an mir liegt, sehr glücklich zu seyn; denn das wahre Glück des Lebens ist, wenig Geschäfte zu haben, ein todtes und vernichtetes Leben zu führen, an sich und seine Seligkeit zu denken. Nun treibt mich alles zu dieser Lebensart an. Ich würde mich, so wenig es auch nur immer wäre, nicht regen können, ohne ein Getöse zu machen. Man muß sich also nicht regen, sich in nichts mischen, und das ist das größte Gut des Lebens. Wenn wir

wir also Weise wären; so würde die Welt nur unsere Glückseligkeit befördern können, indem sie uns keine Geschäfte und keine Aemter auftrüge. Und wir würden so gar von den vorgefaßten Meynungen unserer Freunde Nutzen haben, weil diese vorgefaßten Meynungen uns vieler beschwerlicher Verrichtungen überheben, indem sie sie abhalten, sich an uns zu wenden.

Ich sage ihnen nicht, daß ich dieses Glück empfinde; ich kann ihnen aber sagen, daß ich es kenne, und daß mir wenigstens dieses vernichtete Leben nicht verdrießlich fällt, weil ich, Gott sey Dank! bey demselben ganz munter und vergnügt bin, nachdem gewisse Stürme des Streits, dessen ich gegen sie gedacht habe, vorüber sind. Es würde eine große Gnade seyn, die Sachen, wenn sie neu und gegenwärtig sind, eben so anzusehen, wie man sie hernach ansieht. Es fehlt sehr viel, daß ich es so weit gebracht hätte. Ich werde von vielen Dingen eingenommen und beunruhigt, die mir nichts zu seyn scheinen, wenn sie einigermaassen von mir entfernt sind. Es fiel mir z. B. das unanständige Betragen, welches ich an Personen, die ich ehrte, wahrnahm, gar sehr auf, und jetzo scheint es mir nichts mehr zu seyn. Seyn sie so gütig, und bethen sie für mich. Das ist allemal der vornehmste Zweck der Briefe, die ich an sie schreibe, und darauf zielt auch die Offenherzigkeit ab, mit welcher ich mit ihnen rede.

LVI. Brief.

Wie sich die Dankbarkeit zu dem Begriffe schickt, den uns die Religion von den Liebeswerken macht, die denen, die sie ausüben, nützlicher sind, als denen, gegen welche sie ausgeübt werden. Da eine christliche Mutter das Werkzeug der Heiligung ihrer Familie ist.

An die Frau de la Houssaye.

Der Begriff, Madame, den uns die christliche Religion von den geringsten Liebeswerken macht, ist so groß und so erhaben, daß es gewissermaaßen schwer fällt, ihn so gleich mit den gewöhnlichen Begriffen von der Dankbarkeit zu vereinigen, welche man gegen diejenigen an den Tag legt, die uns Liebeswerke erzeugen. Denn wenn es wahr ist, wie denn nicht daran zu zweifeln ist, daß die kleinsten Liebesdienste ewig Werke sind, denen Gott eine ewige Belohnung zubereitet; daß sie nicht nur Gaben sind, die Jesus Christus den Seelen, die er liebt verleiht; sondern Gaben, die der heilige Paulus unaussprechliche nennt, 2. Cor. 9, 15, kurz, wenn alle diejenigen, die sie vernichten von Gott weit mehr bekommen, als sie andern geben; scheint es nicht,

Ma-

Madame, daß diese Gedanken mehr antreiben, denen, die uns einen Dienst geleistet haben, mehr wegen der Gnade, die ihnen Gott erzeigt hat, Glück zu wünschen, als ihnen für das, was sie für uns gethan haben, vielen Dank zu sagen? Indessen verhält sich die Sache nicht also, Madame; und weit gefehlt, daß der Begriff, den wir von diesen Liebeswerken haben sollen, in denen, welchen sie erwiesen werden, den Dank erstickt: er ist vielmehr der Grund davon. Denn wenn diese Dienste Gaben sind, die Gott denen verleiht, die sie leisten; so sind sie auch Gaben, die er denen verleiht, welchen sie geleistet werden. Sie entspringen in Ansehung der einen und der andern aus der unendlichen Liebe Gottes; und so eingeschränkt sie an sich selbst auch immer sind, so sind sie doch in dieser göttlichen Quelle unendlich, und verbinden uns also zu einem Danke, den man nicht zu weit treiben kann. Nun geht aber dieser Dank, Madame, nicht nur Gott an, der allemal die erste Ursache alles Guten ist, das wir von Gott empfangen können; sondern er geht auch diejenigen an, die er zu Werkzeugen desselben macht, und er geht sie so gar dergestalt an, daß wir überzeugt seyn sollen, es sey nicht möglich, ihn so gegen sie abzustatten, wie man ihn abstatten soll. Denn gleichwie die Liebe, die wir den Menschen schuldig sind, eine Art von Schuld ist, die man niemals ganz abträgt, weil Gott, dem wir weit mehr schuldig sind, als wir ihm bezahlen

len können, den Nachsten an seine Stelle gesetzt hat, um von uns zu empfangen, was wir Gott schuldig sind; also kann man auch sagen, man thue der Dankbarkeit niemals vollkommene Genüge, die man denen schuldig ist, die Gott zu Werkzeugen seiner Liebe gegen uns macht, weil sie Gott an seine Stelle setzt, um den Dank von uns zu empfangen, der seinen Wohlthaten niemals gleich kommt. Sie sehen, Madame, daß es weder ein Compliment, noch eine Vergrößerung ist; sondern daß es vermöge eines wahren und wirklichen Gefühls geschieht, wenn ich ihnen sage, ich könne nicht dankbar genug für den letzten Liebesdienst seyn, den sie mir zu erweisen die Gütigkeit gehabt haben. Ihre Großmuth, Madame, kann ihnen einen Begriff davon machen, was für einen sie will; ich schätze aber nur dasjenige hoch, was ich hochschätzen soll, indem ich es mir auf eine solche Art vorstelle, und so davon rede, wie ich es in diesem Briefe gethan habe. Ich weis, daß man solchen Vorstellungen nicht allemal nach ihrem ganzen Umfange folgen kann; es ist aber doch allemal etwas, wenn man überzeugt ist, daß sie richtig sind, und wenn man sich vielmehr den Vorwurf macht, man sey nicht dankbar genug, als wenn man glaubt, man könne diese Empfindungen gar zu weit treiben. In dieser Gemüthsverfassung befinde ich mich in Ansehung ihrer, und ich glaube, sie sey von dem Danke, den ich Gott schuldig bin, unzertrennlich.

Ich

Ich kann nicht umhin, Madame, hier beyzufügen, daß ich mich wegen des letzten Briefs, mit welchem sie mich beehrt haben, noch zu einem besondern Danke gegen sie verbunden achte. Sie haben mir nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem sie vorausgesetzt, daß ich an allem, was ihre Familie angeht, großen Antheil nehme. Sie haben mir aber eine besondere Gnade erwiesen, daß sie die Gütigkeit gehabt, mich auf eine so besondere Art, als es von ihnen geschehen ist, davon zu benachrichtigen. Ich begreife gar leicht, Madame, daß die Trennung von ihrer Frau Tochter ihnen gar sehr empfindlich gewesen ist; ich sehe aber auch zu gleicher Zeit ein, daß es eine göttliche Barmherzigkeit ist, uns auch so gar in den weltlichen Vorzügen etwas bitteres finden zu lassen, damit wir sie nicht gar zu hoch schätzen, und sie uns nicht hindern, nach dem Zustande zu trachten, in welchem Gott alle unsere Thränen abtrocknen will, weil die Güter, welche er denen, die er liebt, verheißt, mit keinen Bitterkeiten und Schmerzen mehr vermischt seyn werden. Die Erlaubniß, die der König ihrem ältesten Herrn Sohne gegeben hat, setzt ihn in den Stand, die Laufbahne anzutreten, zu welcher alles, was er bisher gethan, nur zu einer Vorbereitung gedient hat. Ich zweifle nicht, er werde, nach dem Urtheile der Welt, seinen Zweck dabey vollkommen erreichen, und ich hoffe auch, er werde, nach dem Urtheile Gottes, dabey eben so glücklich seyn, und

nie-

niemals vergessen, daß, gleichwie die verschiedenen Theile des Lebens einander zur Vorbereitung dienen, und gleichwie die Studien zu den Aemtern, und die geringern Aemter, dergleichen dasjenige ist, welches er jetzo annimmt, zu denen, die er, wie wir hoffen, in Zukunft verwalten wird, vorbereiten; also auch das ganze Leben, in welchem Amte man es auch immer zubringt, nicht anders soll angesehen werden, als eine Vorbereitung zu einem andern Leben, das auf eine ganz andere Art wichtig seyn wird, als alles, was in der Welt für wichtig gehalten wird. Ihr Beyspiel, Madame, wird mehr, als alles beytragen, ihn daran denken zu lassen. Denn ob es gleich die Wirkung einer besondern Gnade ist, sich dieser Vergessenheit zu widersetzen, zu welcher das Weltleben ganz natürlich führt; so gefällt es doch Gott, sie unter den Eindrucke des Beyspiels gottesfürchtiger Personen zu verbergen, welches er denen giebt, die er besonders ausersehen hat, daß sie der Canal der Gnaden seyn sollen, die er ihnen erzeigen will; das heißt, Madame, Gott hat sie in ihrer Familie zum Werkzeuge seiner Heiligung gemacht, und er verlangt also von ihnen, daß sie so wohl für sich, als auch für andere, fromm und gottesfürchtig seyn sollen. Da er sie aber zu diesem Amte beruft; so wird er sie auch, Madame, mit den Gnaden auszurüsten wissen, welche erfordert werden, wenn man diesem Amte Genüge leisten will. Und was er schon gethan

hat,

hat, kann ihnen zu einem Unterpfande von dem dienen, was er in Zukunft thun wird.

LVII. Brief.

Ueber den Tod seiner Schwester.

Ich muß ihnen, mein Herr, wohl selbst Nachricht von dem Verluste geben, den ich am Ende des vorigen Monats in der einzigen Schwester, die ich noch hatte, erlitten habe; denn ich sehe nicht, daß sonst jemand einige Ursache hätte, sie von einer Sache, woran der Welt so wenig gelegen ist, zu benachrichtigen. Ich will noch hinzusetzen, daß, ob ich gleich in ihr weder Hülfe, weil sie weder die Kräfte noch den Willen hatte, mir in etwas beyzustehen; noch auch Trost verliere, weil eine gewisse Einbildung, die sie allemal gehabt, daß ich sie nicht hoch genug schätzte, gemacht hat, daß sie niemals eine zärtliche Neigung und Liebe zu mir getragen hat; und daß, ob sie gleich in dem kränklichen Zustande, in welchem sie sich befand, als eine sehr schwere Last konnte angesehen werden, ich dennoch, mein Herr, bey dem allen diesen Verlust empfinde, und mich in eine größere Einsamkeit versetzt sehe. Man setzt, ich weis nicht wie, sein Wesen aus den Personen zusammen, die uns nach der Geburt angehören. Man

sieht

sieht sie als solche an, die einen Theil davon ausmachen. Man kann also keinen davon absondern, ohne wahrzunehmen, daß man noch entblößter, und noch mehr allein ist. Fügt es sich, daß die Person, die uns entrissen worden, die letzte war, die uns von unserer Familie noch übrig geblieben; so rührt uns die Betrachtung, nur der einzige zu seyn, der in der Welt von so vielen Personen, mit welchen man vereinigt gewesen, noch übrig ist, noch lebhafter wegen der Vorstellung, mit welcher wir uns allzeit beschäftigen sollten, daß in der Welt nur Gott und wir sind; das heißt, daß wir nur Gott zu gefallen suchen sollen, daß wir nur für ihn zu arbeiten verbunden sind, und daß wir unser Verhalten nach seinem Urtheile einrichten sollen, welches uns verpflichtet, alles übrige als etwas fremdes und gleichgültiges anzusehen. Man wird, mein Herr, nur mehr als zu sehr gewahr, daß man sich in Ansehung der menschlichen Hülfe, des menschlichen Beystandes und des menschlichen Trostes, in einer gewissen Einsamkeit befindet. Ein alter, kränklicher und halbtauber Mann soll von Seiten der Menschen keine großen Gefälligkeiten mehr hoffen, besonders, wenn er nichts hat, wodurch sie zu ihm gezogen, und bey ihm zurückgehalten werden. Hiernach muß er seine Rechnung machen; und es ist mein Fehler nicht, mich in diesem Stücke zu verrechnen, oder die Beraubungen zu empfinden, welche man sich in diesem Stücke muß gefallen lassen. Ich finde

so gar, das man mir noch zehnmal mehr Achtung erweißt, als ich verdiene, und auch so gar wünsche. Was ich, mein Herr, wünschte, welches aber nicht ist, besteht darinnen, daß das Leere, welches Gott um mich herum macht, und durch die Schwachheiten des Alters immer vermehren wird, mit ihm möge ausgefüllt werden; daß ich ihn an die Stelle aller Dinge setzte; daß er bey mir die Stelle aller Sachen, die mich beschäftigen, einnähme, und daß ich eben so sehr dem Herzen nach überzeugt wäre, als ich es dem Verstande nach bin, daß ich weiter nichts mehr zu thun habe, als mich so gut, als es mir nur möglich ist, zu dem Uebergange aus der Zeit in die Ewigkeit vorzubereiten. Um diese Gnade bitte ich sie, und auch ihren Herrn Abt, welchem ich diesen Brief mitzutheilen bitte.

LVIII. Brief.

An die Frau Abtissinn von Sauvoir.

Ueber den Tod ihrer Mutter. Er redet mit ihr von dem Geiste des Opfers, der die Christen bewegen soll, Gott ihre liebsten Sachen aufzuopfern.

Ich bin, Madame, von den Nachrichten und dem Umgange mit der Welt so abgesondert, daß es gar sehr zu verwundern ist, daß ich an dem

Orte, wo ich mich befinde, den Verlust, welchen sie in ihrer Frau Mutter erlitten, habe erfahren können. Weil Gott aber zugelassen hat, daß ich es erfahren habe; so habe ich geglaubt, er verpflichte mich dadurch, ihnen zu erkennen zu geben, daß die Entfernung der Oerter, und die Unterbrechung des Umgangs, mich niemals abhalten werden, an allem, was sie angeht, Theil zu nehmen. Ich habe es bey dieser besondern Gelegenheit gethan, wie ich gekönnt habe, und ich kann ihnen so gar Beweise davon geben, indem ich ihnen melde, was für Gedanken ich in Ansehung ihrer dabey gehabt habe.

Mich dünkt, Madame, man darf nur den Zweck des christlichen Lebens überhaupt, und insbesondere des Klosterlebens, welches sie durch Gottes Gnade erwählt haben, wissen, um vollkommen von dem unterrichtet zu seyn, was wir Gott bey dergleichen Gelegenheiten schuldig sind; und das können wir nicht besser, als von Jesu Christo selbst, lernen, welcher die Regel und das Muster des einen und des andern Lebens ist.

Er ist, Madame, nur gebohren worden, um durch die Aufopferung alles dessen, was er vom Adam an sich hatte, zu sterben, welches nur in seinem sterblichen Leben, und in den Schwachheiten der Natur, die er hat auf sich nehmen wollen, bestund. Das Kreuz ist nur die Vollendung dieses Opfers gewesen. Er hatte es aber mit seinem Leben angefangen, und er hat es seit dem bestän-

ständig, bis an seinen Tod, fortgesetzt. Wir werden auf gleiche Weise in der Welt und in der Kirche gebohren, um zu sterben, und um vermittelst eines Opfers zu sterben, das unser ganzes Leben lang dauern, und mit unserem Tode sich endigen soll. Dieses Opfer soll mit dem Opfer Jesu Christi verbunden seyn, und wir sollen der Messe niemals beywohnen, ohne uns mit ihm zu vereinigen, das heißt, ohne unser Opfer mit dem seinigen darzubringen, welches das unserige allein Gott angenehm machen kann.

Es ist aber sehr viel daran gelegen, zu wissen, worinnen das Opfer besteht, von welchem wir, als Christen, zu Priestern sind gemacht worden. Das Leben des Leibes macht nur einen Theil desselben aus; aber unser ganzes Opfer ist von einem weit größern Umfange. Denn es begreift alle unsere menschlichen Verbindungen; alles, was uns an die Geschöpfe heftet; allen Antheil, den wir an der Welt haben, es sey, auf welche Art es wolle, entweder vermittelst des Besitzes, oder vermittelst der Neigung; und überhaupt alles, was nur zeitlich ist, und nicht ewig dauern wird, in sich. Wir leben auf alle diese Arten, und in allen diesen Dingen, weil sich unsere Seele damit beschäftigt, und weil sie von dem, was ihr zum Gegenstande dient, lebt. Man muß also auf alle diese Arten sterben, indem man alle diese Sachen Gott aufopfert.

Nun gehört die Verbindung, in welcher wir mit unsern Anverwandten stehen, mit darunter.

Sie ist zeitlich und vergänglich; sie wird in jener Welt nicht mehr seyn. Wir werden vor Gott ohne Vater, ohne Mutter, und ohne Geschlechtsregister erscheinen, und so in alle Ewigkeit seyn. Hebr. 7, 3. Alle diese Unterschiede werden aufgehoben seyn, und wir werden an allen Geschöpfen nur die beständige und ewige Ordnung betrachten, die Gott unter ihnen machen wird, und auf welcher alle unsere Neigungen, ohne die geringste Rücksicht auf alle Verbindungen der Natur, beruhen werden. Sie machen also einen Theil von dem ganzen Opfer, welches wir bringen sollen, aus. Sie gehören, unter die Sachen, welchen wir absterben sollen, und deren Beraubung wir uns sollen gefallen lassen.

Die Verbindung mit unsern Anverwandten ist zwar so beschaffen, daß, ob es gleich gut ist, die gar zu große Aehnlichkeit an derselben zu mäßigen, man sie doch nicht ganz aufheben muß, wenn sie Gott nicht selbst aufhebt; gleichwie man die Seele nicht von ihrem Leibe trennen kann, wenn sie Gott nicht von ihm trennt. Wenn er es aber thut, Madame; so giebt er uns dadurch zu erkennen, daß er uns zu der Vollendung dieses Theils unsers Opfers beruft; welches wir ihm unser ganzes Leben lang zum voraus haben bringen, und zu erkennen geben sollen, daß wir es ihm vom Grunde des Herzens, und nicht nur in der Einbildung und in Gedanken, gebracht haben.

Nun heißt dieses Opfer vollenden, thun, was Jesus Christus bey der Vollendung des seinigen gethan hat, welches der heilige Petrus durch folgende Worte, nach dem Grundtexte, ausdrückt. *Tradebat autem iudicanti se juste*; das heißt, er übergab sich seinem Vater, der ihn recht richtete, 1. Petr. 2, 25. er sah die Gerechtigkeit seines Todes ein; er verehrte diese Gerechtigkeit; er freuete sich, daß er sie an ihm ausübte; er nahm sich seiner Sache an, und richtete sich vollkommen darnach, und indem er seinem zeitlichen Leben entsagte, so öffnete er sich den Eingang zu seinem neuen Leben, das ewig dauern wird. Auf eine solche Art sein Opfer in Ansehung seiner Anverwandten vollenden, heißt sich Gott übergeben, der uns von ihnen trennt. Es heißt einsehen, daß er es mit Recht thut, und daß wir es verdient haben, sie zu verlieren. Es heißt ihm alles darbringen, was wir noch in der Welt haben, und sich vorbereiten, es ihm wieder zu geben, wenn es ihm gefallen wird. Es heißt an die Stelle alles dessen, was in der Verbindung, in welcher wir mit unsern Anverwandten stunden, menschliches gefunden wurde, beständige und ewige Neigungen setzen, vermöge welcher wir sie nicht mehr als solche, die uns, sondern als solche, die Gott angehören, lieben. Endlich heißt es, sich bey dieser Beraubung mit einer Art von Freude ansehen und betrachten, weil sie uns näher zu Gott führt; denn es heißt, er werde der Helfer derer

seyn, die weder Vater noch Mutter mehr haben: *Orphano tu eris adjutor.* Ps. 9, 14.

Wir sollen, Madame, bey dergleichen Gelegenheiten bedenken, daß das Urtheil, welches in der Person Adams über alle Menschen gefällt worden, uns nicht nur zur Beraubung des zeitlichen Lebens, sondern zur allgemeinen Beraubung aller Geschöpfe verdammt, die wir verdient haben, und welche ein Tod von einem weit größern Umfange ist. Aber unter diesen beyden Todesarten ist der Unterschied, daß die verschiedenen Theile dieses allgemeinen Todes oftmals vor dem Tode des Leibes hergehen. Heute nimmt uns Gott dieses Geschöpf, und morgen ein anderes. Bald hebt er diese Verbindung auf, und bald eine andere, bis er uns in die allgemeine Beraubung der Welt versetzt hat, in welche wir durch den Tod des Leibes werden versetzt werden.

Es ist also unsere Pflicht und Schuldigkeit, Madame, Gott bey diesem Verfahren zu unterstützen; ihm, was er uns nimmt, von ganzem Herzen wiederzugeben, und uns durch die besondern Opfer zu dem letzten Opfer vorzubereiten, das wir ihm von unserm Leben bringen werden, und welches das Opfer aller übrigen Sachen in der Welt, die wir noch nicht verlohren haben, vollenden wird. Wir sollen es so gar, Madame, als eine besondere Gnade Gottes ansehen, daß er, indem er uns die Welt nach und nach entzieht, uns Gelegenheit giebt, uns auch nach und nach

von

von ihr loszumachen. Denn es befremdet einen gar sehr, genöthigt zu seyn, ihm alles auf einmal aufzuopfern, wenn man ihm noch nichts aufgeopfert hat; allem abzusterben, wenn man nach allem lebt. Und es ist gar sehr zu befürchten, daß ein solcher Tod nur ein bloser Tod, das heißt, nur eine bloße Strafe ist, die von einem Opfer nichts an sich hat. Ich habe also, Madame, mit Recht gesagt, die vornehmste Beschäftigung des christlichen Lebens bestehe darinnen, sich auf solche Art von allem, was uns an die Welt fesselt, loszureissen, und Gott zu folgen, wenn er uns zu sterben nöthigt. Und das ist auch eben so wohl von dem Klosterleben wahr. Die Stifter desselben haben bey sich erwogen, daß, da es unsere Schuldigkeit wäre, uns von allen Geschöpfen loszureißen, und sie Gott aufzuopfern, wir in uns ein großes Hinderniß fänden, dieses zu thun, welches die Liebe ist, die uns an sie fesselt; und daß dasjenige, was diese Liebe unterhielt, der Genuß und Besitz der erschaffenen Gegenstände war. Sie haben also geglaubt, man müsse, diese Liebe zu schwächen, sich von dem Genusse, und so viel, als es nur möglich wäre, auch so gar von dem Anblicke und dem Denken an diese weltlichen Gegenstände, trennen, um auf solche Art das Opfer derselben, welches die Seele bringen soll, zu erleichtern. Das ist der Zweck ihrer Gelübde, ihres Klosterlebens, ihrer Beschäftigungen, und ihres bußfertigen Lebens. Alles dieses zielt auf

nichts anders ab, als der Welt abzusterben, und ist nur ein Anfang dieses Todes. Wenn also Gott eine Nonne in die Nothwendigkeit versetzt, einen Theil ihres Opfers zu vollenden, indem er einer Verbindung, die sie noch hatte, ein Ende macht; so ist es eben so, als wenn er zu ihr sagte: Wir wollen sehen, ob du dir das Leben, welches du erwählt, zu Nutze gemacht, und ob du recht eingesehen hast, wozu es bestimmt ist.

Ich werde mich nicht verwundern, Madame, wenn sie das, was ich bishero gesagt, als etwas nicht gar zu bescheidenes tadeln werden; ich tadele es, indem ich es schreibe, deswegen selbst, wenigstens ist mir nicht unbekannt, daß sie es nicht nöthig haben, und daß sie in den Einsichten, die ihnen ihre Gottesfurcht verschaffen wird, und in den Briefen, die andere an sie geschrieben haben, mehr Licht und Salbung antreffen werden, als in dem, was ich geschrieben habe. Ich habe aber nicht umhin gekonnt, den Gedanken, die mir eingefallen sind, zu folgen; weil, wenn sie sie nicht nöthig haben, ich sie selbst nöthig habe, und weil mich dünkt, Gott errege, indem ich sie schreibe, in mir einiges Verlangen, sie im Herzen zu haben. Denn ich lebe zu einer Zeit und in einem Zustande, in welchem mich Gott in die Nothwendigkeit versetzt, vielen Dingen abzusterben, und ich bitte sie gar sehr um den Beystand ihres Gebeths, um es so zu brauchen, wie Gott haben will, daß ich es brauchen soll.

Verzeichniß

der in diesem ersten Bande erklärten Stellen der heil. gen Schrift.

Genesis	Kap. 2.	V. 6.	S.	200.
III. Buch der Könige	2.	3.		236.
Sprüchwörter	14.	17.		298.
— — — —	19.	11.		298.
— — — —	21.	10.		284.
Br. an die Röm.	2.	7.		185.
1. Br. an die Kor.	1.	5.		145.
1. Br. an die Thessal.	3.	3.		193.
Br. des heil. Jacob.	5.	19. u. 20.		184.
Br. des heil. Petrus	2.	25.		341.
— — — —	4.	8.		183.

Verzeichniß

der Hauptmaterien, so in diesem ersten Bande enthalten sind.

A.

Anführung. Damit muß man sich selten abgeben. 5. besonders muß man die Anführung der Frauen nicht leicht unternehmen. 294. Sie ist nöthig für jene, welche einen Hang zur Laugkeit haben. 220.

Antipathien sind sehr leicht in dem Ehestande zu befürchten. 62. Mittel aus denselben Nutzen zu schöpfen. 67.

Armuth. Was das Gelübd der Armuth in sich begreift. 219.

B.

Begleiten. Uiber die Art zu begleiten, um die Schritte Jesu Christi zu ehren. 234.

Beichtvater. Man soll im stand seyn einen zu entbehren, wenn uns Gott keinen giebt 113. Mittel wie man von einem Beichtvater wohl angeführet werden könne. 28. Wie solcher die Seelen leiten solle. — Wie man zween zugleich haben könne. 23. Die Seltenheit guter Beichtväter ist eines der grösten Uebeln in der Kirche. 117.

Bequemlichkeit. Es nützet viel sich zu gewöhnen, daß man aller Bequemlichkeit beraubt ist. 160.

Beredsamkeit. Merkmal der Beredsamkeit unseres Jahrhunderts. 233.

Beruf. Zeichen des Berufs zum Klosterleben. 169.

Bilder. Von den Sprüchen die auf den Rücken der Bilder geschrieben sind. 106.

Bücher. Ihr Nutzen. 9[illegible]. Es ist nothwendig den Nonnen gute Bücher zu verschaffen 113. Es wäre nützlich, wenn die guten Bücher in der lateinischen Sprache wären abgefaßt worden. 229.

Buße. Falsche Buße entstehet daher, daß uns unsere Eigenliebe blendet. 142. Buße, die uns unsere Eigenliebe aufleget. 212.

C.

Christ. Man muß wissen, was ein Christ ist. 9. Man kann nicht zu früh ein Christ seyn. 27. Ohne ein Christ zu seyn, kann man die Seligkeit nicht erlangen. 26.

D.

Dankbarkeit schickt sich zu dem Begriffe, den uns die Religion von den Liebswerken macht. 330.

Demuth ist der gröste Schatz der Seelen. 171. Wie man sie erhalten kann. 170. Wenn man auch noch so tugendhaft ist, so hat man doch täglich beständig fortdauernde Ursachen sich zu demüthigen. 30.

E.

Ehestand. Es ist eine große Gnade, wenn man das Verlangen hat dem Ehestande zu entsagen. 1. Wie sehr die Antipathien im Ehestande zu fürchten sind. 62. In demselben ist man den Versuchungen der Unterredungen und der menschlichen Urtheile zu sehr ausgesetzt. 20. Beschwerlichkeiten dieses Standes. 83. Es ist allzeit gut, die Vortheile eines ehelosen Lebens betrachten zu lassen 69.

Einbildung. Leute, die eine lebhafte Einbildungskraft haben, vergrößern die Sachen. 90. und wenden alles auf ihre Einbildung an. 91. In sich erkennen was Einbildung ist. 77. Die Frommen haben ihre Einbildung. 190. Ein jeder ist diesem Fehler ausgesetzt. 191.

Eitelkeit. Wie man sich gegen eitle Personen zu verhalhat. 208.

Ende. Der Mensch kann aus zweyen nur eines haben. 64.

Evangelium Christi, und der Gewohnheit. 11.

F.

Fähigkeiten ohne wahre Frömmigkeit nützen nichts. 322

Fegfeuer. Die Welt ist eine Art von Fegfeuer. 64.

Fehler. Wegen seinen Fehlern muß man sich nicht beunruhigen 67. nicht kleinmüthig werden, 85. 174. sondern sich demüthigen. 175. Gebrauch, den man von den Fehlern machen soll. 175. Alle Menschen sind Fehlern ausgesetzt, aber die heiligen erkennen sie, und machen sich diese zu Nutzen. 190. Recht schwach seyn, und Fehler zu begehen wissen, ist eines der grösten Geheimniße des christlichen Lebens. 191. Vortheile, die man von dem Geständniß seiner Fehler hat. 300.

Frauen sind gegen die Eindrücke des Vergnügens empfindsamer. 63. Mit ihrer Anführung muß man sich nicht leicht abgeben. 294.

Freunde, Freundschaft. Es ist ein Fehler, daß man die Menschen, so wie sie an sich sind, nicht zu lieben weiß. 33. Wegen Verschiedenheit der Gesinnungen soll man die Freundschaft nicht brechen. 42. Man muß die vorgefaßten Meinungen der Menschen kennen, ehe man mit ihnen Freundschaft errichtet. 43. Es giebt göttliche Gesetze, welche die Bezeugungen der Freundschaft bestimmen. 45. Die vorgefaßten Meinungen der Freunde sollen nicht unsere

sere Hochachtung gegen sie mindern. 47. Geheime Rucksichten, die sich in die Freundschaft einschleichen. 50. Es giebt wenig dauerhaftes in den Freundschaften der Menschen. 99. Fehler, und falsche Absichten, welche sich dabey befinden. 103. Die christliche Freundschaft hat nicht so viele Vertraulichkeit nöthig. 129. Was es dauerhaftes bey den Freundschaften giebt. 131. Was die Freundschaften vermindert. 132. Mißtrauen, welches man auf zärtliche Freundschaften setzen soll. 151. Man muß die Freundschaft nicht auf einen englischen Zustand einschränken. 155. Man muß sich nach den verschiedenen Karaktern seiner Freunde richten, und in Ansehung dessen, was von ihrem guten Willen abhängt nichts von ihnen verlangen. 210. Nutzen den man von den Freundschaften jener Personen haben soll, die sich Gott ergeben haben. 316. Freundschafftten, die auf der christlichen Liebe beruhen, sind hochzuschätzen, und denen die sie ausüben nützlich. 318.

Frömmigkeit macht nicht allemal die Menschen biegsamer 34. Sie wird nicht wie ein Recept gelernet. 61. Sie ist allein an den Menschen schätzbar. 321. Vorgefaßte Meinungen der Frommen. 35.

Furcht macht durch die Liebe thätig. 92.

G.

Gabe. Das Unvermögen ist eine große Gabe. 205.

Gebeth, welches im Sinne verrichtet wird, wann es eingeführt worden. 116. Gebeth der Alten. 116. Vom Gebethe der Nonnen von der Visitation. 282.

Gebrechen. Warum wird man über die Gebrechen der anderen überdrüßig. 33. Geschicklichkeit der Eigenliebe uns unsere Gebrechen zu verbergen. 212. Sie sind nichts vor Gott, wenn sie mit einer großen Liebe verbunden sind. 325.

Geheimniß der Beicht, ein natürliches Geheimniß. 26.

Gemeinschaft. Was die Gemeinschaft der Heiligen ist. 256. Wir müssen den Glauben an dieselbe erneuern. 267.

Gemüthsart. Alle Menschen handeln nach ihrer Gemüthsart. 190. Die Verschiedenheit der Gemüthsarten macht vielen Verdruß in den Ordensständen. 204. Wie man sich gegen jene zu verhalten hat, die eine verdrüßige Gemüthsart haben. 285.

Gerechtigkeit. Was man denen schuldig ist, welche die Wahrheit und Gerechtigkeit verfolgen. 255.

Gesetz Gottes ist nicht so klar in sich selbst, als in Jesu Christo. 241.

Gesinnung. Man muß immer fürchten, daß man nicht die Wahrheit rede, wenn man von seinen Gesinnungen spricht. 75. Ueber die verschiedene Gesinungen gottesfürchtiger Personen. 33. Wie man sich mit seinen Freunden zu betragen hat, die von den unserigen verschiedene Gesinnungen haben. 43.

Gespräche der Frauenzimmer sind eine der grösten Versuchungen. 20.

Gewohnheit ist gleichsam wie ein Evangelium. 11. Was die Gewohnheit in uns wirket. 12. Die guten Gewohnheiten muß man sorgfältig erhalten. 122.

Glaube. Welches der Beweggrund des Glaubens ist. 123.

Glöckchen. Streit mit den Glöckchen. 39.

Glück. Es ist ein wahres Glück die Welt zu verachten. 3. Das wahrhafte Glück in diesem Leben ist, ein stilles Leben führen, und an sein Heil denken. 328.

Gnaden, die wir empfangen haben, sind ein Grund um neue zu empfangen. 177.

H.

Handlungen. Gott schätzet die Handlungen mehr nach unserer Schwäche, als nach ihrer Größe. 2. und bestimmet für sie seine größte Belohnungen. 2. Wie man die Handlungen Christi verehren solle. 234. Zweck und Güte der Handlungen. 235.

Heil. An dem Heil eines Menschen muß man nicht verzweifeln. 250.

Heilige. Unterscheiden sich von andern Menschen dadurch, daß sie ihre Fehler einsehen, und sich zu Nutze machen. 191. Wie man von den Heiligen Gutes und Böses sagen könne. 252.

Heimsuchung. Gedanken auf das Fest der Heimsuchung der seligsten Jungfrau Maria. 263.

Helfen. Wie man anderen helfen könne. 59.

Hochachtung. Nichts verdient an dem Menschen Hochachtung, als die Frömmigkeit und Liebe Gottes. 321.

Hülfe. Es ist gemeiniglich eine Versuchung, seine Zuflucht zu entfernter Hülfe zu nehmen, und die nahe nicht brauchen. 86.

J.

Jesus Christus. Wie man in seinen Werken Jesu nachfolgen solle. 234.

Joseph. Die Mäßigung bey seinem Vorurtheil erhebt die Tugend dieses Heiligen. 45.

Jungfrau. Die Kirche ist die Mutter der Jungfrauen. 269. Lebensregeln einer Jungfrau, die der Ehe entsagt. 20.

K.

Kenntniß. Mittel die nöthigen Kenntniße zu erlangen. 57.

Ketzerey. Die große Ketzerey der Welt ist der Atheismus. 250.

Kirche. Die seligste Jungfrau ist das Vorbild der Kirche. 266. Dank, den man der Kirche schuldig ist. 267.

Kleidung. In seiner Kleidung muß man sittsam seyn. 28.

Klöster. Die Beschwerlichkeiten sind in den Klöstern nicht so groß, wie man sich es vorstellt. 80. Was man für Versuchungen in Klöstern hat. 102. Sie sind ein Zufluchts Ort der Schwachen. 174.

L.

Latein. Art und Weise die lateinische Sprache zu lernen. 194.

Leben. Lebhaftigkeit. Die Erkenntniß des christlichen Lebens ist selten. 11. Das christliche Leben ist eine Art von Fegfeuer. 64. Man soll auf alles, das uns an die Vergänglichkeit des Lebens erinnert, gar sehr Acht haben. 127. Das sterbende Leben ist ein vortreffliches Leben. 149. Das Leben, bey welchem man sich in nichts menget, ist sehr schwer, schickt sich aber sehr gut für diejenigen, die in der Welt sind verwickelt gewesen. 156. Man lebt nur auf eine zweyfache Art. 27. Lebhaftigkeit des Verstandes muß mit der Beurtheilungskraft verbunden seyn. 189. Lebensregeln soll man sich selbst vorschreiben. 59.

Lehren. Wie man sich die Lehren, die man andern giebt, zu Nutze machen kann. 272.

Leiden. Wir sind auf der Welt nur um zu leiden. 64. Das christliche Leben besteht im Leiden, oder mit den Leidenden Mitleid zu haben. 193.

Lesen ist eben so nöthig, als das Gebeth. 115.

Liebe gegen Gott ist allein groß, wirklich, und schätzbar an dem Menschen. 321. Die Liebe findet ihre Belohnung in sich selbst. 162. Geistliche Liebe des Nächsten. 181. Sie ist denen nützlicher, welche sie ausüben, als jenen gegen welche sie ausgeübt wird. 319. Diejenigen, welche viel Liebe haben, haben immer vor Gott eine gerechte Sache. 325. Begriff, den uns die Religion von der Liebe giebt. 330. Die Eigenliebe weiß uns unsere Fehler zu verhehlen. 212. Sie legt uns Bußen auf, 214. sie nimmt an allem Theil. 256 sie kann man in diesem Leben nicht völlig ausrotten. 274. aber betriegen. 274.

Ludwig. Von der Geschichte des heiligen Ludwig. 229.

M.

Mensch. Es kostet dem Menschen viele Mühe das Nichts der Welt zu verlassen. 2. Man findet keinen Menschen ohne Fehler. 34.

Missionarien. Was die Mutter Maria del' Incarnatione den Missionarien wünschte. 193.

Mutter. Eine christliche Mutter ist das Werkzeug der Heiligung ihrer Familie. 330.

N.

Nachlässigkeit. Diejenigen haben eine genaue Aufsicht nöthig, die zur Nachlässigkeit geneigt sind. 220.

Neigung. Es ist vortheilhaft, wenn man schätzbare Personen antrifft, zu welchen man keine Neigung hat. 201.

Nicole sagte das unverholen, was er wußte. 7. fürchtete sich Unterricht zu geben. 7. Sein Betragen gegen die mit Vorurtheilen behaften Leute. 39. Er fürchtet sich zu sagen, daß er jemand liebt. 50. ändert in zweyen Jahren vierzehnmal seine Wohnung. 52. Diese Aenderung ist

seiner Gesinnung entgegen. 52. Wie er sich bey diesen Veränderungen verhält. 164. Er hat das immer für ein verwägenes Unternehmen angesehen, wenn man einen zur Wahl eines gewissen Standes, besonders des Ehestandes bestimmen will. 70. Er war gar nicht unternehmend, in Gewissensachen furchtsam, und wollte von seiner Ordnung nicht abweichen. 88. Er wurd nicht für sehr zärtlich oder gefällig gehalten. 99. Er brauchte zuweilen nur ein Wort um verschiedene Gedanken zu bekommen. 152. Verschiedene Umstände seines Lebens. 159. Die Schwachheit seines Körpers. 206 Sein Betragen gegen schüchterne Freunde. 211. Er war ein Feind von Zänkereyen. 226. Er war schüchtern. 228. Er wünschte immer in lateinischer Sprache zu schreiben. 231. Er verfaßte gewisse Werke um armen Personen damit zu helfen 232. Er beklaget sich über seine schwache Gedächtniß. 297. Er fürchtet die übermäßige Strenge. 298.

Nonnen dürfen die Beobachtung ihrer Ordensregel nicht unterlassen. 91. Wie sie sich deswegen eine Strafe auflegen sollen. 94. Man muß ihnen gute Bücher verschaffen. 113. Sie müssen einen Beichtvater entbehren können, wenn ihnen Gott keinen schickt. 113. Verschiedene Gedanken über ihr Ordensgelübd. 176. Die fremden Nonnen kann man nicht mit Recht von dem Kloster ausschließen. 216. Ihre Pflicht ihren Oberen ihr inneres bekannt zu machen. 297.

O.

Obere. Die Vertraulichkeit mit den Ordensoberen ist nothwendig. 92.

Offenherzigkeit. Es giebt zweyerley. 305.

Opfer. Der Geist des Opfers, der die Christen bewegen soll, ihre liebste Sachen Gott aufzuopfern. 337.

P.

Postulanten muß man vielmehr nach den Handlungen, als nach den Worten beurtheilen. 187.

S.

Schriftsteller. Unterschied zwischen dem was er schreibt, und jenem, was er ist. 2.

Schritte. Ueber die Weis die Schritte Jesu Christi zu ehren. 234.

Schwachheit. Die Ursache unserer Schwachheit liegt mehr in uns selbst, als in äußerlichen Dingen. 165.

Seelen. Wie man sie führen kann. 28. Wie man den Seelen dienen kann. 88. Gott hat seine Absichten in Ansehung der Seelen, und diese kennet man nur durch den Ausgang. 173. Man muß die Seelen nicht gar zu sehr antreiben. 298.

Seelsorger. Mangel an wahren Seelsorgern. 118.

Stand. Worauf man sehen muß, wenn man einen Stand erwählen will. 6. Man muß die Schwierigkeiten eines Standes kennen, ehe man denselben wählet. 10.

Streitigkeiten in den Meinungen verhindern die Einigkeit unter den Kindern der Kirche. 53.

Strenge. Die zu große Strenge muß man meiden. 297.

Sünde. Es giebt viele Sünden, die man nicht kennet. 192.

T.

Tod. Es giebt drey Gemüthsverfassungen, in denen man an den Tod denken soll. 138. Die Erwartung des Todes ist eine allgemeine Pflicht. 136. Was diese Erwartung nützet. 137. Gedanken über den Tod seiner Schwester. 335. Ueber den Tod einer Mutter. 337.

Trunkenheit. Verfahren der Frauenzimmer in Bretagne in Ansehung der Trunkenheit, die in diesem Lande herrscht. 44.

Tugendhaft. Wenn man gleich noch so tugendhaft ist; so hat man doch allzeit Ursachen sich zu demüthigen. 30. Die Tugenden, so Gott von uns verlangt, müssen wir ausüben. 214.

U.

Unruhe ist das größte Hinderniß der wahren Buße. 67.

Unschlüßigkeit haßt die Seele von Natur. 8. Sie ist dennoch der Anfang der Gnade. 8. Leute vom hohen Stande empfinden sie nicht. 9.

Unschuld. Was falsche Unschuld ist. 141.

Unvermögen ist eine große Gabe. 205.

Urtheil. Die Versuchung der Urtheile der Menschen ist eine der größten. 20. Wir sollen auf die Urtheile, die wir von andern fällen, mehr acht haben, als auf die, welche man von uns fället. 53. Die ungerechten Urtheile, die man über uns fället, können wir vermeiden. 225.

V.

Verachtung der Welt ist ein Opfer, welches man immer in diesem Leben verrichten muß. 3. Was sie in sich begreift. 3. 4.

Verfolgung. Was man denen schuldig ist, welche die Wahrheit und Gerechtigkeit verfolgen. 255.

Vergnügen. Die Frauenzimmer suchen die Ergötzlichkeiten und Vergnügen mehr, als die Mannspersonen. 64.

Vernunft. Man muß an sich zu erkennen suchen, was Vernunft ist. 77.

Visitation. Von dem Geiste und der Absicht dieses Instituts. 263. Vom Gebethe der Nonnen von der Visitation. 282.

Vor-

Vorurtheil. Von den verschiedenen Vorurtheilen gottesfürchtiger Personen. 33. Von verschiedenen Eigenschaften der Vorurtheile. 40 Die Vorurtheile, welche Freunde wider uns hegen, sollen unsere Neigung zu ihnen nicht vermindern. 47.

Vorwitz. Wie man sich mit vorwitzigen Personen zu betragen hat. 209.

Vorzug. Untersuchung der Regel: die jungen Leute müssen sich in nichts vorzüglich auszeichnen. 15.

W.

Wachen. Wenn man gleich noch so tugendhaft ist, so hat man doch allzeit Ursache über sich zu wachen. 30.

Wahl. Worauf man bey der Wahl eines Standes sehen muß. 6. — 70. Sie ist eine mühsame Sache. 5.

Wahrheit. Man kann allezeit von denselben Wahrheiten Nutzen haben, wenn man sie mehr einsieht. 144. Worin der Eifer für die Wahrheit bestehet. 224. Die nützliche Untersuchung der Wahrheit muß man deswegen nicht unterlassen, weil sie andere mißbrauchen können. 244. Was man denen schuldig ist, welche die Wahrheit verfolgen. 255.

Weg. Man muß behutsam seyn, daß man den wahren Weg zum Himmel nicht verfehle. 143. Wir sollen immer mit neuem Eifer auf dem einmal betretenen Wege fortgehen. 172.

Welt. Wie gering die Welt an sich ist. 2. Sie ist ein gefährlicher Aufenthalt. 175. Alles ist gering in der Welt. 78. Glückseligkeit derjenigen, die sich ganz von der Welt losgerissen haben. 197.

Werke. Auf äußerlichen Werke kann man die Versicherung des Heils nicht gründen. 141.

Wiederwärtigkeiten. Warum uns die Wiederwärtigkeiten dieses Lebens so empfindlich sind. 63. Sie sind niemals eine hinlängliche Ursache seinen Stand zu ändern. 65.

Wille. Ein jeder Wille Gottes verdient angebethet zu werden. 117.

Wissenschaft. Die wahre Wissenschaft des Menschen besteht darin, daß er die Nichtigkeit der Welt erkenne. 3.
Wunderwerke. Man muß die wunderbaren Dinge, so viel man kann, bestättigen. 242.

Z.

Zweifel gewisser Personen muß man anhören, um ihr Gemüth zu beruhigen. 4.

Ende des ersten Bandes.

Verbesserungen

der im ersten Bande eingeschlichenen Fehlern.

Seite	Zeil	anstatt	lies
I	6	von gleichem Schlage sind	von einigem Werthe sind
II	2	sind	macht
—	11	und Entscheidungen	und sichere Entscheidungen
2	28	unschamhaft	unschmackhaft
—	30	Er	er
3	25	Verzichtthum	Verzichtthun
—	26	die von so wenigen beträchtet	so wenig beträchtlich
6	16	bewegt	befreiet
—	17	dle	die
13	21	bleibet	bleiben
14	19	einförmg	einformig
16	7	beruhigte	beunruhigte
24	24	die in	die ihn in
63	2	Antwort	Antworten
65	5	vernehmen	vermehren
66	27	welche	einige
76	8	sich	sie
89	29	nicht nicht möglich	nicht möglich
90	16	betriegen sich	betriegen sie sich
91	6	hat mich, ich gestehe es ihnen, in	— hat mich in
94	29	wider	wieder
106	4	oder Tagen	oder drey Tagen
—	8	uberschickte	überschicke
107	10	als selbst	als durch sich selbst
109	—	VXI	XVI
116	15	ihr	ihren
122	14	ihen	ihnen
130	6	Klosterleben	Kloster leben
145	19	So	Sie
154	2	Auslassung	Bezeigung
160	21	um	und
—	25	mit	wegen
—	26	geachtet	mich gerühmet
171	27	fast nicht fast	fast nicht
175	21	der Gott	den Gott
178	30	verleittn	verleiten

Seite	Zeil	anstatt	lies
179	3	jedet	jede
181	5	Au	An
181	22	Wen	Wenn
182	12	Brche	Buche
200	3	unschmacktes	unschmackhaftes
203	19	einer	jener
209	7	an ihr	an ihrer Seele
219	7	Anfang	Umfang
221	27	ihrrs	ihres
226	8	die	den
229	4	unerer	unserer
237	4	benannten	kannten
236	9	7, 3.	2. 3
238	12	andere	den anderen
244	14	wären,	wäre,
248	24	Ognins	Ogny,
249	6	Ognies	Ogny,
251	8	worden	werden
251	9	möglich	geschehen
252	28	nöhig	nöthig
258	20	größrres	größeres
260	7	sich den	sich von dem
289	25	versuch	versucht
312	6	verlungen	verlangen,
326	26	unbedachtsam	unbedachtsame
342	1	llaben	haben.

XX (3 Bde) I 91

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicole, Pierre, 1625-1695

Moralische Versuche, oder Briefe, vom verstorbenen Herrn Nicole

Bd.: 1

Bamberg ; Wirzburg (1784)

Asc. 3430-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10265574-7
VD18 80210554